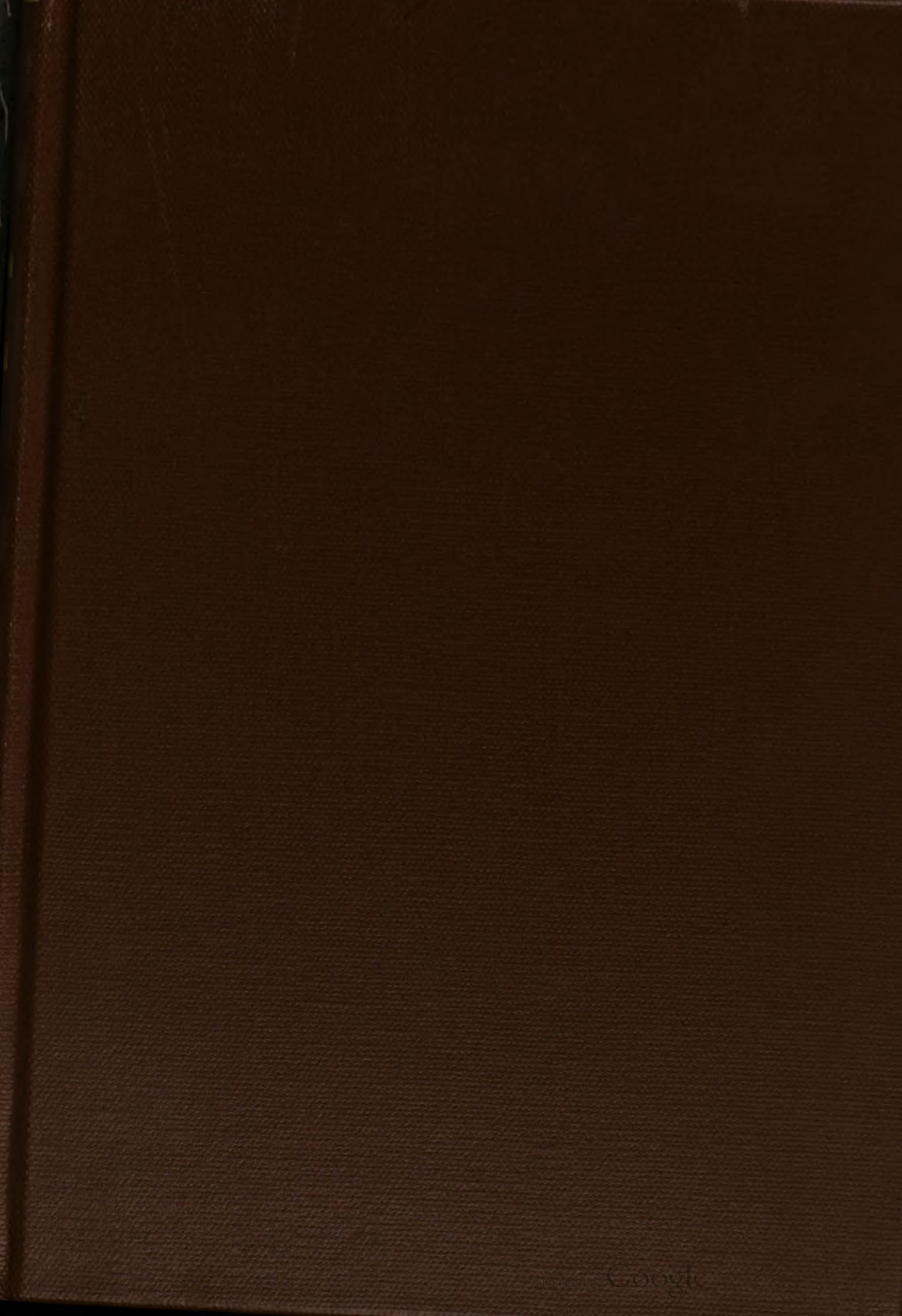
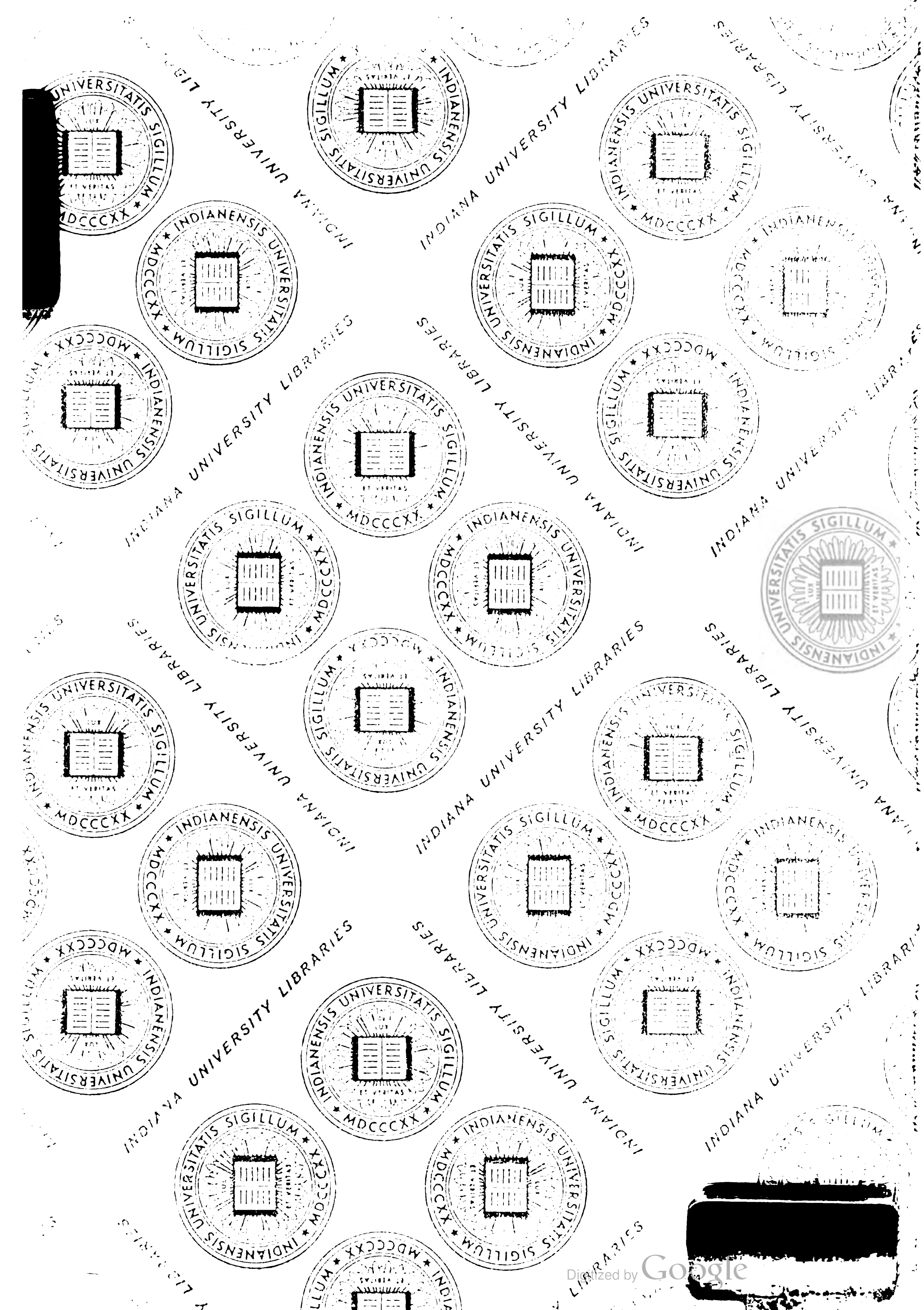
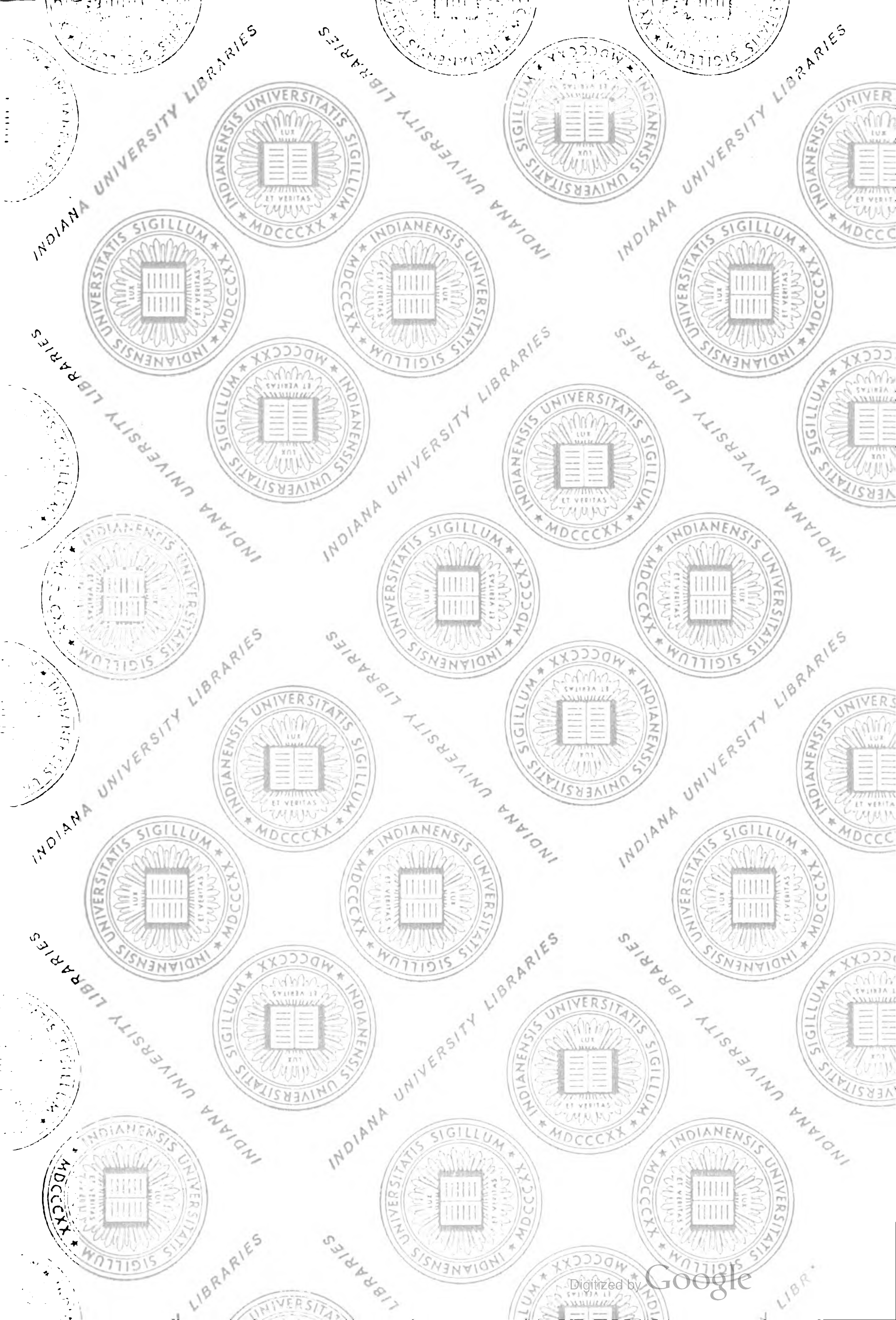
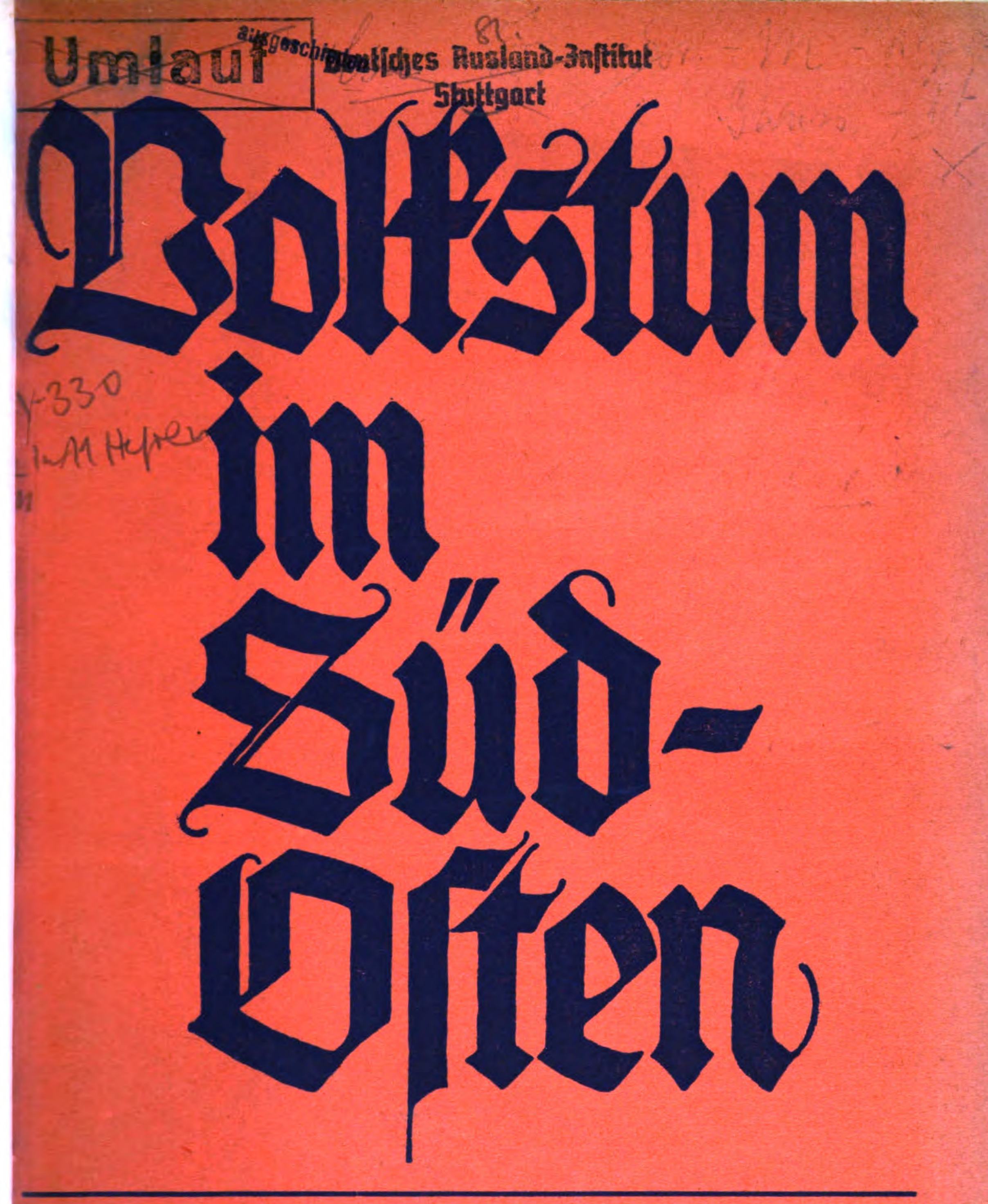



INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX
LUX ET VERITAS


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX
LUX ET VERITAS



Jännerfolge 1941

Heftpreis RM —.40

Volkstum im Südosten

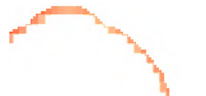
Volkspolitische Monatsschrift

Früher „Grenzland", Zeitschrift für deutsche Schutz- und Kulturarbeit des Deutschen Schulvereins Südmark / 18. Jahrgang

Schriftleiter: Felix Kraus

Verantwortlich für Anzeigen: Leo Weninger (Wien 55, 5., Spengergasse 43) — Derzeit Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig — Adolf Luser Verlag GmbH. (Geschäftsführer: Ernst Sopper und Karl K. Bauer), Wien 55, 5. Bez., Spengergasse 43, Fernruf B-20-3-37 — Die Zeitschrift erscheint am 15. eines jeden Monats — Bezugspreis im Jahr RM 4.— (einschl. 20 Rpf. Postzeitungsgebühr) — Postsparkassenkonto Wien Nr. 52967, bzw. Giro-Abteilung der Ersten Österreichischen Spar-Casse, Wien 1, Konto-Nr. 4956 — Alle Zuschriften, die Schriftleitung betreffend, sind an Felix Kraus, Wien 65, 8. Bez., Fuhrmannsgasse 18 (B-48-5-44) zu richten — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet — Für unverlangt eingesandte Beiträge und Bilder wird keine Gewähr geleistet — Druckerei der Adolf Luser Verlag GmbH., Wien 55, 5. Bez., Spengergasse 43

Inhalt des Jännerheftes 1941





Volkstum im Süd-Osten

Der Weg

In der Erkenntnis tiefeingewurzelter Lebensgesetze, die sich aus Wesen und Raum, Blut und Boden, Veranlagung und Erfühlen der großen entscheidenden Stunden ergeben — aber auch schuldhaft verleugnet werden können —, hat das eben abgelaufene Jahr die Völker des südosteuropäischen Raumes vorwärts gedrängt. Nicht überall aus eignem, schon freigerungnem Willen. Da und dort in schweren inneren Krisen. Aber die Quellen alter Volkstumskräfte sind auch dort, wo fremde, gleißende Bauten darüber errichtet waren und sie für immer verstummt schienen, wieder aufgebrochen und rauschen. Wer sie hört, hört die Stimmen von morgen, die Hoffnungen verjüngter, gereinigter Kraft. Er hört das, was aus dem eignen Wesen, aus Blut und Boden wachsen kann, und wird, wenn er dort anknüpft, festen Grund finden. Er wird aber auch damit gezwungen werden, dem fremden, verführerischen Schein einer fehlgegangenen Entwicklung abzusagen und zu den ursprünglichen Anlagen und Formen der Gemeinschaft zurückzugreifen, aus denen die neue Zukunft wächst.

Damit erhält die Frage nach dem Körper, dem wirklichen Träger der Volkstumskräfte, neue und erhöhte Bedeutung. Denn auf Dauer kann nur die Gestalt gehalten und das Wunschbild als Ziel geformt werden, das aus gesunden Kräften gewachsen ist, die sich der Stärke, aber auch Grenzen ihrer Spannungsmöglichkeiten bewußt sind.

Aus dieser Schau gewinnt die Formung des Geschichtsbildes, des Mythos, den jedes Volk in sich trägt, eine entscheidende Bedeutung für die gesunde Entfaltung seiner Kräfte und die Einordnung in die durch Raum und nachbarliche Lage geschaffenen Voraussetzungen. Jahrhundertelang können solche Ideen schlummern, können Völker „träumen" — oder können, gefördert und emporgetragen durch Ziellosigkeit und Schwäche ihrer Nachbarn, weit ausgreifende, ihren Eigenkörper und ihre Eigenkräfte weit übersteigende „Sendungsgedanken" entwickeln, ohne daß an sie die Frage herantritt, ob die vorhandenen Kräfte diese Aufgaben auch unter allen Umständen zu erfüllen vermögen. Denn wenn auch der Glaube an die „Sendung" gleich einem Magneten Kräfte von außen anzuziehen und einzuschmelzen vermag, so darf nicht übersehen werden, daß ein solches „magnetisches" Feld in dem Augenblicke anderen Gesetzen unterliegt, als stärkere Kräfte, aus größerer Schwerkraft geboren, ihre weiterstrahlenden Wirkungen ausüben und nun die sie umlagernden Einzelkörper nach ihren tiefer ins Gefüge eindringenden Ordnungsprinzipien auszurichten beginnen. Auch das Leben der Völker unterliegt diesen Gesetzen, die wir auf jedem Schritt in der Natur beobachten können.

Mit anderen Worten: Räume, in denen Kleinvölker nebeneinander oder in starker gegenseitiger Durchdringung leben, werden nur so lange unter dem „Sendungszeichen" eines von ihnen stehen, als die Eigenkräfte der übrigen, aus welchen Schicksalen heraus immer, gelähmt waren und nicht, durch Fernwirkungen aufgeweckt, zu neuem, eignen Gestaltungswillen erwacht sind. Denn hier offenbart sich das Gesetz des Raumes, der stets nur von lebendig wirkenden Kräften geformt werden kann. Wer dies Gesetz nicht erkennt, läuft Gefahr, an Stelle natürlicher Entwicklung ein der Wirklichkeit nicht entsprechendes Scheinbild zu setzen.

Der Ablauf der Völkergeschichte wird demnach in entscheidendem Maße mitbestimmt sein von der Größe und Stärke des Körpers, aus dem heraus sich seine Kräfte erneuern und nach inneren Gesetzen ordnen. Die Großvölker, die über weite Räume hin in einer fast unüberschaubaren Fülle von Möglichkeiten ihre Kräfte tausendfältig erproben und ersetzen können und in stammlichen wie landschaftlichen Verschiedenheiten schließlich doch nur die große Melodie gemeinsamen Blutes fühlen, werden daraus, ihres natürlichen Wachstums sicher, zu einer Weite des Blickes, zu einem unerschütterlichen Bewußtsein ihrer Kraft gelangen. Sie

SK

werden aus vielen Prüfungen und schweren Schicksalen heraus in sich die Verantwortung für den ihrer Kraft angemessenen Raum fühlen und daraus ihre Aufgabe bauen. Sie werden, in der Erkenntnis ihres höchsten Gutes, der Reinheit ihrer Art, zu scharfer Abgrenzung ihres Blutes gegen eindringendes Fremdblut greifen. Ihr Volkskörper wird sich, je deutlicher sich dieses Bewußtsein der Weite und Stärke in ihm entfaltet, desto klarer in seinem Innern ordnen nach den natürlichen, dem einzelnen als Glied des Ganzen die höchste Entfaltungsmöglichkeit sichernden Gesetzen, für die aber Sicherung der Gesamtheit oberste Richtlinie bleibt. Größe und Unerschöpflichkeit des Siedlungsraumes gibt dem einzelnen den Begriff der Weite der Aufgaben, so daß, gestützt vom Bewußtwerden der Wesenseigentümlichkeit, das Geschichtsbild zu einem heldischen Sendungsbewußtsein aufwächst, das Verantwortung auch für die raummäßig mit diesem Bereich nahe verbundenen kleineren Fremdvölker in sich trägt.

Anders die Kleinvölker. In ihnen stößt jeder neue Gedanke an die enggezogenen Grenzen. Entweder werden sie sich daher abzuschließen suchen und leicht jeden, der dieses Inseldasein nicht mitmachen will, als Störenfried erklären, oder sie versuchen ihren politischen Willen noch schwächeren, volksfremden Gruppen aufzuzwingen und auf diese Weise im eigenen Körper dem allzu großen Gerüst die nötige Füllung zu geben. Dabei laufen sie allerdings Gefahr, in Krisen zu geraten, so wie diese fremden Gruppen ihrerseits von ihrem volksmäßigen Mittelpunkte her angezogen oder von Bewegungen erfaßt werden, durch die sie sich ihrer Eigenkraft bewußt werden.

Darin liegt die verschiedene Schau begründet, die Angehörige der Groß- und Kleinvölker so oft scheidet oder zum mindesten am Verstehen ihres Weges hindert. Was im Großvolk aus ruhiger Sicherheit geschieht und es selbst über lange Zeitspannen schwerer Krisen hinweg nicht am Gefühl seines Reichtums zweifeln oder dem Verschwenden seines Blutes in fremden Boden Einhalt tun ließ, das mußte in der Enge des Raumes und der Aufgaben das Kleinvolk rascher in Extreme und zu Entladungen führen.

Die Beziehungen der Mitte unseres Erdteiles und Südosteuropas spiegeln sich in diesen allgemeinen Feststellungen. Kein Großvolk hat in diesem vielfach gegliederten Raume des Südostens den Schwerpunkt seines eignen Siedlungsbodens. Keines der Kleinvölker, das dort beheimatet ist, vermag aus sich, gestützt auf seine natürlichen, echten Kräfte und die Zahl seiner Volksangehörigen, diesem Raume in seiner Gänze oder wenigstens in wesentlichen Teilen seine Prägung zu geben. Kaum irgendwo aber sind in sich geschlossene, größere Landschaften von einem einzigen dieser Völker bewohnt — die Durchdringung, die „Verzahnung" bildet die weit überwiegende Regel. So ist der Südosten des Erdteiles von je zwischen die politischen Ideen der benachbarten Großvölker gestellt gewesen, deren Kultur- und Wirtschaftskräfte am Aufbau halfen — wir denken nur an die Hunderttausende deutscher Arme, die den Boden rodeten und die Städte bauten —, wie andererseits an die aus dem Osten vorbrechenden asiatischen Reitervölker, die das Geschaffene mehr als einmal in Trümmer stürzten.

Erst als im 19. Jahrhundert die Scheinwelt einer sich an wesensfremden Vorbildern des Westens demokratisierenden, politischen Herrschaftsschichte die alten, schwersten Notzeiten und Stürmen standhaltenden Einrichtungen organischen Aufbaues dieser Bauernvölker beiseite schob und dafür das Unruhespiel des Parlamentarismus und der Parteienwirtschaft einführte, gingen die natürlichen Maßstäbe für Aufgaben, Raum und die zu seiner Bewältigung nötigen Kräfte verloren. Die Zeit des schrankenlosen Nationalismus, der Übersteigerung, des Hasses gegen die Helfer von gestern brach an und führte die Völker auf die Straße des eignen Verderbens. Überall, wohin wir heute schauen, zeigen sich die Folgen, die Zerstörungen aus dieser Zeit. Aber von unten herauf ringen sich, aller Widerstände ungeachtet, aus den Urgründen des Volkstums neue Kräfte. Ihr Weg ist hart.

Das deutsche Volk, das in schwerstem Kampfe um sein Lebensrecht steht und in unerschütterlicher Geschlossenheit den Sieg zu erkämpfen gewillt ist, folgt diesen Wandlungen in den kleinen Völkern des Südostens nicht ohne warme Teilnahme. Es sieht die gesunden Kräfte und sieht die Aufgaben. Es sieht aber auch eine tausendjährige Verbundenheit durch die Ströme seines Blutes, die es zu allen Zeiten dem Südosten verschwenderisch zur Verfügung gestellt hat und durch die dort eine unübersehbare Fülle von Leistungen vollbracht wurde: mit dem Schwert, mit dem Pflug und als Lehrmeister. Dieser Weg steht vor dem deutschen Volke als Verpflichtung — gegen die tausendfachen, der Zukunft gläubig gebrachten Opfer des eignen Volkes wie gegen die Fremdvölker des Raumes, der schon durch den Flußbereich der Donau, deren Geäder den Körper der Mitte des Erdteiles durchdringt, mit ihm unlösbar verwurzelt ist. Felix Kraus.

Die Steppe wächst . . .

Der bessarabische Raum ohne den Volksdeutschen

Wir veröffentlichten in der Oktober- und Novemberfolge von „Volkstum im Südosten" Auszüge aus den persönlichen Briefen einiger Kameraden, die an der Umsiedlung der Bessarabiendeutschen tätig mitgewirkt haben. Unseren Lesern sollte damit nicht nur ein lebendiges Abbild dieser volksdeutschen Heimkehr und der gewaltigen Trecks durch die herbstliche Steppe geboten werden, sondern sie sollten darüber hinaus auch einen Einblick in die geistige Haltung der rückgeführten Volksgruppe gewinnen. Gerade aus diesen, durch das unmittelbare Erlebnis geformten und für einen engeren Freundeskreis bestimmten Briefen ward eindeutig sichtbar, daß der Wille zur Heimkehr ins Reich unter den Bessarabiendeutschen kein Wenn und kein Aber mehr kannte, ein bedingungsloser geworden war. Den Hintergrund für die nunmehr zur Geschichte gewordene Wanderschaft einer ganzen Volksgruppe, der die einzelnen Schilderungen galten, bildeten der bessarabische Raum und die Weite seiner Steppe.

Nun sollen diesmal Auszüge aus Briefen unserer Kameraden folgen, die im wesentlichen erst nach dem Auszug der Volksdeutschen geschrieben wurden. Sie runden das Gesamtbild der Umsiedlung nach einer bisher wenig beachteten Seite hin ab. Sie führen uns durch verlassene und verödete Dörfer, zeigen uns das Antlitz einer Landschaft, aus der die volksdeutschen Aufbaukräfte nunmehr abgeströmt sind. Wir können aus diesen Schilderungen bloß einen Bruchteil der Wirkungen und Wandlungen erahnen, die mit dem Fortgang der Volksdeutschen im bessarabischen Raume einsetzten. Was der Verlust dieses wertvollen Menschenmaterials für die weitere Zukunft des Landes und auch aller osteuropäischen Landschaften, aus denen die Volksdeutschen nach dem Reiche zogen, bedeutet, das kommt der andersvolklichen Umwelt erst beim Abschied in aller Schärfe zum Bewußtsein. Diese impulsive Erkenntnis ist echt und ungeschminkt. Sie ist gleichzeitig ein Werturteil zugunsten der volksdeutschen Kräfte, die das Reich für den Aufbau seiner Ostgebiete gewonnen hat.

„. . . Heute vormittags hat einer der letzten Trecks Bessarabiens seinen Heimatort verlassen. Ich will den Abschied der Volksdeutschen noch einmal miterleben, doch verzögert eine dienstliche Besprechung meine rechtzeitige Abfahrt. So kommen wir trotz einer wilden Autoraserei durch die weite Steppe schon in eine menschenleere und verödete Gemeinde. Die uns längst vertraute, ungemein breite Dorfstraße, die in ihrer gesamten Länge kaum zu überblicken ist, trotzdem sie sich vom Ortseingang bis zum Ortsausgang schnurgerade hinzieht, wirkt in der einsamen Stille noch wuchtiger und großzügiger als sonst. Kein Volksdeutscher grüßt

mehr unseren Wagen, keine spielenden Kinder lenken den Blick auf sich. Nur die herbstklare Mittagssonne spielt flirrend im Blätterwerk der die Straße umhegenden Akazien, wirft flimmernde Ornamente auf den hellen Verputz der glattgebordeten Lehmzäune. Sie rückt das weiße Mauerwerk der stattlichen Bauernhäuser in das rechte Licht und schärft unseren Blick für die toten Werte, die hier zurückgelassen wurden. Inmitten der schweigenden Einsamkeit, die um uns lebt, spüren wir erst jetzt ganz klar, wie groß und sauber dieses von unseren Volksdeutschen freiwillig geräumte Dorf ist, wie stolz und reich seine einzelnen Gehöfte wirken. In dem träumenden Mittagsglast scheint über der staubigen Dorfstraße, zwischen den scharfen Schatten der Akazien und den blendendweißen Flecken der Bauernhäuser die letzte Weise eines deutschen Volksliedes zu verklingen, die Melodie eines schweren und dennoch stolzen Abschieds. Sie spiegelt sich auch in den zahllosen Wagenspuren, die den Steppenboden der breiten Dorfstraße durchfurchen und allesamt nach dem Süden, nach der fernen Donau hinzielen. Sie sind die stummen und doch so beredten Wegweiser einer großen bäuerlichen Heerfahrt nach dem Lande der Vorväter, nach dem Großdeutschen Reiche.

Wie wir so langsam durch das tote Dorf fahren, hören wir plötzlich die Kirchenglocke läuten. Sie klingt schwer und dröhnend über das Land, ruft, so laut und stark sie es nur kann. Ihr hämmerndes Lied durchbricht das Schweigen der Stunde und wirkt seltsam aufrüttelnd in der verlassenen Gemeinde. Wir spüren, daß sie ihren letzten Gruß den abziehenden Volksdeutschen nachsenden will und möchten den Glöckner sehen. Unweit der Kirche und der Schule hält unser Wagen. Wie wir aussteigen, erblicken wir südlich des Dorfausganges, weit draußen in der Steppe, das Ende des Trecks. Eine hohe, dunkle Staubfahne zeichnet seinen Weg, der sich zwischen Mais- und Melonenfeldern verliert. Hell und hart singt die Glocke ihr Abschiedslied, handfeste Fäuste müssen an ihrem Strick zerren. Es ist ein wilder, hastender Rhythmus, der sie durchpulst, manchmal meinen wir, sie müßte singend und klirrend zerspringen. Was schadete es? Wir wissen, genau so wie ihr letzter Glöckner, daß sie, auch wenn sie heil bleibt, nie mehr erklingen wird. Sie wird verstummen, ebenso, wie in dem Lande hier alle anderen Glocken verstummt sind. So kann und darf ihr Abschiedsläuten lauthals über das verlorene Dorf dröhnen, den in der Ferne abziehenden Volksdeutschen die letzten Grüße des Heimatdorfes nachschicken. Es ist keine zarte und weiche Melodie, die sie den Treckenden nachruft, sie läutet Kraft und ehernen Willen, schwingt hart und herb aus. Sie schweigt, da am südlichen Himmel die ferne Staubfahne des Trecks in sich zusammensinkt, nichts mehr von dem Abzug der Volksdeutschen zu spüren ist. Nun, da sie stürmend verstummt ist, fällt uns der erste Vers unseres Umsiedlungsliedes ein, der so ganz zu dieser Stunde und diesem Erlebnis paßt: „Es läuten viel Glocken im Osten / Sie rufen landein und landaus / Die Deutschen auf einsamen Posten / Sie kehren für immer nach Haus! / Der Führer, er hat es befohlen / Wir holen sie heim nach dem Reich / Ob aus Rußland, Rumänien, aus Polen / Das ist und das bleibt uns ganz gleich ..."

Kurz nachdem die Glocke verklungen, tritt aus der Kirchtumstür ein kräftiger Bauernbursche in der schwarzen Uniform der NAF. Er geht nach der benachbarten Pfarre, verschwindet im Hofe und kommt nach einer Weile auf seinem Pferd herausgeritten. Rasch prescht er die Dorfstraße herunter, sieht unseren Wagen, stutzt zuerst und erkennt uns dann. In scharfem Trab reitet er an uns heran, hält knapp vor mir, richtet sich im Sattel auf und grüßt mit dem Deutschen Gruße. Dann meldet er in soldatischer Kürze: „Ortsbereich Katzbach von allen Volksdeutschen geräumt, der letzte Treck in Richtung Kubej unterwegs!" Einem von uns drängt sich die Frage auf, ob ihnen der Abschied von der Heimat schwergefallen sei. Der Bursche denkt einen Augenblick nach, dann antwortet er mit einer Art Gegenfrage: „Was heißt Abschied, wenn uns Deutschland ruft!" Er sinnt weiter nach, sagt dann unvermittelt: „Ist es Ihnen schwergefallen, von daheim wegzugehen, um Soldat zu werden und uns zu holen?" Lächelnd gibt ein Kamerad ihm Antwort, und die Schwere ist gebannt. Wir sprechen noch eine Weile über den Wagenzug, dessen Übernachtungs-

orte, die Gliederung des Transportes in Zehner- und Hundertschaften, bis er sich besinnt: „Ich muß jetzt fort, den Treck einholen!“ Dann grüßt er wieder straff und reitet die lange, breite Dorfstraße hinunter.

Es ist ein seltsames, gleichnishaftes Bild, das dieser letzte Reiter auf der einsamen Dorfstraße uns bietet. Trotz des weichen Staubes hört man durch die Stille den harten Klang der trabenden Pferdehufe. Irgendwo in den menschenleeren Höfen erwittern einige zurückgelassene Hunde den jagenden Reiter und beginnen laut loszuheulen. Ihr langgezogenes Winseln ist uns schon in mancher geräumten deutschen Siedlung begegnet. Wir wissen, wie vereinsamt und verloren diese treuen Hüter des Hauses sich fühlen, wie sie Nacht um Nacht ihren Abschiedsschmerz in die Stille und Steppe hinausklagen. Auch der Bauernbursche hört den Jammer und das Jaulen der zwangsläufig ihrem Schicksal überlassenen Hausgenossen. Aber unbekümmert jagt er weiter, wissend, daß das Schicksal dieser Tiere ebenso wie das der Kühe, Schafe und des anderen Viehs den Sowjetrussen überantwortet bleiben muß. Während des Rittes, der von der Dorfstraße nach der Steppe hinführt, wird seine Gestalt von Minute zu Minute kleiner und unwirklicher. Draußen in der Steppe zeichnet sie sich nur mehr wie eine feine, dunkle Silhouette vom mittagshellen Horizonte ab. Wir können gerade noch erkennen, wie sich der Reiter ein paar hundert Meter von den Maisfeldern mit seinem Pferde umwendet. Er stellt sich steil im Steigbügel auf und grüßt sein Heimatdorf, das da weit ausgebreitet vor ihm liegt und in der Sowjetunion zurückbleibt, zum letzten Male für ein paar Herzschläge lang mit dem Deutschen Gruße. Dann wendet er sein Pferd südwärts und jagt rasch dem längst verschwundenen Treck nach. In den Mais- und Melonenfeldern entgleitet er unseren Augen, und nur für eine kleine Weile weist uns eine feine Staubfahne noch die Richtung sowie den Standort seines Rittes.

Wir bleiben stumm und versonnen, trotzdem selbst die ferne Staubfahne schon zwischen dem Gelb der Maisfelder versickert ist. Irgendwie hat uns das eben Erschaute schweigend gemacht und unsere Gedanken gefangengenommen. Wir spüren alle das gleiche: was wir hier erleben durften, hat mit dem *alten, einst gültigen Begriff des Abschiednehmens von einer Heimat nichts gemein*. Wir müssen viel tiefer in die Zeit zurückgreifen, um dies Erlebnis ganz zu verstehen. Müssen in eine Zeit zurückschauen, deren Seinsformen wir nur erahnen können und die sich vielleicht während der mittelalterlichen deutschen Landnahme im Osten oder während der Germanenzüge zeigte. Darum war es wohl, daß das Bild dieses letzten Reiters auf uns so zeitlos wirkte, uns nicht einen Augenblick an Leid und Tränen gemahnte. Ein Bauernvolk zieht aus Bessarabien fort, läßt Haus und Feld, Vieh und Stall zurück, läßt schöne Gehöfte und fruchtbares Ackerland hinter sich, und seine Söhne lächeln beim Abschied. Dies Lächeln aber können nur Menschen in sich tragen, *die ihrer Zukunft sicher sind*. Die wissen, daß sie *nur toten Besitz zurücklassen*, nicht aber ihr bestes und wertvollstes Erbe: ihre *Arbeitskraft* und ihre *künftigen Leistungen*. Dies Lächeln beim Abschied können nur Menschen in sich tragen, deren nach der weiten Wanderschaft durch Staub und Steppe, nach der langen Fahrt donauaufwärts eine neue, *gesicherte Heimat wartet*. Es ist eine gläubige, grenzenlos vertrauende Heimkehr nach dem Dritten Reich der Deutschen, die sich da inmitten des Krieges vollzieht. Der Führer hat einmal gesagt, daß er gleich einem Magnet über Deutschland dahingefahren ist und die besten, die schöpferischesten Kräfte des Reiches an sich gezogen hat. Nun aber hat er ganz Deutschland zu solch einem gewaltigen Magnet gemacht, so daß dieses Deutschland die einst sich selbst überlassenen und auf verlorene Posten im fernen Osten hinausgedrängten bäuerlichen Aufbaukräfte wieder magisch an sich zieht. Darum durfte die Glocke beim Abschied so hell und so hart über das Land dröhnen, gleichgültig, ob sie ganz blieb oder daran zersprang. Darum war auch dieser junge Reiter, der einem treckenden Bauernheer nachjagte, das nicht aus-, sondern heimwärts zog, in seiner Haltung so sicher und soldatisch, wirkte wie die letzte Nachhut einer Truppe, die unbekümmert einem sich zur Aufgabe gesteckten Ziele zustrebt. Und vielleicht hat

deshalb einer der Kameraden die gedankenschwere Stille der Stunde damit gebrochen, daß er den letzten Vers unseres Liedes vom SS-Umsiedlungskommando leise vor sich hinsummte:

„Schon kamen an Dreihunderttausend,
Sie treckten durch Tag und durch Nacht;
Die werden im Osten des Reiches
Am Pfluge hart halten die Wacht.
Der Führer, er hat sie gerufen,
Wir holen sie heim aus der Welt,
Sie bauen aus Huben und Hufen
Den Ostwall, der nimmer zerschellt."

Heute ist Sonntag, und da auch die Sowjets jetzt den arbeitsfreien siebenten Tag wieder eingeführt haben, ruhen die Verhandlungen. Wir sind, ein paar Kameraden vom Umsiedlungskommando, am dienstfreien Nachmittag hinausgegangen, haben eines der verlassenen Dörfer unserer Bessarabiendeutschen besucht. Wir hätten nicht gerade dieses, sondern ebensogut ein Dutzend anderer auswählen können, hätten dort vielleicht Gleiches oder Ähnliches erlebt. Es war eigenartig, sich just ein ganz leeres Dorf zum Sonntagsspaziergang auszusuchen, zumal unser Dienstsitz gleichfalls ziemlich menschenarm ist, nur ein paar sowjetrussische Offiziere und deren Familien sowie einige Juden und Fremdvölkische beherbergt und rund vier Fünftel der deutschen Gehöfte noch leer stehen. Aber es war doch gut, daß wir in diese absolute Verlassenheit hinausgewandert sind. Wir haben damit ein wenig die inselhafte Lebensweise unseres Kommandos inmitten einer ausgesiedelten Deutschtumslandschaft erfaßt. Wir haben außerdem an Dutzenden von Kleinigkeiten ersehen gelernt, welche schwere Wunden durch die Abwanderung der wertvollsten Aufbaukräfte diesem Raume beigefügt wurden. Am meisten aber erschütterte uns wohl die Erkenntnis, daß hier seit etwa Mitte Oktober die Steppe rasch und unheimlich zu wachsen begann...

Im Orte selbst haben wir anfangs kaum etwas Neues erlebt. Wir sind schon an das Schreiten durch schweigende Dorfgassen, vorbei an menschenleeren Gehöften, gewohnt. Wir machen uns kaum mehr besondere Gedanken über die lastende Stille, plaudern von daheim und lassen nur noch die Augen herumwandern. Erst am Rande der Steppe greift die trostlose Einsamkeit schärfer nach uns und läßt uns verstummen. Wir spüren sie hier stärker als an der nicht mehr durch Kindergelärm belebten Schule, als vor der verschlossenen Kirche oder auf dem seit Wochen von keinem Menschen mehr betretenen Friedhofe. Der Anlaß zu unserem Schweigen ist an und für sich ein geringfügiger, wenngleich das äußere Bild etwas grotesk und gespenstisch scheinen mag.

Wir stehen vor einem Bauernhause am Rande der Steppe. Es ist, wie die ganze ihm benachbarte Häuserzeile von dieser durch einen doppelten Schutzwall gradliniger Baumreihen getrennt, die Dorf und Steppe scharf voneinander abgrenzen. Auf diesen Bäumen hocken, da wir des Weges kommen, mächtige Krähenschwärme. Sie sitzen da zu Hunderten und aber Hunderten, in einer Masse, wie wir sie selbst in Bessarabien noch nie erschauten, trotzdem wir schon viele große Schwärme über Beresina dahinfliegen sahen. Mancher Baum ist von dem lärmenden Volke so dicht besetzt, daß er nicht mehr gelbbraun, sondern dunkel, ja fast schwarz wirkt. Bei unserem Näherkommen fliegen die Krähen lärmend hoch, um sich ein paar Bäume weiter wieder krächzend niederzulassen. Ihr tausendfältiges Geschrei bohrt sich so laut in die Ohren, daß wir mit einem Male stille werden. Der fremde Lärm und das eigene Schweigen bringen uns irgendwie die Tatsache zum Bewußtsein, daß wir nun seit Stunden außer unseren eigenen Stimmen nur das Bellen einzelner herrenloser und hungriger Hunde sowie das Krähengekrächz vernommen haben. Stundenlang ist nicht ein fremder Menschenlaut



David Hoffmann und Frau Christina von Kuruschika und 12 Kinder 1 Daniel 2 Paulina 3 Maria 4 Hulda 5 Reinhold 6 Otto gestorben bei Militär dienst im Kronstadt 7 Elsa 8 Ottilia 9 Emma 10 Rudolf 11 Magdalina 12 Gottlieb Wir waren ins Reich Deutschland

Emil



an unser Ohr gedrungen, waren wir inmitten eines großen Dorfes die einzigen Leute. Und während uns diese Gedanken ein wenig drücken, sehen wir, wie der einst wohl saubere deutsche Bauernhof durch dies viele Krähenvolk verschmutzt und verunreinigt worden ist...

Es ist an und für sich eine Kleinigkeit, die wir da im eigenen Schweigen bemerken, aber sie macht uns sehend. Wir spüren mit einem Male, daß vor unseren Augen deutsches Bauernland dahinsiecht, die Arbeit von Geschlechtern unnütz wird, weil die Kette der Schaffenden jählings unterbrochen wurde. Vor über hundert Jahren haben die Vorfahren unserer Umsiedler hier ihr Dorf gebaut. Sie haben damals den Boden der Steppe abgerungen und sich zur Heimat gemacht. Sie haben ihre gradlinigen Dorfzeilen in die endlose Weite des Raumes gesetzt, die Siedlung ständig und stetig durch Häuser und Gehöfte, Häuserreihen und Baumzeilen erweitert. Wenn man so an der Grenzlinie eines verlassenen deutschen Dorfes inmitten der bessarabischen Steppe steht, umflattert von aassuchenden Krähenschwärmen, dann beginnt man manches zu begreifen. Man versteht, daß hier jeder dieser brusthohen Zäune aus Mauerwerk oder gelben, strohdurchwirkten Lehmpatzen eine Schutzwehr, jedes Bauernhaus eine Art Burg inmitten der endlosen Weite bedeutet. Man spürt die scharfe Abrenzung durch die festen Mauern und die gradlinigen Baumreihen, empfindet die vor Wochen erlebte peinliche Sauberkeit der Gehöfte, die weißgetünchten Mauern, die regelmäßigen Anlagen von Siedlung, Höfen, Scheunen und Stallungen als notwendig, ja sogar als wohltuend. Gerade hier, in der uferlosen Weite des fremden Raumes mußte der deutsche Mensch, wollte er sich nicht selbst verlieren, doppelt auf Zucht und Ordnung, auf scharfe Abgrenzung von allem Fremden achten. Inmitten des Gewirres benachbarter Rumänen, Bulgaren, Ukrainer, Russen, Gagausen, Juden, Armenier und Zigeuner haben so Geschlechter deutscher Bauern ihr Blut rein erhalten, ihr arteigenes Leben geführt und abgegrenzt. Sie haben in Sitte und Lebenshaltung, in Arbeitsleistung und Dorfgemeinschaft dem fremden Völkergewirr ein Stückchen Deutschland vorgelebt, bis sie der Führer heimrief. Solange sie hier saßen, haben sie jahrein und jahraus der Steppe immer mehr Land abgerungen, sie langsam zurückgedrängt.

Nun aber schweigt das Dorf, an dessen Rande wir stehen, seit Wochen. Die schwäbische Mundart wurde von Hof und Straße fortgeweht, an ihrer Stelle sprechen die Stille und die Steppe. Wir erkennen nun, da wir die Gassen sehend und schweigend abermals durchwandern, an hunderterlei kleinen Vorzeichen, an den vielfältigen Gleichnissen kommenden Verfalles die harte Sprache der Steppe. Da gibt es Gehöfte am Rande des Dorfes, in deren Hof der von draußen hereingewehte Staub schon knöcheltief liegt, von keiner fleißigen Hausfrau mehr des Morgens weggefegt wird. Man sieht Höfe, in denen der Ortssowjet das von den Deutschen zurückgelassene Vieh tage- oder wochenlang stehen hatte, so daß sich nun in ihnen der liegengebliebene Mist mit dem Steppenstaub zu kleinen grauen Hügeln mengt. Nirgends wird das fallende Laub weggefegt, überall treibt der Wind mit ihm sein raschelndes Spiel. Hie und da gleitet der Blick über ein Stück schadhaften Zaunes, eine Stelle bröckelnden Mauerwerks, eine offene Stelle im Strohdach oder ein paar fehlende Dachziegel. Keine Hand rührt sich mehr, die kleinen Schäden zu bessern, bevor sie größere Ausmaße annehmen...

Ganz im Gegenteil: da und dort treffen wir ein Gehöft, auf dem umherziehendes Steppenvolk einen Holzzaun umgerissen hat, um ihn in den kühlen Oktober- oder Novembernächten für ein wärmendes Feuer zu verwenden. In einzelnen Höfen haben dafür die Maisspeicher dran glauben müssen, in anderen sogar Stalltüren oder Obstbäume. Hier haben Ortsfremde eine Haustür erbrochen, um Nachschau nach etwa zurückgelassenem Hausrat zu halten, dort ging ihr Weg durchs Fenster und blieben zerschlagene Scheiben als Wegespur zurück. In offenen Stuben ist ein Stück Fußboden ausgebrannt: die ungebetenen Gäste haben inmitten des Zimmers ihr wärmendes Feuer gemacht, der Ofen war ihnen dafür zu umständlich. In anderen Häusern fehlen wiederum sämtliche Türklinken oder Fensterscheiben, sie haben wahrscheinlich als Wertgegenstände den Weg nach benachbarten Gagausendörfern gefunden. Zwar stehen an den Aus-

gängen der verlassenen deutschen Siedlungen meist Wachen der örtlichen Sowjets und Rote Miliz, aber der heimlichen Wege durch Felder und über Wiesen, vorbei an Weingärten oder Maisstauden, gibt es in einer großen Gemeinde gar viele...

Beim Heimwärtswandern kommen wir an den westwärts des Dorfes gelegenen kilometerweiten Maisfeldern vorbei, ebenso an Weingärten. In stundenweiter Einförmigkeit stehen hier Maisstauden an Maisstauden. Schon sind die Maiskolben in ein schimmeliges Graugelb eingehüllt, fallen die dunkelfarbigen haarigen Büschel an ihrer Spitze langsam ab. Noch trüber und trauriger aber schaut es in den Weingärten aus. Blaue, violette und weißgelbe Trauben hängen in schweren Mengen an den Stöcken, liegen zu Abertausenden neben den welken Reben hingestreut. Was der deutsche Bauer vor seiner Abfahrt nicht mehr ernten konnte, das scheint hier auf den Feldern verkommen und verderben zu müssen. Wenn man so von Dorf zu Dorf geht oder fährt, dann kann man an den Feldern die Zeit der großen bessarabischen Trecks erkennen. Zwischen der Weizen- und der Maisernte fuhren die Volksdeutschen los, verließen sie ihre Heimat. *Kein Pflug geht seitdem über die Stoppelfelder, über die Brache.* Niemand erntete den heuer so überreich gewachsenen Mais, den Wein, die restlichen Sojabohnen. Dafür aber *wächst die Steppe.* Sie stößt hart und zäh vorwärts, steht schon am Rande der verlassenen, der toten Dörfer...

Einem meiner Ortsbevollmächtigten hat ein junges, etwa fünfzehnjähriges Ukrainermädchen einen Brief als Gruß an ihre deutsche Kameradin übergeben. Ein ukrainisches Mädchen, das in der deutschen Siedlung aufgewachsen ist, mit den Kindern auf der Straße spielte, mit ihnen schwäbelte und sogar die deutsche Schule besuchte. Dieses fremdvölkische Mädchen, das ganz in die deutsche Dorfgemeinschaft hineingewachsen war, mußte bei der Umsiedlung der Volksdeutschen bei seinen Eltern, die Nichtdeutsche waren, zurückbleiben. Nun hat es *aus seiner Einsamkeit heraus der Kameradin einen Brief geschrieben,* der vieles erzählt. Der Brief der kleinen Ukrainerin ist so zart und rührend in seinem Heimweh nach den Deutschen, daß ich ihn euch wortgetreu mitteilen will. Nur die fehlenden Punkte und Beistriche, die gröbsten orthographischen Fehler habe ich ersetzt und ausgebessert, damit ihr ihn leichter lesen könnt:

„Geschrieben den 28. Werte Freundin Erna! Nun will ich dir zu wissen geben, wie es mir geht. Es ist halt leer im Dorf. Lauter Bulgaren sind jetzt hier im Dorf. Wenn ich Wasser hole, dann muß ich denken: wenn du da wärst, dann wär ich hineingegangen zu euch. Und noch was neues: in der Kirche haben sie schon wollen Kino machen, dann ist es ihnen nicht gelungen. Die Trauben gehen alle kaput und keiner derft sie holen. Liebe Erna, bei euch ist der Hof voll mit Bulgaren. Wo deutsche Bilder sind, muß man sie verbrennen, aber ich hab sie alle verschlossen. Ich habe gehört, daß zwei Schiffe untergegangen sein. Wir sind schon in der Angst gewesen um euch, haben gemeint, ihr seid dabei. Aber es seien, glaub ich, die Sarater und Gnadenthaler. Bei uns ist es sehr schlecht. Keine Kleider kann man kaufen, keine Schuhe sind auch nicht. Der Belo, euer Wächterhund, sein bei uns und die schwarze Katze auch. Wir haben ihnen rote Halsbänder herumgemacht, denn wer kein rotes Band hat, schießen sie tot. Der Traktor fahrt von Hof zu Hof, holt Steine von den Mauern. Warum schreibt ihr nichts? Was ist mit euch, daß ihr nicht schreibt? Habt uns wohl schon vergessen? Was ist mit dem Paul? Ist er glücklich hingekommen und auch der Vater mit dem Wagen? Hat er den Wagen hinausgebracht mit den Pferden aus Rußland? Gestern war Sonntag, da war ich auf dem Kirchhof. Habe zwei Blumensträuße hinaufgetragen für euer Großmutter und Großvater. Der Kirchhof ist ganz verlassen. Wir wissen garnicht, daß Sonntag ist, man hört keine Glocke läuten. Es ist halt alles öd und leer. Vielleicht ist es doch Gottes Wille, daß wir uns wiedersehn. Grüßet alle, die nach uns fragen. Den Vater gereuts schon, weil er nicht mitgefahren ist. Unser Haus schmeißen sie ein. Was macht der Egon Keller? Ich möchte nur eine Stund mit ihm zusammen sein. Schreib uns, ob ihr weit weg seid von ihnen. Liebe Erna, wenn du den Brief bekommst,

dann bist du so gut und sagst den Kellers, sie sollen uns auch schreiben, was die Kleine macht. Ich hätt jetzt Zeit, um sie zu hüten. Grüß die Marietante. Bei ihnen wohnt jetzt ein Offizier und die Soldatenküche ist auch dort. Einen schönen Gruß an Vater, Mutter, Paul, Herbert, Mariechen, Gerhardt, Harry, Mariebas, Samuelvetter, Klara, Erich, Leonide und Reinhold und Kellersfamilie und die Müllers alle. Nun will ich mein Schreiben schließen und euch alle herzlich grüßen.

Drei Täubchen im Garten,
Drei Fischlein im See,
Die Liebe muß warten,
Aber Scheiden tut weh.

Auf Wiedersehn! Heil Hitler!
Eure Sonja."

Die Novemberabende sind in unserem, nun schon fast vor einem Monat von den Volksdeutschen geräumten Dorfe lang und einsam. Besonders dann, wenn, wie diese Woche, der Regen unaufhörlich niederrinnt, alle Wege und Straßen in Schlamm versinken läßt. Darum sitzen wir vom Stabe abends bald bei diesem, bald bei jenem Kameraden in der Stube und erzählen. Meist steigen Erinnerungen an die Fahrten und Ritte durch die Steppe auf, an die Trecks, die Lastkraftwagen- und Bahntransporte der Volksdeutschen, die Grenzkontrollen in den Donauhäfen, an der Pruthbrücke. Einzelne markante Erlebnisse werden berichtet, wecken die Gedanken an andere, ähnliche Begebenheiten, bringen selbst den schweigsamsten der Kameraden zum Sprechen. So habe ich gestern beim abendlichen Plausch ein paar alte, längst versunkene Geschichten vom großen Wintertreck durch Wolhynien herausgekramt, unter anderem die von einem wolhyniendeutschen Bauern, der an der russisch-türkischen Front im Kaukasus mitgekämpft und sich zweimal das Georgskreuz erworben hatte. Kaum war ich damit zu Ende, da wurden die Kameraden lebendig. Sie wußten von gleichen bessarabischen Begebenheiten, so daß wir bald mitten in der bitteren Fülle volksdeutscher Schicksale unter fremden Fahnen steckten. Zahlreiche Erzählungen reihten sich aneinander, manchmal in kargen Strichen skizziert, dann wieder breit und genau nachgezeichnet. Sie hatten alle den gleichen herben und uns heute schon vielfach unfaßbaren Klang: Deutsche unter fremden Fahnen. Stets brach aus ihnen die Härte volksdeutschen Leides hervor, das in strenger Pflichterfüllung dem fremden Staat gedient und dennoch — auf weite Sicht gesehen — nie dauernden Dank davongetragen hatte, weil die Opfernden eben Deutsche gewesen und damit Fremde geblieben sind. Ihre Opfer an Gut und Blut wurden getreu dem geleisteten Eide gefordert und gegeben, aber sie blieben letzten Endes nutzlos. Von diesen Leistungen unter fremden Fahnen und für die Geschichte eines anderen, nichtdeutschen Volkes erzählten die Geschichten. Ich will ein oder zwei von ihnen herausgreifen und euch daheim berichten, so einfach und knapp, wie ich sie gestern abends selbst gehört:

Ein Mittag im Hafen von Kilia. Der Vortreck von Teplitz wird erwartet. Mein Ortsbevollmächtigter und die Männer des Verschiffungskommandos stehen beisammen und schauen gen Norden, woher er kommen soll. Da taucht, eingehüllt in eine große Staubwolke, ein großer Omnibus auf, kommt näher. Er bringt die dreißig ältesten Leute des Ortes, denen man den zweitägigen Treck ersparen wollte. Hilfreiche Hände geleiten sie aus dem Omnibus und zu der langen Bank an der gelbbraunen Bretterwand, hinter welcher schon die Schlote unserer großen Transportdampfer qualmen. Noch dürfen die Leute die sowjetrussische Kontrolle nicht passieren, müssen mit ihren Bündeln auf der Bank warten, bis der Teplitzer Treck und die gesamte Transportliste eintreffen. Es sind lauter alte Leute, an denen das Leben längst vorbeigegangen ist. Sie jubeln nicht wie die anderen beim Anblick der Hakenkreuzfahnen am Heck der Schiffe. Dafür aber lächeln sie beseligt in sich hinein und haben für nichts mehr ein Auge als für diese Fahnen. Sie haben nur noch den einen Wunsch: durch die Tür dieser Bretterwand, durch die

sowjetrussische Zollrevision an Bord eines der Schiffe zu gelangen, auf dem für sie Deutschland beginnt. Ganz vorn beim Tor sitzt ein uralter Mann, der älteste Einwohner von Teplitz. Er hat den Kopf vornübergebeugt und stützt ihn auf die über den Stock gefalteten Hände. Er spricht nichts, sieht nichts und hört nichts, sondern schaut nur nach den deutschen Fahnen. Ein Sowjetsoldat, der am Tor Wache hält, mustert aufmerksam den Orden, den der Alte zur Feier der Heimkehr ins Reich erstmalig wieder seit rund fünfundzwanzig Jahren angelegt hat. Auch mein Ortsbevollmächtigter wird aufmerksam und beschaut die Medaille. Es ist eine Auszeichnung aus dem Russisch-Türkischen Krieg von 1876. Der Volksdeutsche hat also damals mitgekämpft, damit dies Land nördlich der Donau zu Rußland gehört. Nun verläßt er es, da es wiederum an Rußland fiel. Er verläßt es, weil ihn ein anderer Ruf erreichte, der Ruf des Führers.

An der Pontonbrücke über den Pruth. Einer unserer größten Trecks passiert die Brücke und die sowjetrussische Kontrolle. Sein Transportleiter steht plaudernd bei den NSKK.-Männern, die die Brücke bewachen und sich den stolzen Namen „Dreiländerwache" beigelegt haben. Eben hat einer der Wagen die russische Revision überstanden und kommt auf sie zugefahren. Der Volksdeutsche hält und springt ab, wie er unsere bewaffneten Posten sieht. Er fühlt sich schon irgendwie in Deutschland, strahlt über das ganze Gesicht und hebt die linke Hand zum Deutschen Gruß, da seine Rechte gelähmt ist. Mein Transportführer sieht, daß er einen russischen Orden in der Hand hält. Er will nach diesem fragen, aber der Volksdeutsche kommt ihm zuvor: er hätte, da er nun in Deutschland sei, eine große Bitte. „Welche denn?" Er wolle unbedingt in Ostpreußen angesiedelt werden. „Warum?" „Ende 1914 bin ich als russischer Soldat in Ostpreußen einmarschiert, hab' bei Lizin gekämpft und bin dort verwundet worden. Dafür bekam ich die Georgsmedaille vierter Stufe. Damals hab' ich im Krieg gegen Deutschland in Ostpreußen die rechte Hand hergegeben. Jetzt möcht' ich als Bauer mit der linken Hand, so gut ich es eben noch kann, in Ostpreußen für Deutschland schaffen. Das bin ich dem Führer schuldig, der es dazu gebracht hat, daß meine Söhne nie mehr gegen das Reich werden antreten müssen!"

Landkartenstreit

Von Josef Rießner

Das staatswissenschaftliche Institut der ungarischen statistischen Gesellschaft, das in seiner wissenschaftlichen und propagandistischen Tätigkeit dem Kreise um Teleki nahesteht und dessen maßgebendster Kopf der in der madjarischen Propagandapublizistik bekannte Professor Andreas Rónai ist, brachte kürzlich im Athenaeum-Verlag in Budapest ein Heft „Rumänische Landkartenfälschungen" heraus, in dem eine Reihe von Sprachen- und Volkstumskarten rumänischer Verfasser bewußter Fälschungen beschuldigt werden. Dieser Anlaß legt eine Betrachtung von deutscher Seite nahe, die um so zeitgemäßer ist, als in den dem Erscheinen dieser Broschüre vorangehenden Monaten ein lebhafter „Landkarten-Kampf" zwischen Ungarn und Rumänien geführt wurde, dessen offenbaren Abschluß auf madjarischer Seite diese Veröffentlichung bilden soll.

Daß dieser Kampf von beiden Seiten leidenschaftlich geführt wurde, ist selbstverständlich. Aber eben jetzt, wo nach der unter deutscher Führung erreichten Entscheidung der strittigen Frage eine Beruhigung der hochgehenden Wogen der Publizistik eingetreten ist, erscheint es wichtig, vom Standpunkte der deutschen Volkstumswissenschaft einen Blick auf die Erzeugnisse dieser Perdiode zu werfen und sie auf ihren Wert zu prüfen. Für die Rumänen war im Streit um Siebenbürgen die Volkstumsfrage als Waffe geeigneter als für die Madjaren. Dies erklärt sich daraus, daß der rumänische Standpunkt stets der Volkstumsstandpunkt war, auf den allein sich die rumänischen Ansprüche berechtigt stützen konnten. Mad-


Reinhold Windreich
aus Hoffnungsthal
in Bessarabien



jarischerseits stand es vom Anfang an fest, daß Gesichtspunkte *historischer* und *staatlich-territorialer* Art hervorgeholt werden mußten, um mangelnde Ansprüche volklicher Art zu überdecken.

Es ist also nicht verwunderlich, daß der Kampf der Karten von *rumänischer* Seite offensiv mit der Reproduktion einer *madjarischen Volkstumskarte* aus einem Vorweltkriegsschulatlas im Bukarester „*Curentul*" am 20. Juli 1940 begonnen wurde. Es war für den ganzen weiteren Verlauf der publizistischen Auseinandersetzung typisch, daß die Rumänen nicht eigene Karten herausbrachten, sondern ausschließlich durch Reproduktion verschiedener Karten fremder, darunter vornehmlich madjarischer Herkunft, ihren Standpunkt zu beweisen versuchten. Das geschah in doppelter Weise. Einmal brachten die Bukarester Tagesblätter im Anschluß an die erwähnte „Curentul"-Karte besonders im August täglich auf der Titelseite die Abbildung irgendeiner älteren Volkstumskarte, wobei fast alle älteren Karten zur Reproduktion gelangten und in eindrucksvoller Weise die bekannte Tatsache vor Augen führten, daß in Siebenbürgen rumänisches Volkstum zu allen Zeiten überwogen habe. Zum anderen erschienen solche Reproduktionen in Form größerer Sammelarbeiten, zum Teil in hervorragender technischer Ausstattung. Einen Vorläufer hatte die schon 1939 vom rumänischen Propagandaministerium herausgebrachte Kartensammlung „*Rumänien, ethnographischer Atlas*" gebildet, die damals in deutsch-italienischer und in englisch-französischer Ausgabe erschien. Fortgesetzt wurde die Reihe dieser Veröffentlichungen durch Arbeiten von *Maciulea* (La frontière ouest de la Roumanie), *Simionescu* und die Kartensammlung „*Siebenbürgen, rumänischer Boden*". Ihren Höhepunkt bildet der *Kartenatlas*, den das rumänische Außenministerium im August 1940 herausbrachte und der in ausgezeichneter Reproduktion die Wiedergabe von zwölf Volkstumskarten deutschen, italienischen und madjarischen Ursprungs aus der Zeit von 1857 bis zur Gegenwart enthält. Auf allen diesen Karten wird das Gebiet Siebenbürgens in der originalen Größe und den originalen Farben der ursprünglichen Karten gezeigt. In seiner Gesamtheit ist dieser Atlas ein eindrucksvoller Beweis für die rumänischen Volkstumsansprüche auf Siebenbürgen.

Die *madjarische Verteidigung* wurde in dreifacher Weise geführt: erstens in Form einer *Pressepolemik* gegen die von der rumänischen Presse gebrachten Karten. Zweitens in Angriffen gegen *ältere rumänische Propagandakarten* aus der Weltkriegszeit, die von rumänischer Seite in der laufenden Auseinandersetzung nicht mehr hervorgeholt worden waren. Drittens in Form *eigener Karten*.

Gleich gegen die „*Curentul*"-*Karte* ging die madjarische Presse, wohl in richtiger Einschätzung der drohenden Gefahr, mit den wütendsten Angriffen und dem Vorwurf der Fälschung vor. Es erschienen Dementis des Verfassers der Karte und anderes mehr. Tatsächlich war die *Reproduktion* der Karte sehr *mangelhaft*. Aber die Erklärung dafür ist auf der Hand liegend: Ein komplizierter Mehrfarbendruck kann nur dann gut gelingen, wenn er sorgfältig ausgeführt wird, wozu in einer Zeitung alle Voraussetzungen fehlen. Durch unvermeidliches Verschieben der einzelnen Farbplatten ergaben sich naturgemäß an einzelnen Stellen Verschiebungen in den Konturen der Siedlungsräume. Dieselben Ungenauigkeiten ergaben sich auch bei den weiteren, von den Rumänen in Zeitungen nachgedruckten Karten. Zu vermeiden waren bei so komplizierten Druckvorlagen solche Reproduktionsfehler kaum. Sie waren außerdem unwesentlich. Denn sie änderten den *Gesamteindruck*, auf den es ankam und der dem der Originale durchaus entsprach, nicht, nämlich das Vorhandensein einer überwiegenden rumänischen Volkstumsmehrheit in Siebenbürgen. Gerade auf *diesen* Tatbestand ging aber die madjarische Kritik nicht ein, sondern klammerte sich an die Millimeter verschobener Konturen, um so vom eigentlichen Thema abzulenken.

Dieser Vorgang war während des *publizistischen Kampfes* erklärlich. Nach Beendigung des Kampfes diese Frage nun gewissermaßen auf wissenschaftlicher Ebene fortzusetzen, wie das die eingangs erwähnte madjarische Broschüre tut, ist vom Standpunkt deutscher



Volkstumsforschung aus nicht mehr verständlich. In dieser Broschüre wird nämlich die „Curentul"-Karte in genauer Abbildung wiedergegeben. Auf einem besonderen Blatte finden sich daneben durch schwarze und schraffierte Flächen jene Gebiete bezeichnet, die in der Originalkarte aus dem ungarischen Atlas madjarisch, deutsch oder unbewohnt gezeichnet waren, sich jedoch durch die erwähnten Konturverschiebungen beim Druck in der „Curentul"-Reproduktion als rumänisch präsentieren. Das Ganze trägt prunkvoll die Überschrift „Die Landkartenfälschung der „Curentul" im Gebiete Siebenbürgens. Beim ersten Vergleich staunt man zunächst, wie groß die Flächen sind, die durch diese Verschiebungen der Druckkonturen entstanden sind, und ist durchaus geneigt, der wissenschaftlichen Gründlichkeit der madjarischen Autoren zu folgen, die in sorgsamer Millimeterforschung diese Fehler aufdeckten. Aber da man die Mängel der Reproduktionstechnik als Quelle dieser Fehler kennt, möchte man im Interesse der Sachlichkeit das harte Wort „Fälschung" vermieden wissen, das bei keinem Wissenschaftler guten Klang hat. Damit ist wohl für die meisten Betrachter dieser madjarischen Broschüre der Fall erledigt — und damit hat wohl auch die madjarische Propaganda gerechnet, als sie im Gewande der Wissenschaft erschien. Aber der Vorwurf der „Fälschung" verpflichtet, und damit ist auch die „Propaganda" dem Zwange der Wahrheit unterworfen. Die notwendige Nachprüfung ergibt nun folgendes: Wenn man zunächst die von den Madjaren beanstandeten und auf besonderem Blatte gedruckten Flächen sorgfältig auf Pauspapier überträgt und dann mit der „Curentul"-Karte, wie sie die madjarische Broschüre bringt, zur Deckung vereinigt, dann zeigt sich, daß ein ganz beträchtlicher Teil dieser Flächen vom „Curentul" gar nicht rumänisch, sondern ganz richtig als deutsch oder madjarisch dargestellt ist, der Vorwurf der Fälschung also ebensogut umgekehrt erhoben werden kann! Ja, man muß sogar sagen, er könnte in diesem Falle mit mehr Berechtigung erhoben werden, denn der „Curentul" wollte sicherlich keine minutiöse wissenschaftliche Arbeit leisten, sondern mit primitiven Mitteln des Zeitungsdruckes ein Gesamtbild vermitteln; dagegen hat das ungarische staatswissenschaftliche Institut weder Zeit noch Geld gescheut, um eine genaue Widerlegung der rumänischen Erzeugnisse zu ermöglichen, kann also Fehler von Druckplattenverschiebungen für sich nicht in Anspruch nehmen.

Zum Beweis dieser Behauptung analysiere ich nur einen von vielen Fällen genau: Nördlich von Kronstadt zeigt die ungarische Korrekturkarte einen großen schwarzen Fleck, in den Diagonalen 1 beziehungsweise 2 Zentimeter lang. Laut Legende ein auf der Originalkarte madjarisches Gebiet, welches der „Curentul" angeblich rumänisch darstellt. Die Deckung dieses Fleckes mit der „Curentul"-Karte zeigt aber, daß der Nordrand des von dem Fleck bedeckten Gebietes vom „Curentul" als madjarisch wiedergegeben ist, die Mitte, die den größten Teil ausmacht, als deutsch. Von der ganzen angeblichen Fälschung bleibt ein kleiner, beiderseits nicht mehr als 1 Millimeter betragender Randverschiebungsfehler übrig. Da die madjarische „Richtigstellung" aber behauptet, die Originalkarte des Vorkriegsatlas zeige dieses Gebiet madjarisch, so soll noch diese Frage untersucht werden — nicht etwa an Hand rumänischer Darstellungen, sondern an Hand der Siebenbürger Volkstumskarte von 1910, die dem amtlichen ungarischen Siebenbürgenwerk beiliegt, auf das wir noch besonders zurückkommen. Diese amtliche ungarische Quelle zeigt in dem fraglichen Gebiet südlich von Oderhellen gar keine Madjaren, so daß also der „Curentul" mit vollem Recht dort Rumänen, beziehungsweise Deutsche gezeichnet hätte! Die ungarischen Vorkriegskartographen haben dies aber, wie sich gezeigt hat, selbst gar nicht getan.

Jetzt erst ist die Debatte abgeschlossen. Sie zeigt drei Akte: Die Rumänen reproduzieren in einer Zeitung fehlerhaft eine Vorkriegskarte. Zweiter Akt: Das staatswissenschaftliche Institut in Budapest stellt fest, die Karte sei eine „Fälschung" und bringt millimeterweise zu Papier, wo die Fälschungen angeblich liegen. Dritter Akt: Eine Überprüfung dieser Feststellung, diesmal wirklich mit Millimeterpapier und Nachrechnung, fördert erst den wirklichen

Tatbestand zutage. Wir wollen aber den von madjarischer Seite aufgegriffenen Ausdruck „Fälschung" beiseite lassen, wollen dafür aber lieber sagen: „Propaganda" im schlechten Sinn des Wortes. Millimeteruntersuchungen sind, wie sich zeigt, oft unfruchtbar, manchmal auch peinlich. Wir kehren dafür um so lieber zur größeren Linie des Landkartenkampfes zurück.

In der Erkenntnis, daß es unfruchtbar sei, die sorgfältigen rumänischen Reproduktionen älterer fremder Karten anzugreifen, wurden die Presseangriffe besonders gegen jene rumänischen Karten gerichtet, die teils aus der Zeit des Weltkrieges stammen, teils als offensichtliche Propagandakarten lange Zeit vor dem Akutwerden der Siebenbürgenfrage ausgegeben worden waren. Auch die eben in ihrer Zuverlässigkeit genügend gekennzeichnete Broschüre des staatswissenschaftlichen Instituts in Budapest greift solche Karten scharf an, darunter vor allem die Karte von Comnène (aus dem Jahre 1919) und die Karte von Simtion, die 1938 erschienen und in dem rumänischen Propaganda-Atlas von 1939 in verkleinerter und vergröberter Wiedergabe als letzte Karte enthalten ist. Der Unwert dieser Karten und ihre ausschließlich propagandistischen Absichten sind von deutscher wissenschaftlicher Seite mehrfach festgestellt worden. (Bezüglich der Simtion-Karte sei bloß auf die ihre Absichten kennzeichnenden Äußerungen im 1. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 273, verwiesen.) Es scheint also überflüssig, heute noch derartige Propagandakärtchen um ein Vielfaches vergrößert unter die Lupe wissenschaftlicher Kritik zu halten, um die Ergebnisse vor der deutschen Öffentlichkeit anzuprangern. Wenn man es trotzdem tut, soll man aber auch im Begleittext genau bleiben und nicht behaupten, die Szekler-Komitate seien auf der rumänischen Karte „größtenteils mit der Farbe der Rumänen schraffiert", wenn dies unzutreffend ist. Denn die rumänische Volksteile darstellenden Streifen sind 1 Millimeter breit, die madjarischen aber 2 bis 4 Millimeter.

Was die Karte Comnènes betrifft, so wird ihr vor allem vorgeworfen, daß sie entlang der Westgrenze des rumänischen Volksbodens, besonders in der Gegend um Debrezin, nicht vorhandene rumänische Volksinseln zeige. Daß diese Inseln nicht vorhanden seien, wird unter Hinweis auf die ungarische Volkszählung von 1910 behauptet. Nun beruft sich aber die Karte Comnènes nicht auf diese Zählung, sondern bringt die Auffassung dieses Autors zur Darstellung. Diese gründet sich offenbar auf die Tatsache, daß die Zählung von 1910 allein im Komitat Hajdu immerhin mehr als 12.000 Griechisch-Katholische ausweist, von denen Comnène wohl nicht mit Unrecht annimmt, daß es sich bei diesen um madjarisierte Rumänen handelt. Auch bei der Kritik der Karte von Simtion wird nicht nur die rumänische Volkszählung von 1930 offen der Fälschung verdächtigt, sondern es wird darüber hinaus die ungarische Zählung von 1910 als das unumstößliche Axiom, als die Wahrheit an sich hingestellt. Es ist notwendig, seitens der deutschen Wissenschaft auf die Gefährlichkeit dieser Diktion einmal nachdrücklich hinzuweisen. Was zunächst die Verdächtigung der rumänischen Zählung betrifft, so muß daran erinnert werden, daß gerade deutscherseits anläßlich der Umsiedlungen im Osten mehrfach Gelegenheit war, festzustellen, daß von einer weitgehenden „Fälschung" nicht die Rede sein kann. Es läßt sich ebenso keineswegs behaupten, daß die ungarische Volkszählung von 1910 vom Standpunkt der statistischen Wissenschaft aus etwa gefälscht worden sei, aber ebenso fest steht, daß sie kein klares Bild der Volkstumslage zeigt. Denn diese Erhebung kennt ja überhaupt keine Frage nach dem Volkstum, sondern nur eine Frage nach der „am liebsten gesprochenen Sprache". Hält man sich diese Tatsache zusammen mit den bekannten, durch Jahrzehnte im Ungarn der Vorkriegszeit nach einheitlichen Weisungen betriebenen Madjarisierungsbestrebungen vor Augen, und bedenkt man, daß ein geordnetes Minderheitenvolksschulwesen in dieser Zeit für große Teile der Nichtmadjaren überhaupt nicht bestand, und daß vor allem die gesamte städtische Judenheit in der Zahl der Madjaren aufscheint, dann erweist sich die Zählung des Jahres 1910 zur Feststellung der Volkstumslage als völlig ungeeignet. Man wird gut tun, sich dies bei allen wissenschaftlichen Überlegungen über diesen Raum

ständig vor Augen zu halten. Die ungarische Vorkriegsstatistik ist ein Spiegelbild des vom Staat und der Kirche gewünschten, geförderten und betriebenen Umvolkungsvorganges der in Ungarn ansässigen nichtmadjarischen Volksgruppen. Als solches wissenschaftlich genau gearbeitet, zur Feststellung der Volksgruppenlage selbst aber völlig unbrauchbar.

Bleibt also nach genauer Untersuchung der madjarischen Polemik gegen rumänische Propagandakarten nichts Wesentliches übrig, das die deutsche Wissenschaft nicht ohnehin bereits ebenso festgestellt hätte, so soll zunächst das Kartenmaterial untersucht werden, das ungarischerseits zum Problem Siebenbürgen neuerlich vorgelegt wurde. Die bedeutendsten dieser Karten sind in dem Siebenbürgenwerk der Ungarischen historischen Gesellschaft enthalten. Zitieren wir als Motto unserer Betrachtungen einige Stellen aus dem Vorwort dieses Werkes, das in Aufmachung und Ausstattung eine außerordentliche Leistung darstellt, der die Rumänen gleiches nicht entgegenzusetzen haben. Dort heißt es: „Am Vorabend der gerechten Neuordnung Europas ist die Zeit gekommen, daß wir zu den Waffen der Wahrheit greifen ... Gelehrte, die dieses Werk geschaffen haben, verstehen sich nicht auf Propaganda ... Jede Karte ist das Ergebnis langer eingehender Studien, gewonnen aus tiefschürfenden geographischen, historischen, archäologischen, ethnographischen, linguistischen und statistischen Forschungen ..."

Dem Buche liegen unter anderem zwei ethnographische Karten Siebenbürgens bei. Die eine zeigt die Ergebnisse der ungarischen Zählung von 1910 im Maßstab 1:500.000, die zweite die Ergebnisse der rumänischen Zählung 1930 im Maßstab 1:750.000. Beide Karten geben die Volkstümer nach der Punktmethode an, also in einer Darstellung, die heute als genaueste Form dafür gilt. Nichts wäre jedoch unrichtiger, als diese Karte als genaues Abbild der Zustände zu betrachten. Beginnen wir mit der Karte von 1910. Die Madjaren sind durch zinnoberrote Punkte dargestellt und springen auf diese Weise am besten ins Auge. Das Deutschtum ist Orange gegeben und unterscheidet sich deshalb in der Darstellung von den Madjaren nur wenig. Für die Rumänen, als das verbreitetste Volkstum Siebenbürgens, ist Blaßlila gewählt. Das Gelände ist durch eine lilagraue Schummerung angedeutet. Die Folge dieses Verfahrens ist ein geradezu vollständiges Verschwinden des überwiegenden rumänischen Volkstums auf dem ähnlich gefärbten Untergrund. Es bleibt nur das madjarische Rot im Auge haften, verstärkt noch dadurch, daß große Teile Rumpfungarns mit zur Darstellung gelangen. Ist schon allein diese krasse Gegensätzlichkeit der gewählten Farben ein rein propagandistisches Mittel, das mit Wissenschaft nichts zu tun hat, so wird die Sache noch peinlicher, wenn genaue Nachmessung an sehr vielen Stellen zeigt, daß die roten Punkte, welche die Madjaren darstellen (vornehmlich die kleinen Punkte für je 100 Einwohner), um eine Kleinigkeit größer sind als die Punkte, mit denen andere Volkstümer dargestellt werden. Die Ursache dafür mag am Druckverfahren liegen, das die rote Farbe etwas zerfließen läßt, wogegen das Violett scharfe Konturen zeigt. Man soll aber nicht dem Gegner in einem sehr ähnlich gelagerten Falle „Fälschung" vorwerfen, wenn man selbst solchen Zufällen ausgesetzt ist.

Zur Karte von 1930: Wieder finden wir dieselbe unsachliche Wahl der Farben, die für die Rumänen auch auf dem gelblichen Tone des Untergrundes kaum gebessert ist. Wieder sind große Teile Binnenungarns als Blickfang mit dargestellt. Mit unverkennbarer Absicht sind in die Darstellung der Städte die madjarischen Bewohner in der Mitte konzentriert, die fremden Volkstümer in Gruppen zerrissen, die sich randlich gruppieren. So ist zum Beispiel das Rumänentum in Klausenburg zerrissen, ebenso aber auch das Deutschtum in Temeschburg. Der schwerste Fehler der Karte ist aber zweifellos, daß zur Grundlage nicht die rumänische Erhebung des Volkstums, sondern die Sprachenerhebung angenommen wurde. Auf diese Weise kommen fast alle Juden der siebenbürgischen Städte als Madjaren zur Darstellung. Besonders dem deutschen Leser gegenüber muß ein solcher Standpunkt als eine sonderbare Zumutung empfunden werden. Was er im einzelnen bedeutet, soll mit

wenigen Zahlen bewiesen werden: In Großwardein befanden sich laut rumänischer Volkszählung 1930: 19.800 Konfessionsjuden. Von diesen bekannten sich nur 14.800 zum jüdischen Volkstum, nur 4000 aber gaben „jiddisch“ als Muttersprache an. In Sathmar lauten die gleichen Zahlen: 11.500 Konfessionsjuden, 10.700 Juden dem Volkstum nach, und 5800 „Jiddisch“sprechende. In Arad lauten die Zahlen: 7800, 7000 und 700. Selbst die Angabe des Judentums nach seinem Volkstumsbekenntnis würde also den wahren Stand der Verjudung nicht zeigen. Wenn man aber das Judentum nach der Zahl der Jiddischsprechenden darstellt, so ist das eine bewußte Irreführung. Es erscheinen nach dieser Methode viele Städte nur deshalb mit einer madjarischen Mehrheit, weil der Zahl der Madjaren die Unmasse der Juden zugezählt erscheint.

Man wird mir nach den vorstehenden Zahlen beipflichten, wenn auch ich resigniert den Satz niederschreibe: „Die propagandistischen Mißbräuche mit ethnographischen Karten sind verschieden und zahlreich“ — der Satz ist leider nicht von mir, sondern er steht in der madjarischen Broschüre über rumänische „Landkartenfälschungen“.

Fassen wir das Urteil unserer Überschau zusammen, so zeigt sich nicht viel Erfreuliches. Die Rumänen haben sich zweifellos das Verdienst erworben, auf einige gute alte Karten hinzuweisen. Ihre Eigenproduktion beschränkte sich auf Propagandakarten ohne wissenschaftlichen Wert und Anspruch. Die propagandistische Aufmachung war unzulänglich und daher angreifbar, wie die „Curentul“-Karte erwies. Die madjarische Propaganda war zweifellos überlegen. Von den sachlichen Argumenten wußte sie die Debatte auf nebensächliche technische Einzelheiten abzuziehen. Der madjarische Eigenproduktionsstand war technisch auf der Höhe, bediente sich aller Raffinements einer seit Jahren gepflegten Volkstumskartographie und konnte auf den jahrelangen Vorbereitungsarbeiten verschiedener Minderheiteninstitute aufbauen, die für alle Fälle vorgesorgt hatten. Die ganze Auseinandersetzung auf dem Gebiet der Volkstumskartographie wäre — sosehr sie ein interessantes Kapitel der Gegenwartspublizistik bildet — kaum Anlaß gewesen, nochmals von uns zur Debatte gestellt zu werden.

Da aber von madjarischer Seite das Thema neuerlich aufgegriffen wird und dabei die Debatte mit einer Diffamierung des Gegners beginnt, den man der „Fälschung“ zeiht, war es wesentlich, den deutschen wissenschaftlichen Standpunkt einmal klar zu umreißen. Er kann dahin zusammengefaßt werden, daß dieser Streit mit Wissenschaft auf keiner Seite etwas zu tun hat. Während aber die rumänische Propaganda offen zugibt, Propaganda zu sein und höchstens fremde Wissenschaft zitiert, mit dem Bemerken, es sei ihre beste Propaganda, diese Wissenschaft ins Gedächtnis zu rufen, erscheint die madjarische Propaganda unter der Tarnung der Wissenschaft. Sie glaubt so, den Gegner der Lüge zeihen zu können, nimmt es aber dabei selbst nicht genau mit dem Tatbestand. Damit setzt sie sich aber der Gefahr aus, selbst der Unwahrheit geziehen zu werden.

Wir wollen zum Abschluß einen Wunsch seitens der deutschen Volkstumsforschung äußern: Man möge uns wie bisher die beiderseitigen Standpunkte freimütig vortragen und dafür auch publizistische Propaganda treiben. Man möge ruhig bei der Wahl der Statistiken und der Karten die Methode suchen und anwenden, die den eigenen Standpunkt am besten erhärtet. Man möge ruhig auf rumänischer Seite die Rumänen rot und auf madjarischer Seite die Madjaren rot auf der Landkarte einzeichnen. Man soll es dann der deutschen Wissenschaft überlassen, die Farben zu suchen, die der wahren Bedeutung dieser beiden Völker in dem Raum gerecht werden. Man soll aber nicht von Wissenschaft reden, wo man Propaganda meint, man soll nicht den Gegner beschimpfen, wo man selbst im Unrecht ist, und man soll vor allem nicht ständig eine Frage neu schüren, die erst vor kurzem geordnet ist und von allen Beteiligten ein Zurückstellen eigener Wünsche und Absichten zugunsten einer größeren Ordnung gebieterisch verlangt.

Zu unserer Bildbeilage:

Die Malerin Hertha Strzygowski, deren tiefeinfühlende Kenntnis des ostdeutschen Bauerntums den Lesern der Zeitschrift aus früheren Beiträgen bekannt ist, hat versucht, das Bild der Deutschen aus Bessarabien in den großen Umsiedlungslagern festzuhalten. Wir geben davon einige Proben ihres zeichnerischen Werkes.

Nochmals „Assimilation" und „Dissimilation"

Als vor wenigen Jahren der bedeutendste madjarische Historiker, Julius Szekfű, mit seiner Arbeit über „Schittenhelm" seine Volksgenossen aufrüttelte und das Problem unvermeidlicher „Dissimilation" — der Rückkehr der ihrem ererbten Volkstum Entwurzelten aus dem madjarischen Kulturbereich in das neuerlich erwachende Deutschtum — aufwarf, da war innerhalb des Madjarentums für lange Zeit heftiger Streit entbrannt, ob man diese Fremdstämmigen festhalten oder ziehen lassen solle. Es schien so, als verstünde man Szekfű dahin, er wolle für unbedingtes Festhalten eintreten. Schon bald nachher aber wandte Szekfű selbst sich gegen solche Auslegungen seiner Ansichten. Nun hat er in der Weihnachtsnummer des „Magyar Nemzet", dem Blatte, das einseitiger Deutschfreundlichkeit wohl am wenigsten geziehen werden kann, neuerlich seine Auffassung zum Ausdruck gebracht.

Wir haben zu verschiedenen Malen in unserer Zeitschrift auf diese für die geistige Lage des Madjarentums sehr wichtigen Auseinandersetzungen hingewiesen (zusammenfassend in dem großen Beitrag von A. Karasek-Langer: „Madjarische Auseinandersetzungen über Umvolkungsvorgänge in Ungarn", Jahrgang 1939, Juni- und Julifolge). Wir geben daher auch diese maßgeblichen Äußerungen des führenden madjarischen Gelehrten im Auszuge wieder.

Szekfű hatte bereits in früheren Aufsätzen deutlich gegen die verfehlte Nationalitätenpolitik Ungarns nach dem Ausgleich von 1867 Stellung genommen, aber er lehnt ebenso die Rückmadjarisierung der zum Beispiel nach den Türkenkriegen im Rumänentum aufgegangenen Madjaren scharf ab. Hier offenbart sich seine grundsätzliche Einstellung zu diesen Problemen. Zwar anerkennt er die rassische Zugehörigkeit zur Bestimmung des Volkstums als wichtiges Element, bezeichnet aber die Sprache als nicht minder belangreich. Man denke bloß daran — schreibt Szekfű — was aus uns würde, wenn wir alle Rumänen oder Slowaken mit madjarisch klingenden Namen ohne weiteres als Madjaren bezeichnen würden und dadurch unsre eigne Nation mit solchen Elementen aufwässern, die nicht nur die madjarische Sprache nicht sprechen, sondern auch keine madjarische Haltung an den Tag legen können. Logischerweise müßten wir in diesem Falle auch weiterhin gewaltsam assimilieren und wir würden wieder dort stehen, wo wir am Anfang des Jahrhunderts waren, als unsere nationalen Kräfte sozusagen hoffnungslos mit den allzuvielen sich uns anschließenden deutschen und jüdischen Assimilanten zu kämpfen hatte.

Die Frage der Beurteilung dieser Assimilationsvorgänge zeige, welch ein Durcheinander von Gefühlen und Wünschen auf diesem Gebiete auch heute noch herrsche. Es gebe vergangene und im Fluß befindliche, vollendete und frühgebürtige, vollkommene und aussichtslose, natürliche und auf Druck erfolgte Assimilation. Gerade in der „Schittenhelm-Debatte" habe er zum Ausdruck bringen wollen, daß viele Mitglieder der ungarischen Mittelklasse zu dissimilieren beginnen. Er habe es aber vom nationalen wie menschlichen Standpunkte aus stets so verstanden, daß jeder Assimilant, der im madjarischen Bereiche blei-

ben wolle, nicht abgestoßen werden dürfe. Dies sei mißverstanden worden und man habe ihm eine bedingungslose Assimilationsabsicht unterschoben. Demgegenüber sagt nun Szekfü: „Die Assimilanten, die sich uns anschlossen, müssen wir behalten, die Dissimilanten aber, die sich von uns entfernen wollen, müssen wir freilassen. Darum kann ich nur für gut heißen, wenn gemäß der heutigen gesetzlichen Lage der Dissimilant seinen nichtmadjarischen Namen zurücknehmen kann. Das Madjarentum hat es nicht notwendig, die Zahl der ungarischen Nation durch diese Mittel zu vermehren. Wir können gerade genug Arbeit finden, um unsere gefährdeten Madjaren im Ausland, in der Moldau, in Bukarest, in Amerika zu betreuen oder nach Hause zu schaffen. Wer heute schon Madjare ist, entweder blutsmäßig oder einer vollkommenen und abgeschlossenen Assimilation zufolge, der bleibe Madjare und kümmere sich um die innere Stärkung des Madjarentums. Der Nichtmadjare soll ein guter Staatsbürger sein und verbleibe im Besitze seines eignen Volkstums."

Wir möchten von unserem Standpunkte aus nur wünschen, daß diese klaren und höchst beachtenswerten Äußerungen des madjarischen Gelehrten von denen gehört und bedacht werden, die sich auch heute noch mit der propagandistischen Parole „Dreißig Millionen Madjaren im Karpatenraum" auf dem gefährlichen Standpunkte bedenkenloser Assimilationsbestrebungen befinden. Wir sehen allerdings noch eine weitere Voraussetzung für die Durchsetzung der Meinungen Julius Szekfüs: Man wird im Madjarentum endgültig jene Auffassungen der Madjarisierungsperiode abtun müssen, die den sozialen Aufstieg und die Geltungsmöglichkeit im Karpatenraum ausschließlich an das Aufgehen im Madjarentum banden und damit einen moralischen Druck auf die willigen Aufbaukräfte des Staates und der Gesellschaft ausübten. K.

Musik als Gestaltungsfaktor in der Volkstumsarbeit

Seit wir den inneren, aus dem Wesen des Volkstums strömenden Kräften in unserer Arbeit für die Gestaltung und Festigung der durch ihre randliche Lage oder Vorpostenstellung gefährdeten Glieder unseres Gesamtvolkes nachzuspüren vermögen und daraus neue Kräfte gewinnen, ist die Musik dabei zu einer höchst bedeutsamen Aufgabe berufen. Vermittelt sie doch, wie kein anderer Erlebnisvorgang, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Einheit, und schließt Menschen aneinander durch die Möglichkeit, gleicherweise als Aufnehmende wie als Mitgestaltende beteiligt zu sein. Seit im deutschen Volke die reichen Ströme der Volksmusik wieder freigelegt sind, ist ihr fruchtbarster Boden aber gerade draußen an und vor den Grenzen des gesicherten Volksbodens, gleichwie wir wohl niemals als in den Kolonnen der Marschierenden — ob sie zum inneren „Durchbruch", zur Erneuerung, aufgebrochen waren oder in Polen, Norwegen oder Frankreich dahinzogen — das Lied als Ausdruck des Gemeinschaftsempfindens mit ähnlich hinreißendem Schwung erlebt haben.

Volkstumsarbeit ist heute ohne den Anteil der Musik gar nicht mehr zu denken. Wir sehen daher auch, wie in allen deutschen Volksgruppen Musikstellen planmäßig auf- und ausgebaut werden, die das echte, wertvolle Lied- und Spielgut ihrer Landschaften sammeln, pflegen und durch das Beste aus dem Mutterlande und anderen Grenzräumen ergänzen, um auf diese Weise das Gefühl der Ganz- und Einheit in der mannschaftlichen Erziehung wie im weiblichen Dienste von der künstlerischen Seite her zu stärken. Aber auch das Interesse an der Kunstmusik, die Anteilnahme an der geistig-schöpferischen Wiedergabe unserer größten Werke der Tonkunst und das Vermögen, dafür den Hörerkreis innerlich aufzuschließen, ist weit gediehen und schafft tausendfache neue Klammern zum geistigen Erleben des Gesamtvolkes. Daß dazu die Arbeit der zentralen Stellen im Reiche — zum Beispiel des Musikreferates des D. A. J. in Stuttgart als zentrale Sammelstelle für volksdeutsche Musik und ihre Forschungsaufgaben sowie die praktische Aufbauarbeit des V. D. A. — hinzutritt, sei nur ergänzend bemerkt.

In Aussprachen der volksdeutschen Musik-

stellenleiter aus dem Südosten, die kürzlich erstmalig in Wien stattfanden, wurden diese Aufgaben weitgehend geklärt und über das Gemeinsame der Aufgaben und ihrer Durchführung eingehend beraten.

In diesem Zusammenhang sei auf eine sehr bemerkenswerte Neuerscheinung hingewiesen, die, diesem Aufgabenkreis entstammend, nach einer Vertiefung der Grundlagen und Klärung des Wesentlichen strebt. Der als Anreger und Mittler im Ausbau der volksdeutschen Musikübung hervorragend bewährte Hermann Peter *Gericke* ließ im Ludwig-Voggenreiter-Verlag, Potsdam, ein kleines Werkchen: „*Vom Volkstumserlebnis in Musik und Lied*" erscheinen.

Es ist ein Bekenntnis zu den tiefen Kräften, die aus echter, dem Volkstum entsprossener Musikübung wachsen. Es zeigt neben den grundsätzlichen Aufgaben und Voraussetzungen wertvolle Erklärungen und Hinweise für die praktische Arbeit und die Einführung in ihre Wertung. Immer wieder weist Gericke aus seinen großen Erfahrungen darauf hin, daß *nur volksgebundene Musik in werkgerechter Wiedergabe* in den Hörern die *Erlebnisse schaffe*, die sie zu den völkischen Lebenskräften führen und sie in *ihrer überpersönlichen Zuordnung festigen*. Scharf versteht er davon die rein ästhetischen Werte jener Musik zu scheiden, die an keine Nation gebunden ist und etwa als „Menschheitskunst" zu gelten beansprucht. Aber auch die vielfach noch geübte Unterstellung von bildhaften, aus der verstandesmäßigen Vorstellungswelt genommenen Inhalten, die dem Wesen des musikalischen Baues und seinen inneren Gesetzen völlig fremd sind, weiß er herauszulösen und fordert ihre Überwindung, um zu wahrer Wirkung und zum wahren Wesen zu gelangen. Was Gericke zur Klärung und Erfassung dieser *echten inneren Gesetzmäßigkeit der Musik* und insbesondere des Liedes sagt, gibt vielfach wirklich den Schlüssel zum Eindringen in das Erlebnis der Musik als *Gestaltungsfaktor der Volkstumsarbeit*. K.

Allslawische Sprache

Seit den ersten allslawischen Kongressen und den Versuchen der Belebung des politischen und kulturellen *Panslawismus* hat die Frage einer gemeinsamen, allen Gliedern des Slawentums gleichmäßig verständlichen slawischen Sprache vielerlei Vorschläge ausgelöst, ohne daß man bisher in der praktischen Lösung vorwärtsgekommen wäre. Einsichtige slawische Persönlichkeiten haben in den weitgehenden Unterschieden der slawischen Sprachen stets eines der Haupthindernisse für eine Gemeinsamkeit der geistigen wie — darauf fußend — der politischen Aufgabenstellung erkannt. Es hat sich erwiesen, daß die politischen Programme allein ohne den viel festeren Untergrund gemeinsamen geistigen Lebens — wie es schließlich am stärksten in der *Sprachschöpfung* zutage tritt — nicht imstande sind, die in mehr als tausendjähriger Entwicklung geschaffenen Individualitäten der einzelnen slawischen Völker einander wieder dauernd anzunähern und ihre Interessen zur Übereinstimmung zu bringen.

Man hat daher immer wieder versucht, das Problem einer *allslawischen Sprache* der Lösung näherzubringen. Aber bisher ist es noch nicht einmal gelungen, sich über den einzuschlagenden Weg zu einigen. Ein Teil wünscht, daß *eine der lebendigen slawischen Sprachen als verbindende Schriftsprache* angenommen werde; aber schon hier gehen die Meinungen auseinander, ob man dafür *Russisch* als die verbreitetste slawische Sprache wählen solle, oder etwa *Slowakisch* oder *Ukrainisch*, weil diese für die Westslawen wohltönender und leichter verständlich klingen. Aber gegen alle derartigen Pläne erhebt sich *scharfer Widerspruch*, weil keiner der slawischen Stämme bisher bereit gewesen ist, auf *seine Sprache gegenüber der eines anderen zu verzichten*.

Eine andere Gruppe will diesen Schwierigkeiten des völkischen Egoismus damit aus dem Wege gehen, daß eine *künstliche Sprache* aus den Urelementen aller der heutigen slawischen Sprachen zu schaffen wäre. Aber auch dieser Plan hat wohl kaum Aussicht auf Erfolg.

In der letzten Zeit tauchte ein weiterer Plan auf, der den Vorzug organischer, wenn auch sehr langsamer Entwicklung für sich hätte. Ein Pole, der seinen Namen nicht nennt,

schlägt in der Belgrader Zeitschrift „Slawischer Gedanke" (Slavenska misao) vor, man möge durch ein wissenschaftliches Institut im Zusammenhange mit den wissenschaftlichen Akademien die Unterschiede und die Angleichungsmöglichkeiten der einzelnen slawischen Sprachen studieren lassen und dann mit Hilfe der Schriftsteller und der Presse schrittweise nach einem genau auszuarbeitenden Plane einen gemeinsamen Wortschatz für alle slawischen Sprachen herausarbeiten, ohne daß man im inneren Gebrauche deswegen die einzelnen Sprachen aufgeben müßte. Die Zahl der gleichen Wörter sei viel größer, als man gemeinhin annehme, und es sei so der Weg zum organischen Bau einer gemeinsamen Sprache beschritten.

Zweifellos hat dieser Gedanke von all den bisher vorgetragenen Plänen die größten Aussichten, zu Erfolgen zu gelangen, insbesondere in der Richtung der näheren Verbindung aller kulturell und schöpferisch tätigen Persönlichkeiten in sämtlichen slawischen Stämmen. Natürlich melden sich auch dagegen Meinungen, so zum Beispiel im Laibacher „Slovenec", der den Plan bespöttelt, indem er sagt, vor tausend Jahren hätten die Slawen zweifellos eine wesentlich einheitlichere Sprache gehabt. Wolle man den vorgeschlagenen Weg der Rückentwicklung gehen, so würde man wieder tausend Jahre warten müssen! K.

Bücher zur Volkstumsfrage

Für die meisten Städte des Ostens, deren deutsche Gründung und mittelalterliche Blüte uns in den Zeiten der Unterdrückung ihrer deutschen Denkmale und aller Lebensäußerungen fast nur mehr aus geschichtlichen Werken bekannt war, erwies es sich als fast unmöglich, dem Reisenden, der sie besuchte, passende, kurzgefaßte Führer oder Übersichten in die Hand zu geben. Fremder Nationalismus suchte deutsche Leistung zu verdecken oder gar zu verfälschen. So war der einzelne auf sein Entdeckerglück angewiesen. Es ist daher eine der ersten Aufgaben deutscher Publizistik nach dem Siege des Jahres 1939, der den Osten wieder für deutsche Leistung frei machte, in Zusammenarbeit mit deutscher Kunst- und Geschichtsforschung handliche, knapp gehaltene Führer der Städte und Landschaften des Ostens, „Mit unseren Augen gesehen", herauszubringen. Im Verlag R. Hirzel in Leipzig erscheint nun, geleitet von J. Papritz und G. Sappok, in Verbindung mit dem Institut für deutsche Ostarbeit in Krakau, eine solche Reihe „Deutsche Städte-Führer im Osten". Der erste Band liegt bereits vor: „Krakau, Hauptstadt des deutschen Generalgouvernements Polen." Reichsminister und Generalgouverneur Dr. Frank schrieb dazu Einleitungsworte, Dr. G. Sappok, Doktor J. Swart und Dr. Ing. Weidhaas zeichnen für den Inhalt, der durch 21 Abbildungen und einen farbigen Stadtplan ergänzt wird. Nach knapp gehaltenem geschichtlichem und wirtschaftsgeschichtlichem Überblick und einer Zusammenfassung der künstlerischen Bedeutung Krakaus folgt in gut übersichtlicher Form eine Beschreibung der wichtigsten Plätze und Straßen mit ihren wertvollen Bauten, der Baugeschichte und manchen interessanten Hinweisen und Bemerkungen über Vergangenheit, wie die gegenwärtigen, für den Reisenden wichtigen amtlichen Stellen und Einrichtungen. Wer sich diesem Führer anvertraut, wird auch bei kurzem Aufenthalt das Wesentliche sehen und erfahren und insbesondere ein Bild der ungeheuren, Jahrhunderte füllenden deutschen Leistung erkennen.

Es steht zu hoffen, daß diese Bändchen nicht nur jene Städte behandeln werden, deren deutscher Kern sozusagen neuerlich von all dem überwuchernden Fremdwerk, gleich Schlacken, gereinigt werden soll, sondern auch solche Städte und Landschaften, wie zum Beispiel des Südostens, einbezieht, deren reiche deutsche Leistungen in Vergangenheit und Gegenwart sich lebendig zu gemeinsamem Wirken mit dem Wesen der Gastvölker verbunden haben.

*

Gewissermaßen als Beschluß einer schon stark angewachsenen Reihe von Veröffentlichungen über die Heimkehr der Wolhyniendeutschen hat der Grenze-und-Ausland-Verlag in Berlin nun „Das Buch vom großen Treck" herausgebracht. „Der Künstler, der politische Kämpfer und der Wissenschaftler, drei nach der bürgerlichen Vorstellungswelt auseinanderzielende Begabungen, stellten sich in den Dienst eines einheitlichen Werkes. Die Leistung wuchs aus dem gemeinsamen Erlebnis der großen Umsiedlung." Mit diesen Worten begleitet SS-Obergruppenführer Lorenz, der Leiter der Volksdeutschen Mittelstelle, die mit den Arbeiten der Umsiedlung beauftragt war, das prächtig gelungene Buch. Dr. H. Kurz weiß in einem knappen geschichtlichen Überblick „Bewährt in der Ostaufgabe" das Schicksal der Deutschen im Osten in seinen großen Linien zu zeichnen. Alfred Karasek, selbst dem östlichen Sprachinsel-

deutschtum entstammend und als Forscher längst bewährt, gibt in seinem Bericht seine Erlebnisse als einer der Gebietsbevollmächtigten der Umsiedlungskommission wieder. Manche der Szenen, die er in packender Anschaulichkeit vor Augen zu führen versteht, sind den Lesern unserer Zeitschrift aus den Berichten, die wir seinen Briefen entnehmen konnten (Februarheft 1940), bereits bekannt. Hier fügen sie sich in größerem Zusammenhang glücklich ein und vermitteln eine klare Vorstellung dieser einmaligen Vorgänge in unserer Volksgeschichte. Als Dritter — und nicht Letzter — hat der bekannte Maler Otto Engelhardt-Kyffhäuser mit einem großen Teil seines zeichnerischen Werkes aus den Tagen der winterlichen Trecks und der Lager, ergänzt durch seine Tagebuchaufzeichnungen, dem Buche erst den tragenden und wirkungsvollsten Inhalt gegeben. Mit der nie versagenden Sicherheit des großen Könners ist es dem Maler auch unter unglaublich schwierigen Verhältnissen der furchtbaren Kälteperiode dieser Wintermonate 1939/40 gelungen, die Typen der Menschen dieses großen Zuges bleibend festzuhalten. Wir sehen sie auf diesen prächtig wiedergegebenen farbigen Zeichnungen oder Schwarz-Weiß-Blättern — deren Druckstöcke die Graphische Kunstanstalt Karl Lemke in Berlin mit größter Sorgfalt hergestellt hat — zuweilen fast ins Zeitlose herausgehoben über die schweren Erlebnisse dieses abenteuerlichen Winterzuges, gleichsam zwischen zwei Welten, nur bewegt von dem Willen, einer neuen Zukunft in der Heimat der Väter entgegenzugehen. Hier hat der Künstler in seiner oft ans Virtuose reichenden Art sich voll und ganz der Aufgabe untergeordnet, dem deutschen Volke ein getreues Abbild seiner heimkehrenden Söhne zu vermitteln. Wir schulden ihm Dank dafür.

Felix Kraus

*

Fritzi Maly: „Die Deutschen in der Zips." Mit Zeichnungen und Farbbildern der Verfasserin. Im Adolf Luser Verlag, Wien und Leipzig. 1940.

Seit ungefähr zehn Jahren traten neben die Forscher auch Künstler — vorwiegend Künstlerinnen —, um das außerhalb der Reichsgrenzen lebende Deutschtum zu betreuen. Sie sind es vor allem, die die Sitten, das Leben und das Antlitz der Volksdeutschen und Binnendeutschen am greifbarsten näherbringen.

Neben Ungarn war es hauptsächlich die Slowakei, die mit ihren wunderbaren Trachten eine starke Anziehungskraft ausübte. Hier war die Malerin Erna Piffl tätig, deren Arbeiten über die Slowakei leider noch nicht veröffentlicht sind, weiter Herta Strzygowski, die den Lesern des Volkstums im Südosten durch ihre Bilder bereits bekannt ist. Diese beiden Künstlerinnen hatten ihr Arbeitsfeld in der Kremnitz-Probener Sprachinsel.

Nun erschien um Weihnachten das Buch der jungen Malerin Fritzi Maly, „Die Deutschen in der Zips". Diese Arbeit ist hauptsächlich ein Bildwerk, das in einer Reihe von Farbbildern dem Leser die schönen, bunten deutschen Trachten des Zipser Landes, die besonders das Interesse der Volkskundler erwecken werden, vor Augen führen will. Die Verfasserin ist in erster Linie Malerin; die stark bildhafte Sprache bedeutet lediglich eine Untermalung zu den Bildern und zu den im Text selbst verstreuten Skizzen, die von einer großen Liebe und viel Sinn zum Kleinen Zeugnis ablegen.

Das Buch ist, wie schon aus dem oben Gesagten hervorgeht, keineswegs als umfassende Arbeit über das Deutschtum in der Zips gedacht und erhebt auch keinen Anspruch, als wissenschaftliches Werk gewertet zu werden. Aus den Bildern und Zeilen spricht vielmehr der Wunsch der Verfasserin, die während ihres fast einjährigen Aufenthaltes in dieser wenig bekannten deutschen Volkstumsinsel in der Slowakei die hier lebenden Menschen liebgewann, ihre meist rein persönlichen Eindrücke und Erfahrungen wiederzugeben und dadurch Anteil an der großen Aufgabe zu haben, das Binnendeutschtum und das Volksdeutschtum möglichst eng miteinander zu verknüpfen.

Eine kurze historische Rückschau auf die Geschichte des Zipser Deutschtums sowie glücklich gewählte Beispiele aus Stadtchroniken schaffen die nötige Grundlage zum Verständnis des Wesens und der Eigenart dieser Menschen und erwecken vor allem die Achtung vor der Zähigkeit ihres völkischen Behauptungswillens.

Außer den Bildern nehmen jedoch die rein erlebnismäßigen Schilderungen des Buches am meisten gefangen. Der Zauber der Ortschaft Hopgarten wirkt auf den Leser genau so stark wie die lebendigen Beispiele aus der Zipser Mundart, über welche die Verfasserin ihre eigensten Gedanken wiedergibt. Warmherzigkeit, Freude am Schönen und Liebe zum Deutschtum sind bedeutende Wesenszüge der jungen Malerin, und diese Eigenschaften sprechen auch den Leser dieses Buches an, das jedem Freude bereiten wird, der es in die Hände nimmt.

Dr. K. Egger

Volkstum im Süd-Osten

Inhalt dieses Heftes: Karasek-Langer: Slowakeideutsche Dichtung im Umbruch / Golda: Die Russinen in der Slowakei / Das deutsche Banat / Rieger: Die Stadt Güns / Aus dem rückgegliederten Siebenbürgen / Südslawische Mitzellen

Februarfolge 1941 Heftpreis RM —.40

Volkstum im Südosten

Volkspolitische Monatsschrift

Früher „Grenzland“, Zeitschrift für deutsche Schutz- und Kulturarbeit des Deutschen Schulvereins Südmark / 18. Jahrgang

Schriftleiter: Felix Kraus

Verantwortlich für Anzeigen: Leo Weninger (Wien 55, 5., Spengergasse 43) — Derzeit Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig — Adolf Luser Verlag GmbH. (Geschäftsführer: Ernst Sopper und Karl K. Bauer), Wien 55, 5. Bez., Spengergasse 43, Fernruf B-20-3-37 — Die Zeitschrift erscheint am 15. eines jeden Monats — Bezugspreis im Jahr RM 4.— (einschl. 20 Rpf. Postzeitungsgebühr) — Postsparkassenkonto Wien Nr. 52967, bzw. Giro-Abteilung der Ersten Österreichischen Spar-Casse, Wien 1, Konto-Nr. 4956 — Alle Zuschriften, die Schriftleitung betreffend, sind an Felix Kraus, Wien 65, 8. Bez., Fuhrmannsgasse 18 (B-48-5-44) zu richten — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet — Für unverlangt eingesandte Beiträge und Bilder wird keine Gewähr geleistet — Druckerei der Adolf Luser Verlag GmbH., Wien 55, 5. Bez., Spengergasse 43

Inhalt des Februarheftes 1941

Slowakeideutsche Dichtung im Umbruch

Von Alfred Karasek-Langer

Die bodenständige deutsche Dichtung in der Slowakei, die gegenwärtig im Ringen nach Wort sowie Gestaltung ihren Anteil am Aufbau der Volksgruppe zu gewinnen versucht, war innerhalb der letzten paar Jahre einem grundsätzlichen und offensichtlichen Wandel unterworfen. Sie trat damit in schärfsten inneren Gegensatz zu dem Schrifttum, das vor dem Weltkriege zwischen Preßburg und Bartfeld von deutschstämmigen Menschen geschaffen wurde. Diese Vorkriegsliteratur war geistig auf Budapest ausgerichtet, neigte gefühlsmäßig dem Madjarentum zu und lehnte jede tiefere Bindung an Deutschland ab, gleichgültig, ob es sich um mundartliche, hochdeutsche oder trotz der deutschen Herkunft des Verfassers schon madjarisch geschriebene Werke handelte. Deshalb ist die Dichtung, die uns heute aus der Preßburger Gegend, aus der Kremnitz-Probener Volksinsel, aus der Zips oder den Gründen entgegentönt, grundsätzlich von der der Vorkriegsgeneration in dem gleichen Raume zu scheiden. Die innere Wandlung beginnt mit dem Weltkriegserlebnis. Sie ergreift vorerst nur einzelne Dichter, setzt zögernd und tastend ein, um dann nach 1933 immer kräftiger vorzustoßen und in den letzten Jahren endgültig zum Durchbruch zu gelangen.

Die wesentlichsten Kennzeichen der neuen geistigen Haltung sind eine bewußte Rückkehr zur eigenen Nation und eine lebendige kämpferische Gesinnung, nach der man vor 1914 vergeblich suchen wird. Die jungen Dichter wollen bedingungslos der Heimat, der eigenen Volksgruppe und damit auch dem Reiche dienen. Sie schöpfen ihre eigentliche Sendung aus der Vorpostenstellung des Slowakeideutschtums im Südosten, verachten ein völkisches Zwitterdasein und bejahen eine harte, nationalsozialistische und soldatische Lebenshaltung. So beginnt im Bereiche der Slowakei eine Dichtung heranzureifen, die sich in Volksbewußtsein und Zielsetzung kaum mehr von der der Siebenbürger Sachsen unterscheidet, wohl aber noch in ihrem Können und ihren Leistungen. Damit hat sie die durch zwei oder drei Geschlechter geübte Abkehr und Vereinsamung, die zu einem eigengesetzlichen und separatistisch gesinnten Zipser Mundartschrifttum sowie zu einem völkisch farblosen Preßburger Menschentypus führte, restlos zerbrochen. Sie hat unter klarem Verzicht auf eine engstbegrenzte Sondertümelei die einst wirklich gestellten Forderungen nach einer „Zipser Sprache" und einem „Zipser Vaterland" von sich gewiesen, trotz der Versuchung, die darin liegt, im kleinräumigen Geltungsbereich zu den ersten zu zählen. Sie ordnet sich lieber als wenig beachtetes und dienendes Glied der Gesamtheit deutschen Geisteslebens und deutschen Aufstieges ein.

Will man die wirkliche Leistung dieses seelischen Umbruches ganz erkennen, so muß man auf jene geistige Entwicklung zurückgreifen, die etwa um 1800 herum gegeben war. Damals setzte die umgekehrte Wandlung ein, die die einzelnen Deutschtumslandschaften des Nordkarpatenraumes von denen des weiteren Südostens und schließlich auch voneinander schied, sie in ein sinnloses Einzelgängertum zwang. Es ist eine Entwicklung, die wir erst langsam in ihrer ganzen Schwere zu überblicken gelernt haben und die neben der geistigen Vereinsamung den deutschen Volksinseln auch harten Blutszoll auferlegte, zahllose Deutsche fremdem Volkstum zuführte. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts ist das geistige Leben und Schaffen der Deutschen um Preßburg, in den oberungarischen Bergstädten sowie der Ober- und Unterzips im wesentlichen dem der übrigen Deutschtumsbereiche Ungarns gleichgerichtet. Wie 1641 der in Käsmark geborene „Reichsmathematiker" David Frölich in seinem „Uralten Deutsch-ungerischen Zipserischen und Siebenbürgischen Landsmann" gemeinsam die Zips und Siebenbürgen behandelt, so sprechen 1806 der Lomnitzer Jakob Melzer und andere noch um diese Zeit ausdrücklich vom Zipser Sachsen. Es ist die Periode der nachjosephinischen Aufklärung und der reifere Formen annehmenden „deutsch-ungarischen Kulturvermittlung", während welcher weniger

die Dichter als die Literaten, die Reiseschriftsteller und die Gelehrten Bücher veröffentlichen. Diese Menschen fühlen sich als „Deutschungarn", jedoch in einem raumweiten und dem Reiche auch innerlich zugekehrten Sinne des Wortes, nicht aber in einer nur ungarischen Blickschau. Man hat madjarischerseits die Wege und Wandlungen solcher „Deutschungarn" sehr eingehend und liebevoll behandelt (Béla von Pukánszky u. a.) und insbesondere ihr Hinneigen zum Madjarentum ausführlichst untersucht. So wurde das Gesamtbild dieser Kulturvermittler bisher etwas einseitig gezeichnet und die deutschbewußten Regungen einzelner unter ihnen sind erst allmählich sichtbar geworden. Sicher ist jedenfalls, daß die Abkehr vom deutschen Volkstum sich damals erst in ganz wenigen Menschen vollzog, die Madjarisierung der Oberschicht noch keinesfalls einsetzte.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebt das Madjarentum ein starkes völkisches Erwachen, das von einer literarischen Schaffensperiode großer Leistungen begleitet wird, die in dem Dreigestirn Vörösmarty, Arany und Petöfi gipfelt. Die Folge davon ist, daß der durch Jahrhunderte wirkende deutsche Kultureinfluß, der das madjarische Geistesleben zeitweilig ganz zu überdecken schien, nun etwas zurückgedrängt und teilweise gebrochen wird. Gerade in dieser Zeit aber lebt im pannonischen Becken ein beachtliches deutsches Schrifttum, das sich sogar außerhalb Siebenbürgens auszubauen beginnt und aufzublühen scheint. Es werden zahlreiche deutsche Bücher gedruckt, die deutsche Verlagstätigkeit in den Städten Oberungarns und Transdanubiens nimmt rasch zu. Man muß allerdings dabei mit berücksichtigen, daß der in Österreich herrschende Vormärz und Metternichsche Zensurvorschriften manches zur Verlagerung des Schrifttums nach Preßburg und Ofen beigetragen haben. Deshalb ist in diesem Schrifttum auch wenig davon zu spüren, daß ungeachtet einer regen Verlegertätigkeit in Kaschau, Leutschau, Eperies usw. das städtische und zum Teil auch das ländliche Deutschtum als solches zurückgeht, dauernd an Boden verliert. Auch darin kündet sich ein langsames Auseinandergleiten volklichen Schicksals und deutscher Literatur an, das sich in der Folgezeit noch vertiefte.

In dieser Periode blüht in Preßburg, das sinngemäßer denn je der „kulturelle Vorort Wiens" genannt wird, ein fast binnendeutsch eingestelltes Schrifttum neben einer regen deutsch-ungarischen Kulturvermittlung. Sie wird, wie überall, fast ausschließlich von deutschblütigen Menschen betrieben, da um diese Zeit der Jude noch zumeist im Getto steckt. Die deutschen Kulturvermittler fangen damals an, sich für die führenden Persönlichkeiten der ungarischen Geschichte zu begeistern, sie zu verherrlichen. Selbst Gottfried Tobias Schröer (Christian Oser), dessen Sohn später an der Erforschung des oberungarischen Deutschtums gewaltigen Anteil genommen und wegen seiner deutschen Gesinnung aus Ungarn gehen mußte, wird zum Schöpfer eines leidenschaftlichen Tökölydramas. Ein ähnliches Bild bietet die Zips zwischen 1800 und 1848: sie hat ihren entsprechenden Anteil an der deutsch-ungarischen Kulturvermittlung und an der ungarischen Geschichtsverherrlichung. Für die kommende Entwicklung aber ist es bezeichnend, daß die deutschsprachige und madjarisch eingestellte Geschichtsschau dichterischer Prägung von den Pfarrern Jakob Meltzer und Johann Wittchen sowie dem Mittelschullehrer Johann Samuel Bene eingeleitet wird. Gleichzeitig mit der beginnenden „Seelenharmonie" oberschichtlicher Prägung sehen wir die ersten Regungen einer Zipser Mundartdichtung: 1804 erscheint ein Mundartgedicht aus Neudorf oder einem Orte nahe der Gründe in Johann Genersichs „Versuch eines Idiotikons der Zipser Sprache", das wir, entsprechend der damals noch nicht abgebrochenen Beziehungen zum Reich, einige Zeit später in Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen" wiederfinden. Auch die ersten Namen von Mundartdichtern kommen aus den Gründen, also der Unterzips (Samuel Fux, Emilie Fest), während Adolf Lumnitzer mit seinem 1836 in Wien verfaßten und von leisem Heimweh getragenen „Zipser Loblied" den künftigen Ton einer in der Oberzips tief verwurzelten Mundartdichtung anschlägt. Dieser sollte es dann später vorbehalten bleiben, inmitten einer wuchtig einsetzenden Madjarisierung die Rückzugsstellung eines auf seine engste Heimat sich beschränkenden Zipsertums zu sein. Eine Rückzugsstellung in ein ver-

zipsertes Stammesgefühl, das aber wenigstens Teile der seelisch madjarisierten Oberschicht vor der restlosen Umvolkung bewahrte und dem Volke den Widerstand gegen eine Entdeutschung erleichterte (K. K. Klein).

Betrachtet man die deutsche Dichtung in Nordungarn zwischen 1848 und 1914 mit unserer heutigen Blickschau, so bietet sich einem ein trostloses Bild, trotzdem gerade in diesen Jahrzehnten die Zipser Mundartdichtung eine wachsende Blüte erlebt. Es ist die Zeit, in der die oberungarischen Bergstädte ihr Deutschtum verlieren, in der oberschichtliche Madjarisierung, slowakische Unterwanderung und sprachliche Slowakisierung der deutschstämmigen Unterschicht schier zur Regel werden wollen. Es ist die Zeit, in der nach den Worten eines madjarischen Wissenschaftlers „die Städte aus dem deutschen Volksboden Ungarns ausscheiden" (Kogutowicz), dafür aber die Juden dort viel vom deutschen Erbe übernehmen. Es ist ferner die Zeit des lautlosen Versinkens manchen deutschen Dorfes in slawischer oder madjarischer Umwelt und der großen Amerikawanderung aus sowieso schon geschwächten Volksinseln. In dieser Periode des Rückganges und Verfalles wächst die Zipser Mundartdichtung auf und führt ihr eigengesetzliches, in sich abgeschlossenes Leben. Als Begründer dieser mundartlichen Kunstdichtung wird Ernst Lindner angesehen, Johann Peter Hebel der Ältere sowie die norddeutschen Fritz Reuter und Klaus Groth dürften auf die Dichtungsgattung ziemlich stark eingewirkt haben. So gesehen, ordnet sie sich in die gesamtdeutsche Entwicklung einer damals anwachsenden mundartlichen Dichtung der verschiedenen Stämme und Landschaften ein. Schon der Preßburger Karl Julius Schröer hat auf Lindner aufmerksam gemacht und ihn mit dem gleichzeitig schaffenden siebenbürgisch-sächsischen Mundartdichter Viktor Kästner verglichen. Dieser Vergleich aber zeigt die wesentlichen Unterschiede zwischen einer volksverbundenen und einer sich selbst genügenden Heimatdichtung: bei Kästner das völkische Selbstbewußtsein des Siebenbürger Sachsen, bei Lindner die Wirkung, die „die Dichtung an und für sich ausübt", die Kunst als Selbstzweck. So wird Lindner zum ersten größeren Vertreter einer selbstgenießerischen Landschaftsmalerei und Liebeslyrik in Zipser Mundart, die dazu noch fröhlichen Volkshumor in literarische Kleinkunst wandelt, Kindheitserinnerungen in Budapest lebendig werden läßt, heimische Sagen in Versform bringt und sich in dieser Erinnerungswelt selbst wiederzufinden glaubt. Schon die Titel der Lindnerschen Buchveröffentlichungen sind ein Programm: „Frischblühender und schönriechender Zipser Liederbuschen", „Fortblühender Zipserischer Liederbuschen ... den verflirten Jungen und verschämten Jungfern an die Brust gesteckt."

Als der größte Heimatdichter wird in der Zips selbst Rudolf Weber angesehen, der seinen „Zipserischen Liederbronn" herausgab und als meisterhafter Schilderer der humoristischen Erzählung sowie heimatlichen Stillebens gilt. Es führt von Lindner und Weber ein bunter Reigen über Rudolf Götz, der „Frühlingsknöspchen aus dem Zipser Blumengarten" herausbrachte, Emmerich Kövi mit seinem „Riechfläschchen" und die vielen, vielen anderen der Oberzipser Mundartdichter. Unter ihnen ist ein einziger, der Käsmarker Arzt Alexander Béla, der 1916 als Professor der Budapester Universität starb und der seinen Landsleuten warnend zurief, an ihrer Muttersprache festzuhalten, zu ihren Sitten und Bräuchen zu stehen. Faßt man die gesamte Mundartdichtung der Zips aus diesen Jahrzehnten zusammen, so bleibt, um mit Fittbogen zu sprechen, leicht ein fader Geschmack zurück. Je gegenwartsnäher die Dichtungen, desto mehr verlieren sie sich in Jugendtändeleien, Possen (= Küssen) und Schwankerzählungen. Sogar seltsame Wege werden begangen: nicht nur, daß deutsche Mundartdichter durch Nachdichtung ins Zipserische umgeformt werden, nein, es werden auch Lieder des Schotten Burns und Gedichte Petöfis übertragen, schließlich sogar antike Stoffe modernisiert und Theokrit ins Lindnersche umgemodelt.

Diese Schilderung des Zipser Schaffens im Zeitalter der Madjarisierung wäre unvollständig, wenn man nicht der wenigen hochdeutschen Dichtungen gedächte, die damals entstanden. Sie sind zum Teil Kampfschrifttum, und zwar Kampfschrifttum gegen den Allgemeinen Deutschen Schulverein, der damals dem ungarländischen Deutschtum helfen wollte. Friedrich

Scholcz ist der Verfasser des in Käsmark 1882 erschienenen Epos „Studienfahrt zweier Schul-Vereinler aus Spree-Athen", welche zum Abschluß ihrer Studienfahrt bekennen müssen: „Doch glänzend hat das Zipser Volk / Den leeren Wahn beseitigt: / Als ob's Magyarentum die Zips / Zum Untergang gezeitigt."

Wir würden diese Dichtung kaum erwähnen, wenn in ihr nicht — „nach dem Muster von M. Arndts berühmtem Lied 'Der Gott, der unsre Ahnen schuf, der wollte keine Knechte'" (Julius Gréb) — die Zipser Volkshymne stünde. Es ist ein heimatfrohes landschaftsschilderndes und unkämpferisches Lied, das sich wesensverwandt den Heimatliedern des älteren Emmerich von Fest anschließt, der seiner Zipser Heimat nur eines wünscht: „Dich schütz' die ew'ge Bergeswand, / Der Völker Kampf, des Lebens Schlamm / Dring' nie durch den granitnen Damm / In stiller Sitte, ems'gem Fleiß / Pfleg deines Glückes kräft'ges Reis / Bleib ein Asyl / Des Friedens, fern vom Weltgewühl!"

Es wäre noch die in ihrem Gehalt ernstere, dem Arbeitsleben des Volkes mehr zugewandte Mundartdichtung der Gründler mit Konstantin Schrancz und Theodor Bock zu erwähnen, ebenso der Preßburger Dichterkreis mit dem feinsinnigen Lyriker Eugen Schmidt sowie dem der Preßburger Künstlerfamilie Laban entsprossenen Ferdinand Laban. Laban war einer der wenigen Mahner, der in seiner Elegie „Auf der Haimburg" auf die drohende Gefahr eines Unterganges des ungarländischen Deutschtums hinwies. Er stand aber mit seiner Warnung so vereinzelt da, daß seine Stimme kaum gehört wurde. Ansonsten begnügte man sich damit, das ungarische Vaterland, die Heimat und das Zipsertum zu verherrlichen, in Jugenderinnerungen und Mundartschwänken zu schwelgen. Nur ganz wenige, wie der Preßburger K. E. Schmidt, hatten aus innerem Protest gegen die Zeitläufe schweigen gelernt, um nach 1918 wieder ihre rein lyrischen Gedichte sprechen zu lassen.

Das Weltkriegserlebnis und der folgende Zusammenbruch der Mittelmächte hat eine neue Entwicklung reifen lassen. Sie trägt anfangs ein absolutes Doppelgesicht und einen tiefinneren Zwiespalt. Für die Masse des Slowakeideutschtums ist das Weltkriegsgeschehen zur sichtbaren Selbstbesinnung auf Herkunft und Muttersprache geworden. Man ahnt, daß man nicht Deutschungar, Zipser, Preßburger, Kremnitzer oder Probener ist, sondern Deutscher. Man beginnt die größere Einheit zu spüren und sich nach ihr auszurichten. Der Grundstock des Deutschtums in den Volksinseln ist sich selbst treu geblieben und hat seine Muttersprache gewahrt. Die unkämpferische, in Idyllen schwelgende Mundartdichtung hat diesen kleinbürgerlichen und bäuerlichen Menschen gegenüber eine weitgehendere Bedeutung gehabt als für die Oberschicht. Sie hat sie, deren Haussprache die Mundart war, gelehrt, auf die Muttersprache stolz zu sein und sie hochzuhalten. So hat die Mundartdichtung bei aller Verzipserung und Sondertümelei doch eine völkische Aufgabe gehabt.

Anders steht es um die Zipser Intelligenz. Sie hatte sich bis zur Selbstverleugnung dem Madjarentum angeschlossen, das Madjarische als Verkehrssprache angenommen und das Zipser Deutsch höchstens noch als Haussprache im engeren Familienkreise gelten lassen. Sie ist so stark in dem Staatsgedanken aufgegangen, daß sie die Besetzung der Slowakei durch die Tschechen als persönliches Unglück auffaßt. Es kommt zu einer starken Abwanderung aus der Zipser Oberschicht nach dem verkleinerten Ungarn, vor allem nach Budapest. Während das Volk daheim bleibt, daheim bleiben muß, entscheiden sie sich für die Emigration, die sie zumeist als etwas Vorübergehendes ansehen. Diese Wegetrennung zwischen Volk und Oberschicht ist in der Zips nicht ganz neu. Schon vordem wanderte der Zipser Bauer, wenn er die Heimat verlassen mußte, nach Amerika, der Gebildete nach Budapest oder Innerungarn. Nun aber wächst aus dieser Scheidung mit der Zeit ein Doppelspiel der Kräfte und der Dichtung, das sich erst nach etwa zwei Jahrzehnten legen und zugunsten der Daheimgebliebenen entscheiden soll. Vorerst bleiben Bindungen und Beziehungen, wie ja auch nicht die ganze Oberschicht abgewandert ist, sondern nur ein Teil. Es gibt auch eine gleichgerichtete Stimmung, die Daheim und Draußen verbindet. Mit der Zeit aber wächst unter den nunmehr

zu Slowakeideutschen Gewordenen das völkische Erwachen. Es wird durch die Einordnung in die karpatendeutsche Volksgemeinschaft und durch den Anschluß an das Sudetendeutschtum kräftig gefördert. Von allen Volksinseln der Slowakei hält die Zips am stärksten an den alten Parteiungen und Sonderwünschen fest. Aber es kommt schließlich zur endgültigen Zerschlagung aller Sondergrüppchen, zum straffen Zusammenschluß in der Deutschen Partei und zum vollständigen Durchbruch der nationalsozialistischen Bewegung, die mit der Verselbständigung der Slowakei sich auch nach außen hin zum gewaltigen Aufstieg des Mutterlandes bekennen darf.

Ganz anders geht die Entwicklung der nach Ungarn emigrierten Deutschstämmigen vor sich. Sie zeigen, wie bei allen Emigrationen, viel inneren Zwiespalt, mancherlei Unsicherheit und zahlreiche Unklarheiten. Wir sehen unter diesen Zipsern und in ihrem Schrifttum ein starkes Beharren in alten Formen, das stellenweise zu Verknöcherungen, innerem Leerlauf führt. Es entsteht ein zuerst rasch ansteigendes, zum Teil gutes, zum Teil recht minderwertiges Schrifttum, das später wieder spärlicher fließt. Soweit es literarisch ist, zeigt es manch bittere Selbsterkenntnis, ernst- und wehmütige Gedichte, anfangs auch ausgesprochen irredentistische Züge. Eigenartig vor allem ist aber, daß es gerade in seinen mundartlichen Dichtungen letztlich versandet. Es ist, als wenn es den Beweis erbringen wollte, daß jede echte Mundartdichtung im Volke wurzeln, aus ihm heraus schöpfen muß. Es gibt nach 1918 in Budapest noch einige Zipser Mundartdichter. Sie sind nicht die ersten, die dort lebten, denn auch Weber und andere gingen aus der Zips nach Budapest in Stellung. Nun aber ist man von der Heimat abgeschnitten, entfremdet innerlich langsam ihrer volklichen Entwicklung. Ernste Töne sind selten, es überwiegt die alte, nun irgendwie sterile Lebenshaltung. „Nachkriegsveröffentlichungen im Vorkriegsgeist" hat Klein die Dichtungen eines Aurel Hentsch genannt, der unter den Decknamen „Schmalhans" schreibt, und die eines Julius Haug, der sich „Kujon" nennt. Anlaß zu den Dichtungen Schmalhansens haben die gemütlichen Zusammenkünfte im Budapester Zipser Verein gegeben, weshalb in seinen Veröffentlichungen die Schwänke überwiegen. Bei Kujon aber wachsen Derbheiten auf, die der Wahl seines Pseudonyms entsprechen. Seine Einstellung zum Geschehen von 1918/19 ist die: Es sind traurige Zeiten gekommen, die Hoffnung schwindet von Jahr zu Jahr, ach wär's doch, wie es früher war.

Von den gleichen Kräften des Beharrens aber ist ein 1925 in Budapest erschienener Aufsatz von Johann Loisch über „Das Wesen des Zipser Schrifttums" erfüllt. Er beklagt sich, daß die Zipser Eigenart nie in der deutschen Literaturgeschichte zur Geltung kam, sie keinen Zipser Namen von gutem Klang kennt. Er meint, daß das deutsche Schrifttum den gebildeten Zipsern eine vornehme, fremde Sphäre sei, eine Sonne, die keine Wärme ausstrahlt, „wie etwa einem gebildeten Reichsdeutschen die französische, englische Literatur". Loisch spricht der deutschen Schriftsprache die Eignung ab, das völkische Wesen der Zipser, ihre Verhältnisse darzustellen, denn „Zipser Leben wird den rechten Ausdruck stets in Zipser Mundart finden". Er ist 1925 noch der Überzeugung, daß des Zipsers Heimat und Vaterland so weit reicht, wie die Zipser Mundart geht. So wirkt die Verzipserung noch ein Jahrzehnt nach dem Weltkrieg nach, um allmählich abzuklingen.

Einzigartig ist das hochdeutsche Schrifttum der Zipser Emigration und auch aufschlußreicher. Sein wichtigster Vertreter ist wohl Arthur Weber, der als Germanist bei Petz und Bleyer studierte, sich dann dem politischen Außendienst Ungarns widmete. 1925 erscheint sein Novellenband „Einsame und Verkannte", dessen Titel ein Stück seiner Seelenstimmung wiedergibt. Weber, der 1919 in einer Schrift für das Selbstbestimmungsrecht der Zipser eingetreten war, um die Zips Ungarn zu erhalten, das ihr in Zukunft ein deutsches Leben garantieren und die Autonomie geben werde, entwirft in diesen Novellen ein groß angelegtes Abbild der Zipser Vergangenheit und der seelischen Haltung ihrer Menschen. Gegenwartszugewandter ist Friedrich Lám. 1919 erscheint sein Gedichtband „Zipser Treue", in dem er für das Verbleiben der Zips im ungarischen Staat wirbt: „Wir wollen keine Tschechen sein, wir wollen Ungarn

bleiben!" Schon Fittbogen hat darauf aufmerksam gemacht, daß dafür, was es jetzt im kämpferischen Einsatz um ein politisches Ideal zu sagen gab, die Mundart nicht mehr ausreichte. Später setzt bei Lám eine langsame Wandlung ein, die 1938 in dem Gedichte „Rückschau" ihren inneren Abschluß findet. Er schildert darin, wie er zu einem guten Volke kam, das eine andere Zunge spricht und mit diesem verschmolz. Er durfte dessen Jugend lehren und erziehen. Nun, da er alt geworden, muß er sich fragen, ob das, was er getan, verfehlt und schlecht war? Die Heimat hat er verlassen, sein Streben ging irr. Ein Glück gebe es nur: auf Ahnengrund getreu zu leben. Er bittet das Schicksal, ihm Kraft zu geben, zu sühnen, wenn ihm das Heimweh quält, sein Werk vollbringen und „der alten Heimat deutsches Lied" singen zu dürfen. In diesem Gedicht meldet sich eine geistige Rückkehr aus der Emigration zu Worte, die den daheim gebliebenen und dort schaffenden Dichtern neuer Prägung recht gibt.

Indes geht die bodenständige Dichtung in den Deutschtumslandschaften der Slowakei einen geraden und streng ausgerichteten Weg. Am Beginn stehen mundartliche Volksstücke der Schlagendorfer Lehrersfrau Margarethe Ehlers, die Fragen und Aufgaben der Volksgruppe behandeln, gegenwartsnah wirken. Sie erinnern an die Theaterstücke des Deutschgaliziers Friedrich Rech und anderer, greifen den Hochmutsteufel, die Amerikawanderung, den Aberglauben, die Trunksucht und andere Dorfübel an. Sie wollen belehren, erziehen und sind in diesem Sinne kämpferisch. In den Gründen kündet der Untermetzenseifner Peter Gallus die langsame Wandlung an, die zu einer gemeindeutschen Haltung führt: wir Mantaakn (Metzenseifner) „biä redn de alte deötsche Sproch!" Im Gefühle eines seiner selbst sicheren Deutschtums melden sich nunmehr auch erstmalig die Deutsch-Probener und Hochwieser Volksinsel in Mundartgedichten zu Worte. Der bekannte Volkskundeforscher Richard Zeisel veröffentlicht im „Karpathenland" einzelne seiner Gedichte, die junge Paulischerin Helene Pauldur o wirbt in kleinen, zarten und volksliedartigen Versen für ihr deutsches Heimatdorf.

Breiter und wuchtiger aber ist der Strom der Gedichte, Lieder und Erzählungen, die in hochdeutscher Sprache von dem völkischen Erwachen der Slowakeideutschen künden. Wir haben sie hier nicht nach literarischen Gesichtspunkten zu werten, sondern nur nach ihrer gesamtdeutschen Zielsetzung hin zu beachten. Es entsteht in der Ober- sowie der Unterzips und andernorts eine Reihe von Heimat- und Hörspielen, die volkliches Geschehen zeitgemäß gestalten. Ihre Verfasser stehen vielfach mitten in der deutschen Bewegung, wollen volkserzieherisch wirken. Hier sollen nur ein paar Namen genannt werden, so Herbert Chrobok, Edgard Hobinka, Zoltan Kunsch, Adolf Komera und Heinz Drkosch. Bekannter sind Gedichte und Erzählungen, da sie in den „Deutschen Stimmen", dem „Zipser Jahrbuch", dem „Kalender der Deutschen in der Slowakei" und andernorts veröffentlicht wurden. Zu den reifsten und hoffnungsvollsten der neuen Dichter zählt wohl die Belaer Arztensfrau Hedda Latzko. Ihre Gedichte, wie etwa „Die Ahnen", „Schlag zu!" oder „Herr, laß uns froh erstarken", sind ebenso wie ihre Erzählungen erfüllt von hartem Angriffswillen gegen die madjaronische Zwitterwelt der Zipser Intelligenz, sind voll leidenschaftlicher Sehnsucht nach einem klaren Deutschtumsbekenntnis. Aus Käsmark stammt Julius Robert Lux, der als einer der ersten in der Oberzips gesamtdeutsches Wollen vertrat. Neben einer Reihe gedankenreicher und von einer klaren Sprache erfüllter Heimatgedichte schrieb er eine Fülle packender Bekenntnislieder, deren Titel schon ihre innere Einstellung verrät: „Wege zum Volk", „Grenzwacht", „Dem Lauen", „Deutschland", „Die Partei" und andere. An diesen Versen und denen des Preßburgers Rudolf Musik kann nicht mehr gerüttelt, noch gedeutelt werden, sie sind nur deutsch, sonst nichts. Rudolf Musik ist vielleicht der reifste und ertragreichste Schaffende unter der karpatendeutschen Jugend. Seine Gedanken und Sehnsüchte ranken sich immer wieder um Deutschland, ob er sie nun „Des Führers Bild", „Deutsches Gebet", „Liebe zu Deutschland", „Heldengedenken" betitelt oder einfach „Spruch", „Die Fahne", „Lied der Jugend", „Nächtliches Preßburg". Er nennt seine Heimat mit dem „Volksdeutschen Gebet 1941" in das gesamtdeutsche Schicksal eingeschlossen, weiß, daß dieser Krieg auch über alle Volksdeutschen außerhalb des Reiches

entscheidet: „Vergeßt drum nicht: / Auch wir sind Deutschlands Söhne, / Die vor den Grenzen stehn, / Und sind im Krieg! / Vergeßt es nicht! / Denn unsre Herzen sterben, / Wenn Deutschlands Name stirbt / In diesem Krieg!"

Die gleiche gesamtdeutsche Haltung hat sich in breiter Front durchgesetzt. Sie spricht aus Musiks Grenzland- und Sprachinselgeschichten, wie etwa „Die Stimme des Blutes" oder „Der Schmiedsgesell", aus Herbert Chroboks Erzählungen vom Volkstumskampf eines Lehrers in den Sprachinseln der Mittel- und Ostslowakei. Sie spricht aus dem der Zipser FS. anläßlich ihrer Feuertaufe in Untermetzenseifen gewidmeten Liede des Schmöllnitzer Pfarrers Edmund Buchalla „Flattert, ihr Fahnen", aus dem Gedichte „Karpatendeutsche Heimat" des Wagendrüßler Bauernburschen A. Mossurak sowie aus den knappen dichterischen Anrufen junger Zipser Studenten. Wenn unter ihnen Julius Keil seine Worte zum „Heldengedenken" setzt oder der Vorfahren in „Ostlandfahrer" gedenkt, dann beseelt ihn der gleiche Wille wie seinen Landsmann Johann Robert Schneck oder die Preßburgerin Karoline Janik. Es ist eine neue, nicht mehr zipserisch, preßburgerisch oder paulerisch, sondern eine gesamtdeutsch empfindende Jugend, die gar nicht mehr begreifen mag, daß man einst dem Madjarentum oder einem anderen Volkstum sich kampflos überantworten konnte. Es ist die gleiche Haltung, die auch aus den Versen einer alten Bäuerin, der Maria Gruber aus Ratzersdorf, spricht, die ihr Gedicht dem Führer als Dank darbringt. Nichtdeutsche werden vielleicht über die einfachen Verse der alten Frau lächeln. Uns aber sind sie Sinnbild und Gleichnis des geistigen Umbruchs, der alle Slowakeideutschen dem Reiche geschenkt hat. Genau so, wie nur wir Deutschen die jubelnden Zeilen eines unbekannten und ungenannten Slowakeideutschen zur Gänze verstehen werden, der anläßlich der Märztage 1939, da erstmalig die Hakenkreuzflagge im weißen Schilde frei über die deutschen Dörfer und Städte der Slowakei flatterte, die folgenden Worte schrieb:

Von allen Dächern Fahnen wehen
Und unser Lied verträgt der Wind.
Und wo die Menschen staunend stehen,
Sie wieder wie die Kinder sind.

Sie fragen jeden, den sie kennen,
Nach diesem hier und jenem dort,
Doch keiner kann die Freude nennen,
In allen Kehlen stirbt das Wort.

Und nur, was sich im Jubel kündet
Der Schreitenden durch Stadt und Land,
Sich ebenbürtig mit verbündet
Mit jedem festen Druck der Hand.

Das Hakenkreuz im weißen Schilde,
Die Freude auch im letzten Haus!
Es kommt, mein Gott, bei diesem Bilde
Kein Herz mit sich allein mehr aus!

Die Russinen in der Slowakei

Von Robert Golda

In der Slowakei trat in den letzten Monaten des vergangenen Jahres die Frage der Madjaren, die bisher soviel Staub aufgewirbelt hatte, zusehends in den Hintergrund, während das Problem der „Russinen" zum Kernpunkt der öffentlichen Diskussion wurde. Zuerst erschienen kleine Zeitungsnotizen, dann größere Aufsätze, die sich alle mit den ungeordneten völkischen Verhältnissen in der Ostslowakei befaßten; am 30. November 1940 brachte schließlich ein Leitartikel im „Gardista", dem Blatt des Innenministers Šano Mach, unter dem Titel „Die russinische Frage" eine offizielle Stellungnahme zu diesem Problem. Den Höhepunkt erreichte die Aussprache mit einer Reise des Ministers Mach in die Ostslowakei. Der Minister hielt bei diesem Anlasse mehrere Reden, in denen er sich vor allem mit dem Verhältnis der russinischen Volksgruppe zum Staat und den Umtrieben gewisser griechisch-katholischer Kreise befaßte. Nach seiner Rückkehr gab er seine Eindrücke von der Reise nach dem Osten in einer Unterredung mit slowakischen Journalisten bekannt, wobei er noch einmal die Grundtatsachen des ganzen Problems hervorhob und schließlich erklärte, daß er durch seine Fahrt die Überzeugung gewonnen habe, daß es gar keine russinische Frage mehr gebe, weil das Volk selbst diese in prostaatlichem, beziehungsweise slowakischem Sinne gelöst habe.

Was die Kritik am Verhalten der griechisch-katholischen Kirche anbetrifft, so ist richtig, daß diese heute der stärkste Exponent eines selbständigen Russinentums ist, da sie dadurch ihre Sonderstellung gegenüber der römisch-katholischen Kirche am besten zu wahren glaubt. Das von manchen griechisch-katholischen Geistlichen gebrauchte Schlagwort, daß „jeder Griechisch-Katholische ein Russine" sei, führte aber zu scharfen Angriffen der slowakischen Presse, welche darauf hinwies, daß es auch viele griechisch-katholische Slowaken und Rumänen gäbe. Im Mittelpunkt dieser Angriffe stand die Person des Preschauer griechisch-katholischen Bischofs Gojdič, dem die Absicht zugeschrieben wurde, alle griechisch-katholischen Slowaken dem Russinentum zuzuführen. In diesem Zusammenhang erwähnte die Presse, daß in den griechisch-katholischen Kirchen von Preschau noch immer ausschließlich russinisch gepredigt würde, obwohl zwei Drittel der Gläubigen Slowaken seien. Nachdem die Kirchenbehörde jahrelang keine Abhilfe geschaffen habe, sei sie erst durch eine von den Slowaken eingeleitete Unterschriftensammlung, welche durch eine Abordnung dem bischöflichen Ordinariat zur Kenntnis gebracht wurde, zu einem Zugeständnis genötigt worden; Bischof Gojdič erklärte sich nämlich bereit, slowakische Predigten einzuführen. Ein weiteres Angriffsobjekt bildete das griechisch-katholische Priesterseminar in Preschau, dessen Unterrichtssprache und -tendenz russinisch seien, obwohl sich die meisten jungen Theologen bei ihrem Eintritt als Slowaken bekannten; bei ihrem Austritt aber seien sie infolge der Wirkung dieses Institutes schon völlig dem Russinentum gewonnen. Die Vorwürfe slowakischerseits gingen aber weiter, indem man erklärte, daß gewisse griechisch-katholische Kreise im Grunde ihres Herzens nicht so sehr die russinische Sache zu kräftigen wünschten, sondern sich als Wegbereiter des St.-Stephans-Gedankens fühlten, daß sie, nach einem Wort des Bischofs Stoyka, „russinisch" sagten, aber „ungarisch" dächten.

Soweit der Ablauf der äußeren Ereignisse, die wohl nicht zufällig mit dem Herannahen der Volkszählung vom Dezember 1940 zusammenfielen. Worum handelt es sich nun bei der „russinischen Frage" und welche Stellung nimmt der slowakische Staat dazu ein? Zunächst soll der Begriff der „Russinen" geklärt werden. „Russine" ist die von den Madjaren, aber auch von den Slowaken gebrauchte Bezeichnung für jenen slawischen Volksteil, der auf den Südabhängen der Karpaten sitzt und die ukrainische Schriftsprache benützt. Es handelt sich also im wesentlichen um die Bewohner des früheren Karpato-Rußlands, der späteren Karpato-Ukraine und des heutigen auto-

nomen Gebietes „Russinsko“ in Ungarn. Die Russinen reichen aber auch in das slowakische Staatsgebiet hinein, auf dessen heutigem Gebiete sie im Jahre 1930 etwa 70 000 Seelen zählten. Von den meisten Wissenschaftlern werden sie auf Grund ihrer Mundart zum ukrainischen Volk gezählt, zu dessen westlichsten Ausläufern sie gehören. Eine tausendjährige Zugehörigkeit zum ungarischen Staat hat aber kein ukrainisches Nationalgefühl aufkommen lassen. Im Ungarn vor dem Weltkriege wurden sie offiziell als Ruthenen bezeichnet, in der Tschechoslowakei war ihre Benennung „Russen“ und die Schriftsprache, die man ihnen vorschreiben wollte, die großrussische. Im Jahre 1938 kam dann die bisher nur schwache national-ukrainische Richtung zur Macht, was zwar zu einem Erstarken des ukrainischen Volksbewußtseins in den gebildeteren Schichten führte, bis zu den Massen der Bauern und Waldarbeiter aber nicht durchdringen konnte. Mit den Ereignissen des März 1939 war jede Hoffnung auf Entstehung eines ukrainischen Staatsgebildes erledigt; in der Ostslowakei gelang es den Ungarn noch, einen Grenzstreifen vorwiegend russinischer Bevölkerung abzutrennen, dann trat hier endlich die so bitter nötige Ruhe ein. Für die westlich der neuen Staatsgrenze befindliche kleine russinische Volksgruppe bedeuteten diese Vorgänge die Einordnung in den neuen selbständigen slowakischen Staat.

Diese Einordnung ist aber bis heute nicht in befriedigender Weise erfolgt. Schuld daran ist die Uneinigkeit im russinischen Lager, das auch heute noch in eine russinische, eine ukrainische und eine großrussische Richtung gespalten ist. Bei der Starrköpfigkeit einzelner Führer ist eine Einigung für die nächste Zeit auch kaum zu erwarten. Daß aber die auch als Ganzes nur kleine Volksgruppe dadurch zur völligen Bedeutungslosigkeit herabsinken muß, ist selbstverständlich. Dabei hat man den Eindruck, daß die Gegensätze und Streitigkeiten sich auf einen kleinen Kreis von Intellektuellen beschränken, die unter allen Umständen ihren Ehrgeiz befriedigen wollen, während die breiten Massen der russinischen Bevölkerung eine endgültige Lösung herbeisehnen. Diese Verhältnisse wurden in dem genannten Artikel des „Gardista“ offen dargelegt und hinzugefügt, daß dem slowakischen Staat selbst am meisten an einer endgültigen Klärung innerhalb der Russinen liege, damit er endlich wisse, mit wem er als anerkannten Partner verhandeln könne; daß aber, solange diese Klärung nicht eingetreten sei, die Russinen selbst für die Folgen verantwortlich seien. Dabei ließ das Blatt durchschimmern, daß es eine großrussische Richtung innerhalb der Volksgruppe für undiskutabel halte, da ihr jede Berechtigung fehle. Die Durchsetzung der ukrainischen Richtung erscheint den Slowaken heute, wo die Hoffnung auf einen eigenen ukrainischen Staat aufgegeben werden muß, nicht mehr als so gefährlich wie noch vor zwei Jahren. Am sympathischesten würde ihnen aber doch die Konstituierung einer „russinischen Volksgruppe“ sein, vorausgesetzt aber, daß diese keinerlei Beziehungen mit dem Ungartum aufnimmt. Wie ungeklärt die Verhältnisse noch sind, beweist die Tatsache, daß ein neues, in Preschau erscheinendes Wochenblatt, „Narodne slovo“, in einer Meldung als Blatt der ukrainischen Volksgruppe und in einer darauffolgenden als Blatt der russinischen Volksgruppe bezeichnet wurde.

Der russinische Volksboden erstreckt sich heute am Nordrand des slowakischen Staates von der Ostgrenze etwa 150 Kilometer weit nach Westen, bis fast an den Fuß der Hohen Tatra heran. Freilich nicht in geschlossener Front, sondern aufgelöst in größere und kleinere Siedlungskomplexe. Ganz deutlich kann man ein Hauptgebiet unterscheiden, das zwischen den Oberläufen der Topla und der Udava gelegen ist und flächenmäßig mehr als die Hälfte des gesamten Volksbodens umfaßt. Die größten Siedlungen liegen hier in den Tälern der Ondava und des Laborec; der größte Ort ist das an einem der bedeutendsten Karpatenübergänge, der auch von einer wichtigen Eisenbahn benützt wird, nämlich dem Lupkov-Paß, gelegene Medzilaborce. Westlich dieses Hauptgebietes stößt die slowakische Besiedlung entlang der Topla bis zum Karpatenhauptkamm vor (die ehemals deutsche Stadt Bartfeld ist heute überwiegend slowakisch) und trennt das erstere von den russinischen Gemeinden, die an den Nebenflüssen der obersten Torysa und des obersten Poprad gelegen

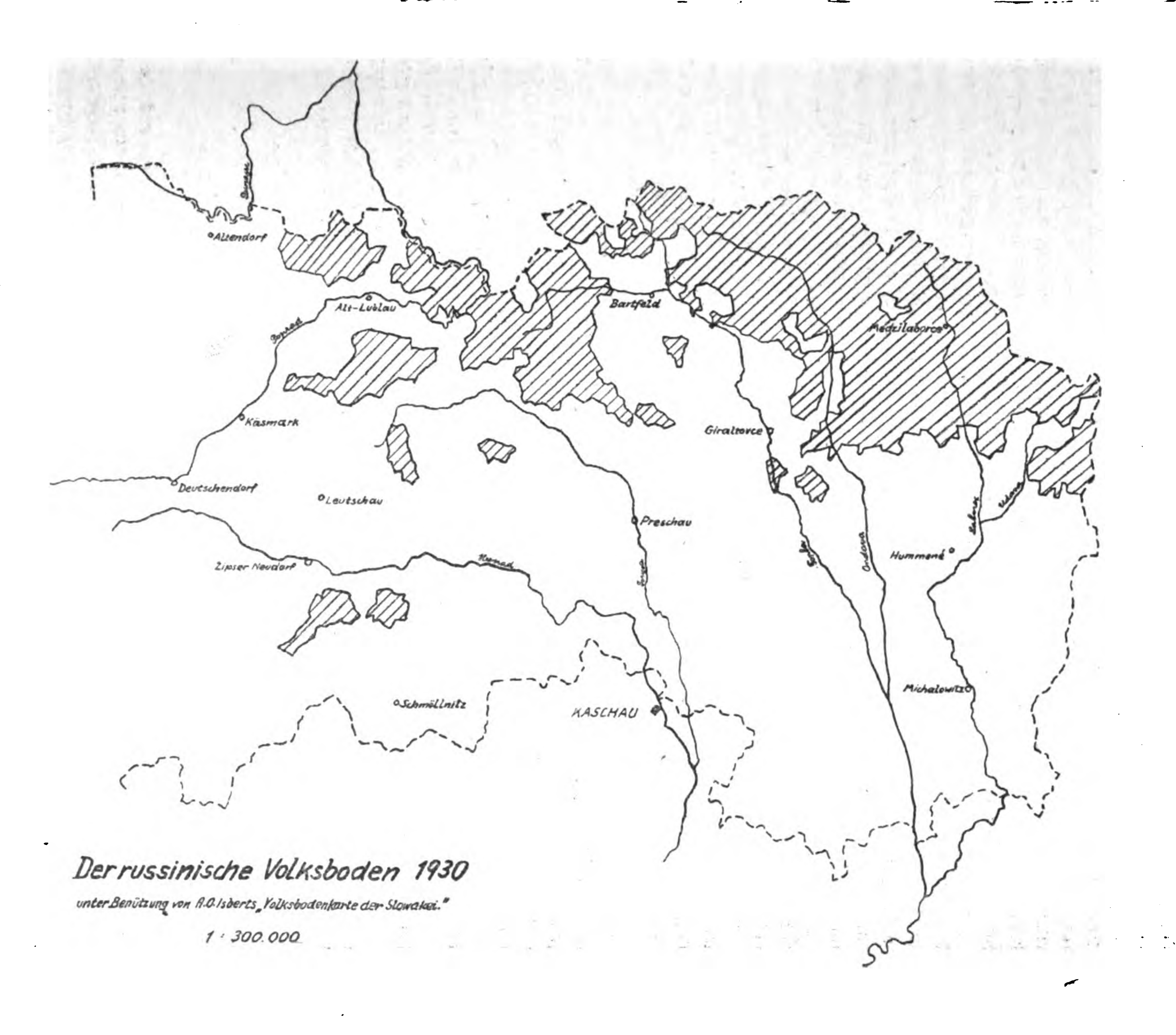
sind. Diese Täler selbst aber und die wichtigste, von Bahn und Straße benützte Verbindung zwischen ihnen sind schon slowakisch; ein Beweis für das Vordringen des Slowakentums entlang der Verkehrswege und den Charakter des russinischen Volksbodens als „völkisches Rückzugsgebiet"! Ganz abgesprengt liegen noch zwei russinische Gemeinden in dem Bergbaugebiet südöstlich von Zipser-Neudorf, und auch die beiden Gemeinden südlich der oberen Torysa zwischen Leutschau und Preschau sind schon ziemlich weit entfernt vom russinischen Hauptsiedlungsgebiet.

Welche Entwicklungstendenz weist nun das Russinentum auf? Die Beantwortung dieser Frage soll an Hand der Volkszählungen seit 1880 erfolgen. Zunächst ist festzustellen, daß die völkische Auseinandersetzung zwischen Russinen und Slowaken unter ganz besonderen Bedingungen erfolgt. Bei der außerordentlich nahen sprachlichen Verwandtschaft der slawischen Völker ist auch in diesem Falle eine scharfe Sprachgrenze überhaupt nicht zu ziehen, da die ostslowakische Mundart allmählich in die westukrainische, beziehungsweise russische übergeht. Nur der Gebrauch des Slowakischen oder Ukrainischen als Schriftsprache und vor allem das Volksbekenntnis lassen eine Trennung der beiden Volkstümer zu. Wie stark dieses Bekenntnis Schwankungen unterworfen ist, zeigt die Betrachtung der Volkszählungen der letzten 70 Jahre.

Zählungsjahr	Zahl der Russinen	Russinische Mehrheitsgemeinden	Bezirke mit russinischen Mehrheitsgemeinden
1880	66 810	193	15
1890	71 657	197	16
1900	69 310	183	16
1910	77 576	231	17
1920	63 906	184	16
1930	71 198	199	13
1938	69 106		

(Alle Zahlen beziehen sich auf den Umfang des heutigen slowakischen Staatsgebietes, die Zahl von 1938 aber einschließlich des im März 1939 an Ungarn abgetretenen Grenzstreifens in der Ostslowakei.)

Das Hauptkennzeichen ist, daß viele Gemeinden in einem Zählungsjahr als vollkommen russinisch, in einem anderen als vollkommen slowakisch aufscheinen und wieder in einem anderen Jahr eine Teilung in eine Mehrheit und eine Minderheit eintritt. Doch ist der letztere Fall nur selten; in der Regel wechselten die Gemeinden geschlossen ihr Bekenntnis. Daraus kann man wohl den Schluß ziehen, daß dieser Wechsel auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen ist, der entweder durch den Pfarrer, den Lehrer, den Gemeindenotär, den Zählungskommissär oder andere lokale Faktoren dargestellt wird. Die allgemeine Entwicklung ergibt ein leichtes Auf- und Abschwanken der absoluten Zahlen, die sich um die Ziffer 70 000 herum bewegen. Da aber die Gesamtzahl der Bevölkerung der Ostslowakei in den letzten sieben Jahrzehnten doch erheblich zugenommen hat, ergibt sich ein Zurückbleiben der Russinen gegenüber den Slowaken. Der russinische Volksboden selbst hat sich wenig verändert; die Zahl der Mehrheitsgemeinden ist, wenn man von dem einmaligen Höhepunkt des Jahres 1910 absieht, nicht wesentlich zurückgegangen und hat sich auch nicht wesentlich vermehrt. Immerhin täuscht hier eine Verallgemeinerung, da in den Randgebieten des Volksbodens Gemeinden dauernd verlorengingen. Diese dauernden Verluste traten nicht so sehr in den vorgeschobenen Inseln des Westens ein, als vor allem am Südrand des Volksgebietes, wo die Slowaken, den größeren Tälern folgend, flußaufwärts Raum gewinnen konnten.



Der russinische Volksboden 1930

unter Benützung von A.O. Isberts „Volksbodenkarte der Slowakei."

1 : 300.000

Jedoch schwanken die Ergebnisse von Bezirk zu Bezirk außerordentlich. In den meisten Bezirken bedeutet das Jahr 1910 einen Höhepunkt des Russinentums, und zwar in der Hinsicht, daß sich viele Gemeinden, die sich in den vorhergegangenen Zählungen als slowakisch bekannt hatten, in diesem Jahr wieder als russinisch bezeichneten. Das Jahr 1920 bedeutete im ganzen gesehen einen Rückgang; die Zahl der russinischen Mehrheitsgemeinden sank stark ab, da damals Propaganda dafür gemacht wurde, sich als „tschechoslowakisch" zu bekennen. Dagegen bekannten sich aber sehr viele, vor allem in Minderheitsgemeinden, nach Aufhören des ungarischen Druckes als Russinen, die früher als Madjaren gezählt wurden. Das Jahr 1930 brachte ein Rückfluten der Tschechisierungswelle und damit einen starken Anstieg der russinischen Bevölkerung, die sich aber nicht so sehr in der Ausdehnung des Volksgebietes äußerte. Wie stark dieses Schwanken der Volksgrenze war, geht daraus hervor, daß von all den Gemeinden, die im Laufe der sechs Zählungsjahre eine russinische Mehrheit hatten, nur etwa zwei Drittel diese Mehrheit bei allen Zählungen aufwiesen. Darauf spielte Minister Mach wohl auch an, als er erklärte, daß richtige Russinen erst hinter Medzi-Laborce anzutreffen seien. Allerdings muß man feststellen, daß sonderbarerweise gerade die am weitesten im Westen befindlichen großen russinischen Mehrheitsgemeinden in den Bezirken Altendorf, Zipser-Neudorf, Käsmark und Leutschau gerade zu jenen gehören, die seit jeher ununterbrochen russinisch waren und sich bis heute behaupten konnten. Verständlich erscheint das nur dadurch, daß es sich um Siedlungen handelt, die abseits der großen Verkehrswege liegen.

Die absolute Zahl des Russinentums hat sich also ungefähr auf der gleichen Höhe gehalten, wenn auch der Höhepunkt von 1910 nicht wieder erreicht wurde. Zu berücksichtigen ist aber, daß sich die Zahlen von 1920 und 1930 zu einem weit größeren Teil auf Orte außerhalb des russinischen Volksbodens beziehen, als dies bei den Zählungen vor dem Weltkriege der Fall ist, wo nur wenige Russinen außerhalb des Hauptsiedlungsgebietes aufschienen. Der Anteil des Slowakentums nahm, wie schon erwähnt, in der Ostslowakei überall zu. In den größeren Tälern entstanden slowakische Mehrheiten oder Minderheiten, während viele Russinen seit 1918 nach Westen in die übrigen Teile der Republik abwanderten, wo sie schnell ihrer artverwandten slawischen Umgebung erlagen. Vor allem aber ging der gewaltige russinische Geburtenüberschuß dem eigenen Volkstum durch Abwanderung und Assimilation restlos verloren. Neben der Abwanderung in das ungarische Tiefland und die übrige Slowakei war die nach Amerika seit Jahrzehnten besonders stark.

Die letzte Zählung, deren Ergebnis veröffentlicht wurde, war die vom 31. Dezember 1938, bei welcher 69 106 Russinen gezählt wurden, wobei aber der im März 1939 an Ungarn gekommene Grenzstreifen in der Ostslowakei eingerechnet ist, so daß der absolute Rückgang gegenüber 1930 noch größer ist. Ein zahlenmäßiges verläßliches Bild vom augenblicklichen Stand der sich zum Russinentum Bekennenden dürfte man erst nach Bekanntwerden der Ergebnisse der im Dezember 1940 stattgefundenen Zählung erhalten.

Das deutsche Banat

Ein kleines Schriftchen*, gedruckt bei H. Anwender und Sohn in Temeschburg, aus der Reihe „Banater Blätter", verfaßt von Nik. Hans Hockl, behandelt in einer ungemein klaren und die Zusammenhänge überschauenden Weise die deutsche Geschichte des Banates. Hier ist nichts Angelesenes, mühsam Zusammengetragenes, sondern man fühlt in den einfachen, fast nüchtern wirkenden Sätzen das tiefe Erlebnis von Heimat, Volk und Reich. Nik. Hans Hockl, der aus dem Kreise der nationalsozialistischen Jugendarbeit seiner Banater Heimat her-

* Nik. Hans Hockl: Das deutsche Banat. Seine geschichtlich-politische Entwicklung und Aufgabe. Buchdruckerei H. Anwender u. Sohn, Temeschburg, 1940.

vorgegangen ist und heute den stärksten Persönlichkeiten der deutschen Volksgruppe in Rumänien zuzuzählen ist, hat die Aufgabe, die ihn zur Abfassung dieser kleinen Schrift trieb, in den einleitenden Worten eindeutig herausgestellt: „Die neue nationalsozialistische Schau des deutschen Lebens, die den geschichtlichen Ablauf der Ereignisse nach ihrem Wert oder Unwert für das Gesamtvolk sieht, macht es notwendig, den politischen Gliederungen des Banater Deutschtums ein Heft für ihre eigne geschichtlich-politische Schulung in die Hand zu geben." Wir möchten dem hinzufügen: Auch im Binnenvolk und überall draußen, wo man mit der Erkenntnis der Aufgaben der Außenglieder in den hundertjährigen Kämpfen um die Gestaltung des Volkstums ringt, sollte dieses kleine Büchlein ernsthaft beachtet werden und in Schulung und Arbeit seinen verdienten Platz finden!

Es scheint uns bezeichnend für die sachliche Art, zu schauen, wie klar der Verfasser die einzelnen Abschnitte der Geschichte deutscher Leistung und deutschen Kampfes um Boden und Gestaltung seiner Heimat herauszuheben versteht. Er weiß mit wenigen Sätzen die Zeit der ersten Kolonisationsperiode, die karolinische Ansiedlung, zu umreißen. Das Reichsheer hatte die Türken zurückgeschlagen und den Raum zwischen Donau und Theiß wieder mit der Mitte des Erdteiles verbunden, nachdem er 164 Jahre lang einer „raumfremden" Macht zugehört hatte, deren Zentrum in Vorderasien und im östlichen Mittelmeere lag. Die große Gestalt des Prinzen Eugen von Savoyen wächst vor unseren Blicken auf. Er war es, der gegen den Willen der madjarischen Magnaten die Angliederung des Banates an Österreich — und nicht an Ungarn — und die Erschließung durch Deutsche veranlaßt hat. Dabei leitete ihn nicht nur die Tatsache, daß das madjarische Volk zur Wiedereroberung des Banates nichts beigetragen hatte und daher auch die Forderungen des madjarischen Adels nach Wiederaufleben seiner alten Besitzrechte aus vortürkischer Zeit unbegründet und als erloschen betrachtet werden konnten, sondern für ihn war die Kolonisierung dieses verödeten Landes eine gesamtdeutsche Tat von weittragender politischer Bedeutung.

So zeigt uns Nik. Hans Hockl in knappen Bildern das Wesentliche der verschiedenen Kolonisationswellen aus dem Mutterlande und die Leistungen der Binnenkolonisation als Ergebnis des kraftvoll anwachsenden deutschen Bauerntums des Banates. Für ihn wird daher der 22. Juni 1778 zum Schicksalstag, an dem, dem Rate Josephs II. folgend, Maria Theresia dem Drängen des madjarischen Adels nachgab und das Banat außer den Gebieten der Militärgrenze — die bis 1872/73 unter kaiserlicher Verwaltung standen — an Ungarn angeschlossen wurde. Von da an setzt der eigentliche völkische Kampf erst schrittweise ein, der nach rund 130 Jahren seinen Höhepunkt erreichte.

Auf der anderen Seite aber erwies sich auch der erste große Gedanke des Prinzen Eugen schon in wenigen Jahrzehnten vergessen und von den Sorgen um den Bestand der habsburgischen Hausmacht überdeckt. Noch einmal, nach dem Verluste Schlesiens, schien es, als sollte der Südostraum zwischen Donau und Theiß Ersatz bieten und zum Ausgangspunkt großer Pläne werden, aber mehr und mehr versank die gesamtdeutsche Aufgabe hinter den dynastischen Interessen. Der Zusammenhang zu dieser rasch aufblühenden Volksgruppe wurde damit zerrissen. Die ungarische Herrschaft, die den deutschen Bauern zu Unfreiheit und Fron herabdrückte, verstand es sehr geschickt, die stolzen Erinnerungen an die ursprünglichen Aufgaben der Siedler zu tilgen. Die auch untereinander nur unzulänglich verbundenen Siedlungsgruppen ermangelten vollends eines Zusammenhanges zum geschlossenen deutschen Volksraum, und so wurden sie, wie Hockl es treffend ausdrückt, „im geistigen und politischen Geschehen des Mutterlandes während zweier Jahrhunderte zu einer Randlandschaft".

Und als zweite entscheidende Tatsache, die dem madjarischen Vorstoß den Weg bereiten half, wirkte sich die mangelnde politische Ausrichtung und Haltung der Einwanderer — und ihrer Nachkommen — aus. Nur der Ruf nach Brot und Freiheit hatte sie einst aus ihrer Heimat in Westdeutschland, in Tagen größter Bedrängnis, abwandern lassen, die völkisch-politischen Gründe, die bei der ersten Konzeption des Prinzen Eugen entschei-

dend waren, spielten für sie keine Rolle und drangen gar nicht in ihr Bewußtsein. Es fehlte an wehrhafter Erziehung und an unmittelbaren Aufgaben der Verteidigung, die ihnen von Anfang an durch die österreichische Heeresorganisation abgenommen war. Und dazu kam noch, daß die Auswanderung aus der alten Heimat in einer Zeit der Auflösung des deutschen Gemeinschaftsgefühles erfolgt war, wenn auch im Herzen des einzelnen noch die gesamtheitliche Reichsidee schlummerte und sich dort lange Zeit wach erhielt. Erst langsam wuchsen aus den Ansiedlerfamilien mit ihren alten heimatlichen Bindungen neue Dorfgemeinschaften, und es brauchte harter Schicksale und schwersten Druckes, bis im Jahre 1849 im Bogaroscher Schwabentag die erste Äußerung erwachenden Volksbewußtseins in Erscheinung trat, das dann unter den großen Erlebnissen des Weltkrieges zum Ansatzpunkt einer umfassenden Bewegung werden konnte.

Es scheint uns gerade diese klare Herausarbeitung der entscheidenden Tatsachen für die Entwicklung des Banater Schwabentums — seine völkische Indifferenz unter dem Einflusse der Madjarisierung und sein Erwachen nach dem Weltkriege und in der Erneuerungsbewegung — besonders wertvoll an dem kleinen Büchlein zu sein für alle, denen die Fragen des Werdens und des Gestaltens von Volkstumskräften Ausgangspunkt für die Erkenntnis der Aufgaben sind, die vor uns stehen. In diesem Sinne hat uns der Verfasser ein kleines Werk geschenkt, das nicht nur dem Banater Deutschen seine Stellung im Gesamtdeutschtum zeigt, sondern das auch dem gesamten deutschen Volke das Hohelied einer zweihundert Jahre lang auf sich gestellten, nun aber seines unlösbaren Zusammenhanges mit dem Gesamtvolke voll bewußtgewordenen Volksgruppe klar vor Augen stellt. Felix Kraus

Die Stadt Güns

Von Ernst Rieger

Die ungarische Freistadt Güns (madjarisch: Kőszeg) im Komitat Eisenburg (madjarisch: Vasvár) liegt seit der Übergabe des Burgenlandes an Österreich (1921) nur etwa drei Kilometer von der Grenze entfernt am rechten Ufer des Günsbaches. Westlich und südwestlich der in ihrem alten Teile in der Ebene der Flußau angelegten Stadt erheben sich, für ihre Verteidigung wiederholt verhängnisvoll, die Höhen des freundlichen Günser Gebirges, das bis zu fast neunhundert Meter ansteigt und die letzten Ausläufer der Alpen an dieser Stelle darstellt.

Der Ort zählte 1930 8537 Einwohner, die zu etwa einem Drittel in der Industrie (Schafwollweberei, Herstellung von Filz- und Metallwaren u. a.), zu einem Fünftel in der Landwirtschaft und im Weinbau tätig sind; dazu kommt, bedingt durch eine starke Entwicklung des Schulwesens und den Ausbau der Verwaltungsbehörden in den letzten Jahrzehnten ein nicht geringer Anteil von Lehrern und Beamten in staatlichen und städtischen Diensten. Auf die gegenwärtige wirtschaftliche Lage der Stadt konnte die Abtrennung eines Teiles des Hinterlandes, das heute zum Reichsgau Steiermark gehört, nicht ohne Einfluß bleiben, doch ist ihre Entwicklung schon lange vor dem Kriege durch sehr ungünstige verkehrsgeographische Bedingungen gegenüber Ödenburg und Steinamanger wesentlich verlangsamt worden.

Das zahlenmäßige Verhältnis zwischen der Bevölkerung mit deutscher und madjarischer Muttersprache hat sich im Laufe der letzten fünf Jahrzehnte stark zuungunsten der ersteren verschoben. Während Güns in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit seiner kleinen madjarischen Minderheit noch von einem schmalen Gürtel deutschsprachigen Gebietes umgeben war — das nach Südosten vorgelagerte Schwabendorf (Svabfalu)

hatte damals noch rein deutsche Bevölkerung — ist (auf Grund ungarischer Statistiken) seit 1880 folgende Verschiebung innerhalb seiner Gesamteinwohnerzahl eingetreten:

	1880	1890	1900	1910	1920	1930
	v. H. der Gesamteinwohnerzahl					
Deutsche	74,8	52,0	52,3	36,4	39,0	19,8
Madjaren	20,6	45,2	45,1	61,0	58,7	79,2

Einer der Hauptgründe der Madjarisierung ist neben der völlig ungarischen Gestaltung des Schulwesens und dem in der Hauptsache nach dem Mutterlande gerichteten wirtschaftlichen Leben die starke und steigende Zuwanderung aus Innerungarn: der Anteil der nach Güns Zugezogenen betrug 1880 36,5 v. H., 1920 hingegen 52,1 v. H. der Gesamteinwohnerzahl. Auf dem bei Ungarn verbliebenen Teile des ländlichen Bezirkes von Güns ist die Zahl der sich zu Deutsch als Muttersprache Bekennenden in besonders starkem Maße zurückgegangen. Sie belief sich nach den jüngsten ungarischen Statistiken nur noch auf 1,2 v. H. Im gesamten ungarisch gebliebenen Teile des Komitates Eisenburg wohnten 1920 noch 12.000 Deutsche (das ist 4,6 v. H. gegen 8 v. H. im Jahre 1880), die sich größtenteils auf die Bezirke St. Gotthard und Steinamanger und die Städte Steinamanger und Güns verteilen.

Da statistisches Material für die nationale Zugehörigkeit erst seit der Volkszählung von 1880 vorliegt, sind zahlenmäßig bestimmte Belege über die Zusammensetzung der Bevölkerung von Güns während der früheren Jahrhunderte nicht zu erbringen. Ein Überblick über den größeren Siedlungsraum, dem Güns zugehört, und der im wesentlichen das zwischen den Reichsgauen Niederdonau und Steiermark geteilte „Burgenland" nebst einem Saum wechselnder Breite östlich der Reichsgrenze zwischen St. Gotthard im Süden und Preßburg im Norden umfaßt, gibt aber eindeutige Erklärungen auch für die Lage in der Frühzeit.

Die erste deutsche Besiedlung vollzog sich an der Wende des achten zum neunten Jahrhundert unter Karl dem Großen, veranlaßt durch geistliche und weltliche Herren des ostbairischen, jetzt ostmärkischen Volksbodens. Ihr Zweck war — und darin lag die Bedeutung dieses Gebietes für alle Zukunft — Schaffung eines durch die Eigenart seiner morphologischen Gestaltung begünstigten starken deutschen Bollwerkes zur Sicherung des Donaustromes und des Reiches nach Südosten hin. Die Siedler waren, wie die Dialektforschung gerade in jüngster Zeit mit Sicherheit gegenüber anderen Theorien bestätigt hat, fast durchwegs bairischen Stammes. Güns erscheint dabei als die älteste deutsche Gründung. Im Jahre 802 fallen zwei deutsche Grafen im Kampfe gegen die Avaren bei dem „castellum Guntionis". Nachdem die deutsche kolonisatorische Tätigkeit seit dem Ausgange des neunten, vor allem aber im Laufe des zehnten Jahrhunderts durch die Landnahme der Ungarn und die sich daran schließenden blutigen Kämpfe empfindlich unterbrochen wurde, beginnt seit dem frühen elften Jahrhundert eine zweite, große deutsche Siedlungsperiode, die im Zusammenhange mit der gewaltigen Bewegung der gesamten ostdeutschen Kolonisation auch noch das ganze zwölfte Jahrhundert hindurch währt. Für unser Gebiet, wie für West- und Innerungarn überhaupt, geht dabei die Anregung von den Madjaren aus, die nach Annäherung und Eingliederung in den christlichen mitteleuropäischen Kulturkreis streben. Der unmittelbare Zusammenhang mit dem deutschen Volksboden Niederösterreichs und der Steiermark sowie mannigfache verwandtschaftliche Beziehungen zu dem dort ansässigen Adel bewahrten Ritterliche wie Bauern vor der Madjarisierung. Deutsches Volkstum hat sich daher in unserem Gebiete bei durchgängig schwacher, vielerorts überhaupt fehlender madjarischer — seit der Türkenkriegszeit auch kroatischer — Minderheit vom Hochmittelalter an in den vorgeschobenen Teilen bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts, im „Burgenlande" bis heute völlig ungebrochen erhalten.

Das gilt insbesondere für Güns, das bis zum Beginne des vierzehnten Jahrhunderts dem mächtigen deutschen, im südlichen Burgenlande reichbegüterten Grafengeschlechte der Güssinger gehörte, die auch (um 1263) die obere Burg erbauten. Von 1445 bis zum Ausgange des Dreißigjährigen Krieges (1648) war die Stadt zusammen mit anderen festen Orten des Burgenlandes — mit ganz kurzer Unterbrechung — als wichtiger Stützpunkt für die Sicherung der habsburgischen Herrschaft in Ungarn bei Österreich, lag also in durchaus deutscher Einflußsphäre.

Aus dem Vorhergesagten sind Eigenart und Bedeutung des historischen Ereignisses der Türkenbelagerung von Güns 1532 unschwer zu beurteilen. Die Wirren um die Nachfolge des nach dem Aussterben der Jagellonen (1526) erledigten ungarischen Königsthrones hatten den kriegerischen türkischen Sultan Soliman II., von der ungarischen Nationalpartei gegen die Habsburger gerufen, bereits 1529 vor Wien geführt, das er freilich nicht zu erobern vermochte. Dies zu erreichen und damit freie Bahn für einen Einbruch in das Deutsche Reich und nach Mitteleuropa überhaupt zu erlangen, war Aufgabe eines zweiten Kriegszuges vom Jahre 1532. Diesmal wählte das türkische Heer, nachdem es im Juni die Drau bei Esseg überschritten hatte, den kürzeren Weg nach Österreich, der durch das südwestliche Ungarn und damit zugleich durch ein früher verschontes Gebiet führte. So gelangte die Armee unter dem Großvezier Ibrahim Pascha am 6. August, der Sultan drei Tage später vor Güns. Offenbar weil die für das Bombardement von Wien unerläßliche schwere Artillerie, die auf der Drau unterwegs war, bei Gran festgehalten wurde und die Türken sich die Eroberung des kleinen Städtchens Güns sehr leicht vorgestellt hatten, schritten sie zur Belagerung.

Die Verteidigung von Güns lag in den Händen des aus Zengg bei Fiume, aus kroatischer Familie stammenden etwa vierzigjährigen Adeligen Nikolaus Jurischitz, der seit Jahren im Dienste Ferdinands I. von Österreich stand und sich unter Salm bei der Verteidigung der kroatischen Grenze hervorgetan hatte. Kurz vorher (1529) war ihm die Stadt Güns als Pfandlehen übergeben worden. Er starb dort auch — als Ritter des Heiligen Römischen Reiches — im Jahre 1543 und ist in der Stadt begraben. Jurischitz standen für die Verteidigung nur etwa vierzig Reiter zur Verfügung, mit denen er eigentlich zum Reichsheere, das vor Wien sich zu versammeln im Begriffe war, stoßen wollte. Mit der ganzen Bravour eines Söldnerführers der Renaissance aber entschloß er sich, in Güns zu bleiben und den Türkenzug wenigstens für kurze Zeit zum Stillstand zu bringen, um die Wiener für ihre Verteidigungsarbeiten, dem Reichsheere aber Zeit für seine Verstärkung zu bieten. Güns zählte damals etwa 3000 Einwohner; vom flachen Lande ringsum hatten sich zahlreiche Bauern, in der großen Mehrzahl Deutsche, in die Stadt geflüchtet. Außer den wenigen in den Waffen geübten Soldaten kamen aber höchstens 700 sehr mangelhaft ausgerüstete Männer in Frage. Und doch gelang Jurischitz und dem verzweifelten Mute der Seinen die unerhörte Leistung, mit diesem Häuflein der an die 200.000 Mann zählenden Übermacht durch zweiundzwanzig Tage zu trotzen. Als die Stadt nach schweren eigenen Verlusten unter gar keinen Umständen mehr zu halten war, erreichte Jurischitz durch äußerst geschickte Verhandlungen mit dem ihm seit einer Legationsreise zur Hohen Pforte von früher bekannten Ibrahim Pascha eine Scheinübergabe, die lediglich im Aufpflanzen einer türkischen Fahne auf dem höchsten Turme der Stadt bestand.

Wenn quellenkritisch auch nicht außer acht gelassen werden darf, daß wir fast ausschließlich auf die sicherlich subjektive Darstellung des Jurischitz angewiesen sind, so stehen doch Großartigkeit und Heldenmut der Verteidigung von Güns über jedem Zweifel. Und die Wirkungen dieser Tat erweisen sich als um so bedeutender, als das deutsche Reichsheer, das Wien decken sollte, Mitte August erst zum allergeringsten Teile dort versammelt und daher noch keineswegs schlagkräftig war. Die Türken aber zogen sich nach diesem Mißerfolg nach einem planlosen Vorstoß auf Ödenburg, ohne Wien zu erreichen, durch die südöstliche Steiermark rasch zurück.

Aus dem rückgegliederten Siebenbürgen

Die Schulfrage in den durch den Wiener Schiedsspruch an Ungarn gefallenen Gebieten Siebenbürgens wurde von der ungarischen Regierung durch eine Verordnung des Ministeriums für Religion und Volksbildung vorläufig geregelt. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Behandlung des Verhältnisses von Staats- und konfessionellen Schulen. Bekanntlich hatten, besonders in den völkischen Mischgebieten, gegen die Wende des 19. Jahrhunderts im Vorkriegsungarn außerordentliche Anstrengungen eingesetzt, die bestehenden Schulen zu verstaatlichen, wobei die Not der Gemeinden, die damit finanziell entlastet wurden, aber auch die Hilfe der Geistlichkeit eine große Rolle spielten. Wir kennen diese Vorgänge in allen ihren Einzelheiten den Schwaben des Banats und des Sathmarer Gebietes gegenüber und wissen, daß diese Methoden entscheidend im Sinne der Madjarisierung gewirkt hatten.

Mit dem Übergang des Gebietes an Rumänien wurde die Tendenz der Verstaatlichung der Schulen fortgesetzt, diesmal aber im wesentlichen aus liberalistischen Grundsätzen heraus, die gegen das konfessionelle Schulwesen gerichtet waren. In der Wirkung zeigten sich diese Maßnahmen am stärksten gegen die Madjaren gerichtet. Schon dadurch, daß die konfessionellen Schulen ihren Schülern nur in langwierigen Verfahren die Gültigkeit ihrer Abschlußprüfungen sichern konnten, war das konfessionelle Schulwesen schwer getroffen, und in zahlreichen Gemeinden wurden unter diesem Drucke die Schulen schließlich in Staatsschulen umgewandelt. Hiergegen konnte nur das wesentlich fester gefügte siebenbürgisch-sächsische Schulwesen standhalten. Vielfach hat der rumänische Staat aber in Gemeinden mit rumänischen Bevölkerungsanteilen, die bisher im ungarischen Staate in ihren Schulbedürfnissen nicht beachtet waren, diese Gemeinden verhalten, aus eigenen Mitteln — neben den nichtrumänischen Konfessionsschulen — rumänische Staatsschulen zu errichten. In den Szeklergebieten — erklärt man in der madjarischen Presse — seien diese in vielen Gemeinden zwangsweise mit Mitteln der Madjaren oder Szekler erbauten Schulen häufig weitaus besser eingerichtet worden, als es die madjarischen konfessionellen Schulen sein konnten. Es wird daher in der madjarischen Öffentlichkeit als ein gerechter Ausgleich bezeichnet, daß die ministerielle Verfügung vorsieht, die bisherigen konfessionellen Schulen könnten, soferne „ihre Räume für den Bedarf nicht ausreichen", die neuerrichteten Gebäude der rumänischen Staatsschulen kostenlos für sich in Anspruch nehmen, während dann die staatliche Schule in diesem Falle die bisher von der konfessionellen Schule benützten Räume übernehmen würde.

Es ergibt sich also daraus, daß diese Übergangsverordnung zunächst das Prinzip der möglichst weitreichenden Verstaatlichung der Schulen aufgibt und im Gegenteil die konfessionellen Schulen begünstigt, ja in Gebieten, in denen die staatlichen Schulen durch Neubauten und dergleichen vom rumänischen Staate gefördert worden waren, sogar einen Tausch zugunsten jener vorsieht. Diese Maßnahme wird damit erklärlich, daß man den Vorsprung der madjarischen Schule in diesen völkischen Mischgebieten unbedingt sichern will. Wie sich dieser Teil der Verordnung im Gebiete von Sathmar auswirken wird, muß abgewartet werden.

In den konfessionellen Schulen wird die Unterrichtssprache durch die kirchliche Behörde, die die Schule erhält, bestimmt. Die Staatsschulen haben grundsätzlich Madjarisch als Unterrichtssprache, in Gemeinden mit gemischter Bevölkerung ist der Unterricht im Verhältnis zur Zahl der Schulpflichtigen in Parallelklassen oder Abteilungen, beziehungsweise in besonderen Schulen in madjarischer und nichtmadjarischer Sprache abzuhalten. In den Klassen und Abteilungen mit nichtmadjarischer Unterrichtssprache ist Madjarisch als Lehrgegenstand aufzunehmen. Im allgemeinen sollen nach der Verordnung die Schüler ihre Studien an der Schule, in der sie im Schuljahr 1939/40 eingeschrieben waren, fortsetzen. Ob diese Fassung den Bestimmungen angesichts des Wechsels der Unterrichtssprache an sehr vielen der bisher rumänischen und jetzt vom ungarischen Staate übernommenen Schulen genügen wird, muß sich erst erweisen, ebenso

wie für die gesamte weitere Entwicklung des madjarisch-rumänischen Verhältnisses die Frage der Praxis entscheidend sein wird. Auch die Ergebnisse der mit dem Stande vom 31. Januar 1941 im Februar dieses Jahres durchzuführenden Volkszählung werden für die Gestaltung der Schulfrage von großer Bedeutung sein, da sie den ungarischen Behörden Grundlagen für die weitere Behandlung der „Nationalitätenfragen" geben werden. Da auch diesmal wieder nach der „am besten und liebsten gesprochenen Sprache" gefragt wird, ist ein klares Bild der völkischen Verhältnisse in Ungarn auch von dieser Zählung kaum zu erwarten. K.

Südslawische Miszellen

In der führenden historischen Zeitschrift Jugoslawiens, dem „Jugoslovenski Istoriski Časopis", erschien aus der Feder des vor einigen Monaten verstorbenen Nestors der kroatischen Geschichtsforschung, Ferdo Šišić, ein längerer Aufsatz[1], der sich zum erstenmal mit der Frage nach der Herkunft der Familie Gaj in wissenschaftlicher Form auseinandersetzt. Das Geschlecht der Gajs, das in seinem bedeutendsten Sohne, Ljudevit Gaj, dem kroatischen Volke den geistigen Erwecker des Illyrismus schenken sollte, wurde zwar schon vor der Arbeit Šišićs als deutschstämmig betrachtet, doch ist Šišićs Beitrag, der die Frage über die Abstammung des Gajschen Geschlechtes klärt und die deutsche Herkunft der Familie bestätigt, gerade als Zeugnis eines nichtdeutschen Forschers besonders wertvoll. Hält man sich weiter vor Augen, welche Bedeutung Ljudevit Gaj als erstem Verkünder eines südslawischen Gemeingefühls überhaupt im Geistesleben der Südslawen zukommt, so erscheinen Šišićs Ergebnisse nur um so bedeutsamer.

Zunächst stellt Šišić fest, daß der Name „Gaj" nichtslawischer Herkunft sei, und verwirft die Verbindung des Namens mit kroatisch gâj, gája, „der Hain". Freilich läßt er sich als Historiker nicht näher über die etymologische Herkunft des Namens aus, führt aber mehrere Träger dieses Namens an, die alle aus Burgund stammen. Besonders eingehend beschäftigt sich Šišić mit einem gewissen „Aloysius Gaj, verschiedener Fürsten und Ständen Rat und Agent", der nach Šišić ein Deutscher burgundischer oder niederländischer Abstammung ist und der 1733 von Karl VI. in den Ritterstand erhoben wird. Er verdient in unserem Zusammenhang deshalb um so größere Aufmerksamkeit, als die Mutter und die Geschwister Ljudevit Gajs sowie auch Gaj selbst nach dem Jahre 1826 sich eben jenes 1733 verliehenen Wappens bedienen und sich von da ab regelmäßig „Ritter von Gaj" oder nur „von Gaj" nennen.

Im Jahre 1826 erhielt nämlich die Familie Gajs, dessen Vater damals Apotheker in Krapina war, eine Abschrift des Adelsdiploms von 1733 für Aloysius Gaj, und zwar eine Abschrift nach dem im Wiener Staatsarchiv aufbewahrten Konzepte. Allerdings fehlen sichere Zeugnisse über eine tatsächliche Verwandtschaftsverbindung zwischen der Familie der später kroatisierten Gajs in Krapina und dem erwähnten Aloysius Gay, ja die Familientradition der Krapiner Gajs widerspricht ganz und gar einer solchen Annahme. Denn nach dieser Familientradition stammen die Krapiner Gajs aus der Zips, wohin sie etwa in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus dem Niederrheinischen oder Flandrischen zugewandert sein sollen. Noch im Jahre 1900 gab es in Botzdorf in der Zips ungefähr 20 deutsche Bauernfamilien des Namens Gay. Ohne auf die übrigen Beweggründe, Dokumente usw. einzugehen, die Šišić dazu führen, der Familientradition vollen Glauben zu schenken, beschränken wir uns an dieser Stelle auf den Hinweis, daß es vielleicht noch eingehenderer Forschung gelingen wird, das Verhältnis zwischen den beiden Familien restlos zu klären.

Aus dem bisher Gesagten geht die deutsche Herkunft der bald kroatisierten Familie der Krapiner Gajs eindeutig hervor. Aber nicht nur väterlicherseits stammt Ljudevit Gaj aus einer deutschen Familie, sondern auch mütterlicherseits. Der Vater Ljudevit Gajs, Apotheker in Krapina, heiratete Juliane Schmidt, eine Verwandte des damaligen Apothekers in Warasdin, Josef Halter. Hier fügt Šišić in einer Fußnote die „inter-

[1] F. Šišić, Podrijetlo Gajeva roda („Die Herkunft des Gajschen Geschlechtes"), Jugoslovenski Istoriski Časopis, Jg. V (1939), S. 150–166.

essante Feststellung" bei, daß in der zweiten Hälfte des 18. und ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so gut wie alle Apotheker in Ungarn und Kroatien Deutsche waren. So war auch die Muttersprache Ljudevit Gajs die deutsche, wenn auch schon sein Vater „sich mit der Zeit als ein richtiger, eingesessener Kroate fühlte" und wenn auch später Ljudevit Gaj in seiner kroatisch geschriebenen „Autobiographie" (1851 bis 1852) schrieb: „Schon damals (nämlich als Kind) konnte ich in keiner anderen Sprache als in der Muttersprache (nämlich kroatisch) sprechen, was wirklich merkwürdig ist, da man nach dem Brauche, der in allen sogenannten gebildeten Familien herrschte, abwechselnd auch Deutsch und Lateinisch reichlich sprach. Aber ein gewisser natürlicher Trieb bewahrte mich bis zu meinem neunten Lebensjahre vor jeder Fremdsprache, und nur ungern hörte ich Gespräche in einer fremden Sprache, so daß ich mich von ihnen öfters mit einem gewissen Widerwillen abwandte[2]." Hier sieht man nur zu deutlich das spätere Streben Ljudevit Gajs, sein deutsches Vaterhaus als echt kroatisch hinzustellen. In diesem Zusammenhang ist ein Zeugnis eines seiner Mitschüler aus dem Waradsiner Gymnasium interessant, das diese Behauptung Gajs in ein sehr bedenkliches Licht rückt. Eduard Breier schreibt in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben" (Wien 1883)[3]: „Die Umgangssprache in Warasdin war damals (nämlich 1821—1826) die deutsche, besonders in den besseren Klassen; es gab aber wenige, die nicht der kroatischen Sprache mächtig wären... Zu meinen Mitschülern gehörte unter anderen auch Ludwig Gay, der Sohn des Apothekers von Krapina... Gay war merkwürdigerweise der kroatischen Sprache so wenig mächtig, daß er ausnahmsweise vom Professor Schwalek die Erlaubnis erhielt, die Geschichte Ungarns in deutscher Sprache aufzusagen. Doktor Fodor, ebenfalls unser Mitschüler, jetzt Badearzt in Teplitz (bei Warasdin) wird sich noch dieses Zwischenfalls entsinnen."

An einem einzelnen, aber höchst bedeutsamen Beispiel konnte ein unglaublich rascher Kroatisierungsprozeß aufgezeigt werden: Der Sohn eines aus der Zips eingewanderten deutschen Apothekers und einer deutschen Bürgerstochter aus Warasdin wird zu dem seine deutsche Muttersprache verleugnenden ersten Verkünder des südslawischen Gemeingefühles, der Einheit der Slowenen, Kroaten und Serben, der seine Worte richtete an das „berühmte slawische Volk in den südlichen Gegenden, wie Kroaten, Slawonier, Dalmatiner, Ragusäer, Serben, Krainer, Steirer, Istrianer und Bosnier". Nicht nur ideenmäßig ist der Illyrismus der Kroaten und Slowenen (die Serben lehnten die neue Bewegung ja letzten Endes ab), sondern auch blutsmäßig ist die neue Bewegung mit ihren ersten Regungen des südslawischen Einheitsgeistes zutiefst im deutschen Volk verwurzelt. Erinnern wir uns daran, daß ein jüngerer, noch bedeutsamerer Zeitgenosse Ljudevit Gajs, der Bischof Josip Juraj Stroßmayer, vielleicht der bedeutendste kulturelle und politische Wegbereiter des „Jugoslawismus" überhaupt, ein Urenkel eines deutschen Soldaten aus Oberösterreich war. Nicht die Französische Revolution war es, die die neuen, umwälzenden Ideen und Anregungen für die Entwicklung des jungen Nationalgefühles brachte, sondern die deutsche Romantik. Gerade diese Tatsache wird heute so gerne von der südslawischen Forschung übersehen. Und deshalb ist Šišićs Beitrag so bedeutungsvoll, denn mag man auch die geistigen Einflüsse des Deutschtums noch so sehr in Abrede stellen wollen, den deutschen blutsmäßigen Anteil wird man — wenn er so klar und eindeutig nachgewiesen werden kann — kaum zu leugnen versuchen.

*

Einen interessanten Einblick in die Geisteshaltung gewisser serbischer Kreise auch nach dem Sporazum mit den Kroaten bietet die seit dem Juni 1940 in Belgrad erscheinende Monatsschrift „Nova Srbadija", die sich im Untertitel als „Zeitschrift für Jugend- und Kulturfragen" bezeichnet. Sie ist das Organ des als „jugoslawisch" großserbisch-unitaristisch eingestellten Serbischen Kulturklubs. Hier wollen wir nur einen Artikel aus dem Septemberheft des Vorjahres „Einige Bemerkungen über den Föderalismus" von Vladimir Petrović[4] herausgreifen, da gerade dieser Beitrag besonders charakteristisch erscheint. Der Ver-

[2] Zitiert nach F. Šišić, a. a. O., S. 165, Anm.

[3] F. Šišić, a. a. O., S. 165, Anm.

[4] Vladimir Petrović, Nekoliko napomena o federalizmu, Nova Srbadija, Jg. I (1940), Heft 4, S. 179–185.

fasser schildert in der Einleitung, wie in der breiten jugoslawischen Öffentlichkeit alles Heil von einer föderalistischen Lösung der bestehenden Probleme erwartet wurde und noch erwartet wird und führt im Anschluß daran die bedenklichen Folgen eines föderalistischen Ausgleichs für die staatliche Einheit vor. „Die Schöpfer des 26. August 1939[5] redeten zwar öffentlich davon, daß ihren Augen der Typus eines Bundesstaates vorgeschwebt habe, als sie die Umformung Jugoslawiens durchführten, aber jetzt sehen viele von ihnen ein, daß sich die endgültigen Ergebnisse immer mehr einem Staatenbund nähern. Und wenn wir dies als richtig annehmen, dann sind wir nicht mehr im Fahrwasser der staatlichen Einheit[6]." Diese Entwicklung wird in ihren nachteiligen Folgen für das Serbentum abgelehnt: „Die Serben, die der Zahl nach am stärksten, ihrer geistigen Einstellung nach am kräftigsten und der Weite und dem positiven Gehalt ihrer Ideen nach am konstruktivsten sind, sind vorbestimmt — dies ersieht man schon aus der Geographie, da sie das Zentrum des Balkans und die wichtigsten Wegkreuzungen in ihrer Hand haben — durch den Sinn der Geschichte, durch die Unabänderlichkeit der Ereignisse und durch ihre rassischen Qualitäten, zum Angelpunkt des Balkans zu werden. Sie werden dies auch tatsächlich erreichen können, wenn sie in geistiger Beziehung einheitlich bleiben, und wenn ihr Staat wirklich ein mächtiges, einheitliches Ganzes wird ... Der Föderalismus, der im Grunde eine Zweiheit bedeutet, würde Jugoslawien und damit auch das Serbentum teilen, würde uns um jenen kämpferischen und mächtigen Geist bringen, der in der Ganzheit fühlbar ist, würde die Straße für die Entwicklung künstlicher Nationalitäten frei machen und die Zahl der Individualitäten erhöhen, was den Anfang von unserem Ende bedeutete." Die Serben seien gewillt, bei gelegener Zeit ein starkes und mutiges Wort gegen die föderalistische Lösung zu sprechen. Freilich dürfe man bei der Neuordnung nicht zu alten staatsrechtlichen Lebensformen zurückkehren, die als reaktionär empfunden werden müßten, doch dürften auch nicht alle diese alten Ideen undurchführbar und unbrauchbar hingestellt werden, da sie doch letzten Endes nur an der Unfähigkeit der Leute, die sie durchführen wollten, gescheitert seien. Die neuen Probleme hätten auch neue Lösungen notwendig gemacht, vor allem aber forderten sie neue, junge und fähige Menschen.

*

In der serbischen literarischen Zeitschrift „Srbski Književni Glasnik" erschien kürzlich eine kleine Notiz unter dem Titel „Bevölkerungsrückgang"[7], in der von einem Vortrag von Dr. August Juretić berichtet wird. Der Vortrag wurde auf der vierten Kroatischen Sozialwoche gehalten und befaßt sich mit der Bevölkerungsbewegung in Jugoslawien. Allgemein wird gesagt, daß die Sterblichkeit in Jugoslawien am geringsten in Südserbien, am höchsten dagegen auf dem ehemals kroatisch-slawonischen Gebiete sei. Forschungen in fünf Kreisen Slawoniens zum Beispiel ergaben, daß die Geburtenzahl in rein kroatischen Dörfern am geringsten ist (in der Gegend von Vinkovic kaum 14,9 je 1000 Einwohner), während sie in deutschen Dörfern bis zu 37,2 je 1000 Einwohner beträgt.

Juretić zählt weiterhin sieben jugoslawische Gebiete mit ausgesprochen stationärem, beziehungsweise regressivem Bevölkerungstypus auf: 1. Das Gebiet längs der rumänisch-bulgarischen Grenze von Groß-Betschkerek bis Knjaževac, 2. das Gebiet längs der madjarischen Grenze nördlich von Esseg und gegen Süden und Osten nach Neusatz hin, 3. die Gegend von der madjarischen Grenze von Kopreinitz gegen Südwesten bis Sissek, 4. die Umgebung von Marburg und das Gebiet gegen die deutsche Grenze zu, 5. die Umgebung Gottschees und ein Streifen von hier bis an das Meer, 6. das Gebiet der alten Republik Ragusa und 7. die Kreise Prilep und Gostivar. Auf dem kroatischen Volksboden selbst sei die Zahl der Kroaten prozentuell zurückgegangen, während sich die Zahl der Serben vergrößerte (anteilmäßig von 30,4 v. H. der Gesamtbevölkerung auf 31,2 v. H.). Eine besondere Lebenskraft zeigen die Serben auf dem kroatischen Gebiet zwischen Werbas und Korona, in 25 Kreisen Westbosniens, der Lika und Krbava und Dalmatiens, wo die prawoslawische Bevölkerung die Mehrheit bildet und von wo sich ein starker Zustrom von Serben in die kroatischen Gebiete ergießt.

[5] Verständigungsabkommen zwischen Serben und Kroaten.

[6] A. a. O., S. 183 f.

[7] Srbski Kniževni Glasnik, Bd. LXI, Nr. 6, S. 474 f.

Volkstum im Süd-Osten

Inhalt dieses Heftes: Der Neuordnung entgegen! / Die Karpaten in der deutschen Volksgeschichte / Siebenbürgische Debatte / Dr. K. Egger: Ungarisches Schrifttum zur madjarisch-slowakischen Frage / Fritz Ruland: Warum Madjarisierung / Die Organisation der deutschen Jugend in Ungarn / Schokazen und Bunjewazen / Der madjarische Mensch / Juden in Bulgarien / Buchbesprechung

März-April-Folge 1941 Heftpreis RM —.80

Volkstum im Südosten

Volkspolitische Monatsschrift

Früher „Grenzland", Zeitschrift für deutsche Schutz- und Kulturarbeit des Deutschen Schulvereins Südmark / 18. Jahrgang

Schriftleiter: Felix Kraus

Verantwortlich für Anzeigen: Leo Weninger (derzeit Wehrmacht); in Vertretung Lilli Zepeniag (Wien 55, Spengergasse 43) — Derzeit Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig — Wiener Verlagsgesellschaft m. b. H. (Geschäftsführer: Ernst Sopper und Karl K. Bauer), Wien 55, Spengergasse 43, Fernruf B 2 03 37 — Die Zeitschrift erscheint am 15. eines jeden Monats — Bezugspreis im Jahr RM 4.— (einschl. 20 Rpf. Postzeitungsgebühr) — Postsparkassenkonto Wien Nr. 52967, bzw. Giro-Abteilung der ersten Österreichischen Spar-Casse, Wien 1, Konto-Nr. 4956 — Alle Zuschriften, die Schriftleitung betreffend, sind an Felix Kraus, Wien 65, Fuhrmannsgasse 18 (B 4 85 44) zu richten — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet — Für unverlangt eingesandte Beiträge und Bilder wird keine Gewähr geleistet — Druck der eigenen Anstalt

---

Inhalt des März-April-Heftes 1941

Der Neuordnung entgegen!

Von Monat zu Monat zeichnet sich im Südosten Europas klarer die Wendung zu neuen Ideen, zu neuen Zielen ab. Natürlich finden diese Vorgänge ihren äußerlich erkennbaren Niederschlag zuerst in den politischen Ereignissen und der planmäßigen Lösung aus raum- und volksfremder Hörigkeit und im Aufbau einer neuen, den Gesetzen des Raumes wie den völkischen Kräften entsprechenden Gruppierung. Wer aber nicht Wirkung mit Ursache verwechseln will, muß tiefer forschen und wird diese Wendung eindeutig als Folge der geistigen Ausstrahlung der völkischen Revolution erkennen, die zur deutschen Wiedergeburt geführt hat. Ohne diese Tat wäre auch der Südosten unseres Erdteiles noch nicht über die verhängnisvollen Wirkungen der Pariser Diktate und ihrer Geisteshaltung der Versklavung hinausgekommen.

Denn so wenig Nationalsozialismus als Form ein Exportartikel ist, so übt die von ihm vollbrachte wahre Befreiung des arbeitenden Volkes in seiner Gesamtheit wie in allen seinen Gliedern aus den Fesseln des Kapitalismus seine tiefe umwälzende Wirkung über politische wie Volksgrenzen hinweg und erschüttert durch sein Vorbild das nur auf Frone und Ausbeutung hinzielende volksfremde Plutokratentum. Dies sind Entwicklungsvorgänge, die keine Macht der Welt aufzuhalten vermag, weil sie in einem elementaren Heilungsprozeß begründet sind, mit dem die furchtbaren Abwege eines materialistisch-mechanistischen Zeitalters wieder beseitigt werden sollen. Die gesunde Kraft der Völker setzt sich damit gegen Entartungen durch und strebt nach neuer Ordnung.

So sehen wir auch im Südosten die zum Schaden seiner Kleinvölker aus dem liberalistischen Geiste des 19. Jahrhunderts aufgebauten Formen von Wirtschaft und als „Politik" getarnter Versklavung des arbeitenden Volkes wanken. Dagegen gewinnen die volkhaften, aus dem Bauerntum entsprossenen ursprünglichen Lebensgemeinschaften und Kräfte wachsende Bedeutung. Dieser Prozeß, der sich, aus volkstumspolitischer Schau betrachtet, klarer abzeichnet, als aus dem Auf und Ab tagespolitischer Strömungen, ist nun einmal ins Rollen gekommen, mögen sich ihm auch alle der westlerischen Demokratie und volksfremden Profitgier des Judentums hörigen Kräfte entgegenstemmen. Sie werden — wie wir bereits klar sehen — auf allen Linien zurückgedrängt und liefern nur mehr erbitterte Rückzugsgefechte. Aber Gewicht und Stoßkraft der politischen Kräfte hat sich schon fast bei allen Völkern Südosteuropas mehr oder weniger deutlich verlagert, und der Bodenständige, Bodenverwurzelte ist gegenüber dem, der nur mit Profiten rechnet und Verpflichtungen an die Gemeinschaft leugnet, auf der ganzen Linie im Vorrücken. Auch das Verhältnis des kulturellen Fremdeinflusses regelt sich in diesen südosteuropäischen Kleinvölkern nun deutlich erkennbar nach dem tatsächlichen Werte ihrer Beziehungen.

Der auf den Anfang des 19. Jahrhunderts zurückreichende, vornehmlich das geistige Leben berührende Einfluß französischer Literatur und Lebensform, der noch in der jüngsten Zeit des großen politischen Werbens Frankreichs um den Südosten in den Oberschichten äußerst wirksam war und sich in Besuchen französischer Schulen, Sprachkurse, Ausstellungen sowie Reiseaustausch und Ehrungen äußerte, haftet naturgemäß auch jetzt noch in diesen meist freimaurerischen Kreisen, ohne jedoch je zur schöpferischen Gestaltung eines wirklichen Kulturbildes gekommen zu sein. Der Abstieg ist bereits deutlich und vollzieht sich vollends mit der Ablösung der Generation durch junge, aktive Kräfte. Für diese am dekadenten französischen Geiste des 19. Jahrhunderts geschulte Gesellschaftsschicht des Südostens kam der Zusammenbruch der französischen Machtstellung durch die vernichtenden Schläge der deutschen Wehrmacht ebenso überraschend wie erschütternd. Nun zeigt sich, daß historische Erinnerungen oder künstlich verpflanzte, wesensfremde Lebensformen der Realität raumbedingter Entwicklungen nicht standhalten und, ehe man sich dessen recht bewußt wird, schon völlig in der Sphäre

der Illusionen versunken sind. Es bleibt nichts, worauf sich aufbauen ließe. Man merkt aber doch mit erschreckender Deutlichkeit, daß die Zeiten längst vorbei sind, in denen Paris oder die Kasinos der französischen Riviera für verschwenderische Großverdiener oder sorglose Müßiggänger das Ziel der Wünsche und der Maßstab ihres Kulturniveaus bedeuteten und in denen diese vom echten Leben der Südostvölker gänzlich losgelöste, „internationalisierte" dünne Oberschicht nachahmenswertes und sogar vielbeneidetes Vorbild selbst für provinzielle Bürgerlichkeit zu werden drohte. Die Zeit dieser Irrwege ist endgültig vorbei! Der Abstand zwischen diesem Gestern der Täuschungen und einem ernste Einkehr zur eigenständigen Welt fordernden Heute wirkt sich als nicht zu unterschätzende Stärkung für die nun aus eignem völkischen Wesen aufbauenden Kräfte aus.

Noch viel unmittelbarer und katastrophaler erweist sich der Zusammenbruch des englischen Einflusses, der erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts eingesetzt hatte, als — in den ersten Anfängen — der Kampf gegen das aufstrebende, wachsende deutsche Volk begann. Wir erinnern nur an die fortgesetzten Wühlereien englischer Agenten, die in der Maske von Reisenden, Journalisten, Wissenschaftlern oder Kapitalanlagen suchenden Wirtschaftlern auftraten und gegen die Südostellung der damals noch immer deutsch bestimmten Habsburgermonarchie gerichtet waren. Es gelang ihnen unter der durchsichtigen Parole, Beschützer „demokratischer Freiheit" zu sein, die Front gegen den sogenannten Wiener „Absolutismus" auszubauen. England war stets Sammelplatz der Emigranten und nützte die vergiftete Atmosphäre dieser Kreise zu seinem Vorteile gegen die Ordnung des Kontinents. Als Kaiser Franz Joseph im Jahre 1908 die Zumutung König Eduards VII. zurückwies, das Bündnis mit dem Reiche preiszugeben und sich der Einkreisungspolitik zu fügen, wurde der hemmungslos aufgestachelte Nationalismus der kleinen Völker des Südostens nur noch verschärft gegen das deutsche Volk gelenkt. Von da an schürte England das Feuer nationalen Hasses auch gegen den letzten Versuch, eine großzügige Neugliederung des nichtdeutschen Raumes der Habsburgermonarchie zu wagen. Es sah in diesen Plänen den Weg möglicher Befriedung und damit zur Durchkreuzung seiner Bemühungen, den Einkreisungsring zu schließen. Daher mußten sie um jeden Preis verhindert werden.

Seit dem Ende des Weltkrieges haben englische Agenten Jahr für Jahr den Südosten überschwemmt und suchten in alle Kreise einzudringen: Nicht um den jüngeren Staatsvölkern beim Aufbau von Wirtschaft und Lebensform zu helfen — Fragen, die sie völlig kalt ließen —, sondern um diese jungen Staaten politisch und wirtschaftlich abhängig und hörig zu halten und sie für die Pläne Englands einzuspannen. Wir sehen es nun unwiderleglich, wie sie mit diesem Spiele Staaten und Völker an den Rand des Verderbens geführt haben. Heute noch wirkt sich an zahllosen Stellen das Gift dieses im Dienste Englands betriebenen Verrates am eigenen Volke aus. Der völlige Zusammenbruch dieser verbrecherischen Politik der Ausnutzung fremder Volkskraft zu gewinnsüchtigen Zielen Englands ist aber inzwischen offenbar geworden. Die Völker des Südostens, um bittere Erfahrungen belehrt, finden sich in diesen Wochen noch einmal vor die Schicksalsfrage gestellt, wohin sie sich wenden sollen.

Sie haben inzwischen aber auch erkannt, daß es nicht mehr, wie im 19. Jahrhundert, der Zeit des von England so geschickt geschaffenen Begriffes des „Gleichgewichtes der europäischen Mächte", für die kleinen Völker und Staaten möglich ist, sich bald dahin, bald dorthin zu wenden, Koalitionen und Bünde zu bilden und damit als „Zünglein an der Waage" fern von den wahren Bedürfnissen ihrer eigenen Völker durch eigensüchtige, fremdhörige Cliquen Augenblickspolitik treiben zu lassen. Volk und Staat sind in ein neues Verhältnis zueinander getreten, auch dort, wo man äußerlich noch an den Formen des Parlamentarismus und des Parteienstaates festhält. Überall hat man längst den Forderungen der neuen Zeit Rechnung tragen müssen und ist dabei, durch „autoritäre" Vollmachten an die Regierungen die überlebte Demokratie unseligen Angedenkens zu beseitigen. Die im Schutze dieses zusammengebrochenen Regimes mächtig gewordenen städtischen Intelligenzschichten, die sich

nicht nur den Einflüssen der volksfremden westlerischen Geisteshaltung gegenüber am stärksten anfällig zeigten, sondern auch der Verjudung und jeder anderen Art von Überfremdung gegenüber widerstandslos geworden waren, büßen nun für ihre Volksfremdheit. Ihr Absturz ist unvermeidlich. Sie werden beiseite geschoben von den wiedererwachenden Grundkräften, die um Boden und eine dem eigenständigen Wesen entsprechende Form der Gesellschaftsordnung ringen. So unklar hier die Wege der einzelnen Strömungen und so undurchsichtig ihre Tageskämpfe sein mögen, sie alle liegen, volkstumspolitisch gesehen, in derselben Linie des Durchstoßens zu den wurzelhaften, mit dem Boden verbundenen Kräften. Ihr Schicksal wird letzten Endes freilich davon bestimmt sein, ob sie diese Kräfte ihrer Völker richtig einzuschätzen und daraus die Grenzen ihrer politischen Ziele zu bestimmen vermögen. Für die in einer Zeit schrankenlosen Nationalismus entstandenen und vielfach übersteigerten Forderungen bedingt dies allerdings ein außerordentliches Maß von realpolitischer Erkenntnis bei den neuen Führungen. Wir stehen inmitten dieser Entwicklungen, die sich in ihren Linien bereits klar abzuzeichnen beginnen.

So haben wir in den achtzehn Monaten des Krieges die Verlagerung des Schwergewichtes innerhalb der gesunden Kräfte der südosteuropäischen Völker deutlich verfolgen können. Das ungeheure Geschehen der deutschen Siege in Ost, Nord und West und die beginnende Erkenntnis der Grundlagen, aus denen diese einmaligen Leistungen der Wehrmacht wie der Heimfront erwachsen sind — der geistigen Erneuerung des deutschen Volkes durch den Nationalsozialismus — hat diese Wirkung ausgelöst. Nicht mehr „Staatenpolitik", wie sie mit Drohungen und Erpressungen von England bis heute betrieben wird, sondern das Widerspiel einer neuen geistigen Lage im deutschen Volke bei den Völkern des Südostens ist nun der Ausgangspunkt geworden. Daher verstehen wir auch, daß für diese Völker nun neue Fragen aufbrechen: die Bodenfrage, die soziale Frage, die unaufschiebbare Lösung der durch Schuld dieser verwestlichten, vielfach ihrem eigenen Volkstum entrissenen, assimilierten oder verjudeten Oberschichten oder des längst vermorschten Feudalismus in ein Sklavendasein herabgedrückten Massen des arbeitenden Volkes aus dem Elend unverschuldeter Arbeitslosigkeit. Alle diese Probleme steigen nun als die wahren Schicksalsfragen von morgen herauf, denen diese Völker entgegengehen. Wer die Stunde erfaßt, wer diesen als Opfern verfehlter Entwicklungen in Elend gehaltenen, aber biologisch gesunden Kräften den Weg zu einem menschenwürdigen Leben öffnet, wer die Organisation dieser Arbeit zeigt, die ebenso für die Staaten Aufstieg und Erreichung höherer Daseinsmöglichkeiten bedeutet, der gewinnt das Recht, auch diesen Staaten als Helfer zur Seite zu stehen. Hier ist der Nationalsozialismus der große Anreger, hier sind die Leistungen des deutschen Volkes, sein Wiederaufstieg und seine bisher unvorstellbare Kraftentfaltung die Wegweiser.

Hier knüpft das deutsche Volk an alte, bewährte Überlieferungen an, die in Zeiten der Schwäche und Zersplitterung von seinen Feinden absichtlich verdunkelt wurden und ihm selbst sogar lange Zeit hindurch nicht mehr bewußt waren. Vor mehr als tausend Jahren reichten des Reiches Marken bis in das Mündungsgebiet zwischen Save und Donau und berührten sich dort mit der Welt Ostroms. Seit dieser Zeit der großen kulturellen karolingischen Ordnungsaufgabe ist der Strom deutscher Kraft nach dem Südosten nie mehr versiegt. Jahrhundert um Jahrhundert hatte durch diese deutschen Ritter, Siedler, Bergleute und Handwerker sein besonderes Gepräge erhalten, und unwiderlegliche Zeugnisse für Gründung und Aufbau zahlloser Städte Burgen und dörflicher Siedlungen im ganzen pannonischen Becken und im Karpatenbergland sind heute noch trotz aller Stürme der Vernichtung, die darüber hinwegbrausten, und des Verströmens deutschen Blutes in den Fremdvölkern, denen es wertvollen Zuwachs bedeutete, vorhanden und geben Kunde der deutschen Leistung, die jederzeit in diesem Raume Vorbild gewesen ist. Deutsche halfen immer wieder, diesen Raum gegen einbrechende Feinde zu

schützen und waren in weiten Teilen durch Jahrhunderte die Träger der militärischen und zivilen Verwaltungsordnung. Als Vorbilder sind sie nie übertroffen worden, sie haben immer wieder die Klammer zur Mitte des Erdteiles hergestellt, sooft auch Mächte hereingriffen, sie daraus zu lösen. In Zeiten des Aufstieges dieser Räume waren breite Zonen längs der Donau und ihrer großen Nebenflüsse von deutschen Siedlern aus Wildnis und Einöden zu wertvollsten Kulturböden umgeschaffen worden und machten die Ebenen des Banates und der Batschka zu Kornkammern des Habsburgerreiches. Aber auch südlich der Donau war deutsche Leistung von je hochgeschätzt, und unvergessen ist es, daß nach Jahrhunderten erzwungener Abkehr von der Mitte Europas deutsche Reichsheere durch ihre Waffentaten den Bann türkischer Herrschaft brachen und die Voraussetzungen schufen, den Südosten Europas wieder von der Bindung an Asien zu befreien und ihm den Weg zum Kulturbereiche Europas, dem er organisch angehört, zu öffnen.

Wenn wir in diesen Tagen Berichte vom begeisterten Empfange der deutschen Truppen in Bulgarien erhalten, so sehen wir darin nur den Beweis unvergessener Waffenbrüderschaft zweier Völker, die einander hochschätzen und die gemeinsamer Leistungen im Weltkriege gedenken, aber auch vom Gefühle tiefer Verbundenheit durchdrungen sind, das schwere Los harter Jahre aus eigener Kraft zu wenden. Denn auch wir schätzen am bulgarischen Volke die unerschütterliche Zähigkeit, das Vertrauen auf eine aus Arbeit und Entbehrung neugeschaffene Zukunft, und wir wissen, daß diese Zukunft sich ihm auch erfüllen wird. Wenn das bulgarische Volk, eingeengt und der unerläßlichen Hilfsmittel zur Vollendung seines Wiederaufstieges beraubt, nun die Brücke zum deutschen Großvolke geschlagen hat, so wird es mit dieser neugefestigten Freundschaft nur die Festigung seiner eignen gesunden Kräfte fördern. Es gilt gerade für uns Deutsche, die bodengewachsenen Formen dieses Bauernvolkes kennen zu lernen und ihre tiefen inneren Beziehungen zur nationalsozialistischen Auffassung des Volkstums herauszuarbeiten, um auf dieser Linie echter Gleichberechtigung die Verständigung von Volkstum zu Volkstum zu vertiefen.

Nicht anders stehen wir auch dem rumänischen Volke gegenüber, das viel schwerer noch als die übrigen Völker des Südostens den zersetzenden Einflüssen fremden Geistes und der Ausbeutung ausgesetzt war. Auch hier erweist sich der Weg klar vorgezeichnet, nachdem man mit dem jüdisch-freimaurerischen Regime gebrochen hatte und sich nun zu Ruhe und Ordnung als Voraussetzungen des Neuaufbaues bekannt hat. Mag die innere Lage aller Völker des Südostens auch heute noch spannungsreich sein, vielfache Probleme ungelöst zeigen und der politische Alltag eine völlig klare, einheitliche Linie noch nicht ermöglichen, die großen Fragen der sozialen Ordnung, der Sicherung der Lebensrechte aller ihrer Glieder und der notwendigen, festen, dauerhaften Verbindung zum Kernraum des Erdteiles, aus der sie niemals mehr durch raumfremde Mächte herausgebrochen werden können, sind die Grundpfeiler, auf die sich das künftige völkische Leben in diesem Raume — unabhängig von der Eigenart staatlicher Entwicklungen — aufbauen muß.

In diesem Sinne weckte auch der Entschluß der Regierung Zwetkowitsch, durch ihren Beitritt zur Achse den Willen des südslawischen Volkes zum Ausdruck zu bringen, die verbrecherische Politik Englands endgültig auszuschalten und an der Seite der „jungen Völker" an den großen Ideen des Neuaufbaues Europas teilzunehmen, warmes und aufrichtiges Echo im deutschen Volke aus. Wir können nur wünschen, daß nicht Elemente, die aus dem Chaos Gewinn zu ziehen versuchen, diese Entwicklung stören und damit unabsehbare Folgen für die weitere Gestaltung heraufbeschwören. Tiefer als bei allen übrigen Völkern des Südostens drückt auf das südslawische Volk heute noch die Last jahrhundertelanger Fremdherrschaft, die ihm seine besten Kräfte nicht nur in blutigen Kämpfen, sondern mehr noch im viel gefährlicheren Ringen um die Seele — durch Entvolkung — zu rauben suchte oder über die Gegensätze religiöser Bekenntnisse zu erbittertsten Gegnern machte. Diese jahrhunderte-

lange Selbstzerfleischung der südslawischen Stämme zum Nutzen seiner Beherrscher ist selbst in unseren Tagen — in der Form tiefgreifender, kultureller Spannungen zwischen den Stämmen — nicht völlig überwunden. Die Bejahung des Volkstums als Träger staatlichen Lebens muß — angesichts der Fülle gesunder Kräfte, die nun zur Entfaltung drängen — den Ausgleich bringen. Es wird zu den großen Aufgaben der Gestalter der künftigen Lebensformen des südslawischen Volkes gehören, mit der Lösung der sozialen Fragen die tiefverwurzelten Ideen der Gemeinschaft, wie sie im deutschen Volke durch die Erneuerung bereits Wirklichkeit geworden sind, nicht nur zu wahren, sondern weiter zu entfalten. Hier, auf dieser Linie, offenbart sich für alle Völker des Südostens die enge, durch die Geschichte geschaffene Bindung mit dem deutschen Geiste und der von ihm getragenen völkischen Idee:

Denn das deutsche Volk hat als vollgültiger Partner in diesem Raume durch tausendjährige Leistung, durch Ströme von Schweiß und Blut Lebensrecht erworben. Alle Versuche vergangener Jahrhunderte, sei es aus dem Kulturkreise von Byzanz, sei es aus den Weiten Asiens her ein Tor gegen Mitteleuropa aufzubrechen und vom Raume der unteren Donau, dem Karpatenbogen und der Balkanhalbinsel als Vorland Besitz zu nehmen, sind, wie uns die Geschichte zeigt, für die Dauer als unorganisch gescheitert. Deutsche Kraft und deutscher Wille haben aus der Mitte des Erdteiles heraus stets die Einzelkämpfe der Kleinvölker dieses Raumes zu decken gesucht oder, wenn ihre Kraft zu erlahmen drohte, ihnen entscheidende Hilfe zugewandt. Diese geschichtlichen Vorgänge treten uns auch jetzt wieder vor Augen, wenn es gilt, diesen Raum endgültig von der raum- und wesensfremden Herrschaft Englands freizumachen. Erst wenn dies zur Gänze geschehen ist, kann der Aufbau ungehindert einsetzen. Unsere deutschen Volksgruppen werden dabei eine besonders wichtige Rolle zu übernehmen haben. Sie sehen in den von ihren Vorfahren durch Pflug und Schwert gesicherten Räumen ihre Heimat. Sie haben durch ihre Leistung an dieser Heimat unwiderlegliches Recht erworben. Sie wollen aber auch ihre Aufgabe weiter erfüllen, auch dort, wo ihnen in Zeiten fehlgeleiteter Haltung seitens dieser Staatsvölker schweres Unrecht zugefügt wurde und man ihre Rechte mit allen Mitteln zu verkürzen suchte. Die Zeiten solcher kurzsichtiger Verfolgungen müssen für immer vorbei sein, seit jeder Deutsche weiß, daß hinter ihm, wo immer er auch in der Welt leben mag, das ganze deutsche Volk steht. Auf dieser Grundlage der gegenseitigen Achtung und des Willens zur Zusammenarbeit, die wir durch die Anerkennung der deutschen Volksgruppen in ihrer Rechtsstellung in den Staaten Südosteuropas und im aufrichtigen Bekenntnis zum Grundsatz freier Volkstumsentfaltung gegeben sehen, wird sich die künftige Entwicklung fruchtbar vollziehen.

Felix Kraus

Die Karpaten in der deutschen Volksgeschichte

Die madjarische Kulturpropaganda, durch die seit Jahrzehnten der deutschen Öffentlichkeit eine sehr einseitige Vorstellung von Völkern und Staaten des europäischen Südostens vermittelt wurde, hatte zur Folge, daß die deutsche Leistung in diesen Landschaften in unserem heutigen Geschichtsbilde einen viel zu kleinen und unbedeutenden Platz einnimmt. Aber auch die deutsche Geschichtsforschung hatte im allgemeinen bis zum Weltkriege aus rein dynastisch-politischer Blickschau heraus den volkspolitischen Vorgängen im südöstlichen Mitteleuropa nur wenig Aufmerksamkeit zugewendet. So war das Allgemeinwissen unseres Volkes in diesen Fragen recht mangelhaft und hat vielfach zur Unterschätzung verleitet.

In welch großem Ausmaße durch Jahrhunderte germanische Völkerstämme das Land im

Donaubogen, die Westkarpaten oder Siebenbürgen besiedelt haben, bevor sie im Zuge der Völkerwanderung sich nach dem Süden Europas gewendet haben, ist nur wenig bekannt. Ebenso fehlt in unserem Geschichtsbilde oftmals die Vorstellung, daß das Reich der Karlinger mit seinen über das Drau-Donauland sich hin erstreckenden Marken erst im heutigen Syrmien, an der Fruška Gora, dem Frankengebirge der damaligen Zeit, sein Ende fand und dort an das Byzantinische Reich grenzte; daß sich hier also eine äußerst bedeutende Wachstumsspitze abendländischer Kultur weit nach dem Südosten hinein vorbaute. Auch nach der Einrichtung der arpadischen Herrschaft im pannonischen Kernraum ist der deutsche Einwandererstrom in diese Landschaften nicht abgerissen. Es erscheint daher notwendig, immer wieder festzustellen, daß die Landschaften an der mittleren Donau und in den Karpatenbergen schon dem mittelalterlichen deutschen Lebensraum angehörten, wenn auch die rein rechtliche Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche nicht auf die Dauer erreicht wurde. Besonders nach den Türkenkriegen aber, als ein deutsches Reichsheer mit Soldaten aus allen deutschen Stämmen den Hauptanteil an der Wiedereroberung Ungarns hatte, bringt die Zugehörigkeit dieser Gebiete zur Habsburger-Monarchie von neuem eine enge Bindung an das deutsche Mitteleuropa. Ein gewaltiger neuer Strom deutschen Blutes hat sich im 18. Jahrhundert nach dem Südosten gewendet und die großen deutschen Siedlungsgebiete aufgebaut, die auch heute noch das Kernland der deutschen Kulturlandschaft des südöstlichen Mitteleuropas darstellen. Erst die im vorigen Jahrhundert in verstärktem Ausmaße gegen das Deutschtum einsetzende madjarische Widerstandsbewegung hat sich, ähnlich wie im polnischen Raume, der natürlichen Ausbreitung deutschen Einflusses entgegenzusetzen versucht. Im Jahre 1867 sah das Haus Habsburg, schon vielfach geschwächt und stark beeinflußt vom ungarischen Hochadel, in dem bekannten „Ausgleich" mit Ungarn den einzigen Ausweg. Dieser verhängnisvolle Schritt lähmte nicht nur den Gesamtstaat, sondern bereitete auch dem weiteren natürlichen Fortwirken deutscher Geltung in einem großen Teile des Karpatenraumes für lange Zeit ein Ende. Damals ist erstmalig die Vormachtstellung einer zahlenmäßigen Minderheit innerhalb des ungarischen Staates, der Madjaren, über die Mehrheit andersvölkischer Gruppen gesichert worden. Der nur noch in seinen äußeren Belangen mit Wien verbundene ungarische Staat konnte nun mit den schärfsten Mitteln den Kampf gegen alles Nichtmadjarische und vor allem alles Deutsche in diesem Raume beginnen. Man verstand es auf madjarischer Seite, die staatlichen Interessen bei dieser Auseinandersetzung zwischen dem habsburgischen Herrscherhaus und dem Madjarentum herauszustellen, und damit gelang es, die Tatsache, daß wesentliche deutsche Volksbelange innerhalb des deutschen Lebensraumes zur Entscheidung standen, mit dem Scheine innerstaatlicher Vorgänge zu verschleiern. Die Folge war, daß der damals vom ungarländischen Deutschtum geführte Kampf um seine Lebensrechte nicht zu einer Sache des ganzen deutschen Volkes werden konnte. Unserer Zeit ist endlich wieder der klare Blick für volksgeschichtliche Vorgänge gegeben. Daher gehört es zu den vordringlichsten Aufgaben, den volksgeschichtlichen Ablauf im südöstlichen Mitteleuropa mit in das deutsche Geschichtsbild einzuordnen und so den uns überkommenen, beengten historischen Gesichtskreis endgültig zu überwinden: und gerade dies zu einem Zeitpunkte deutscher Volksgeschichte, wo in einem gewaltigen Umbruche eine neue deutsche Reichs- und Rechtsgestaltung auf europäischem Boden einsetzt.

Wir sind allzulange gewohnt, als den großen Dreiklang deutschen Lebensraumes die Alpen, die mitteldeutschen Gebirgslandschaften mit ihren zahlreichen Senken und Becken und endlich die weite Norddeutsche Tiefebene von der Nordsee bis an die Memel anzusehen. Allerdings hat sich in diesem Raume vorzugsweise das deutsche geschichtliche Leben entwickelt. Genauere volksgeschichtliche Betrachtung zeigt aber, in welch bedeutendem Maße auch über diesen engeren deutschen Lebensraum hinaus noch andere Landschaften Europas in entscheidend gestaltender Weise als Wirkraum deutscher Volksgeschichte anzu-

sehen sind, mögen sie auch nicht — oder nur für kürzere Zeit — im engeren politischen Kraftfeld des Reiches gelegen haben. Zu diesen Landschaften gehört unzweifelhaft das Gebiet der Karpaten, die in einem weiten Bogen im Anschluß an die nordöstlichen Alpen den Südosten Mitteleuropas durchziehen.

Der Gebirgsraum der Karpaten war seinem ganzen natürlichen Aufbau nach nicht überall in gleicher Weise als Siedlungsraum geeignet. Die breiten Flußtäler und kleinen Beckenlandschaften der Westkarpaten ergaben die Möglichkeit, schon frühzeitig einzelne Siedlungskerne innerhalb des Gebirgsraumes entstehen zu lassen. Im Gegensatz dazu war der wohl einfach gegliederte, aber schlecht durchgängige nordostkarpatische Anteil bis spät ins Mittelalter nur sehr wenig besiedelt. Die ausgedehnten Beckenlandschaften im Osten und Süden der Karpaten ergaben hinwiederum die Möglichkeit einer stärkeren siedlungsmäßigen Durchdringung, so daß uns aus diesem Raum schon an vielen Stellen eine sehr frühe Besiedlung überliefert ist. Ebenso wie im Bereich der Alpen, finden wir daher in den Karpaten stets eine starke Beziehung zwischen den Randlandschaften des Gebirges und den einzelnen Siedlungsräumen innerhalb desselben. Die Besiedlung erfolgte daher auch meistens aus den Randlandschaften hinein in das Gebirgsland, und nur selten können wir von einer Übersiedlung größerer Menschengruppen innerhalb des Gebirges selbst sprechen. Ebenso ist es eine Folge dieser Landschaftsgestaltung, daß die Karpaten auch nicht einheitlich besiedelt worden sind. Dies vor allem im Gegensatz zu den Alpen, wo wir im allgemeinen eine Besiedlung des Gebirges in der Richtung normal zur Hauptstreichungsrichtung feststellen können. In den Karpaten vollzieht sich diese Erschließung des Gebirgsraumes weitaus uneinheitlicher. Die wenig gegliederten Hochflächen großer Teile der Karpaten ermöglichen sogar für einzelne — wenn auch nicht umfangreiche — Menschengruppen eine Höhenwanderung im Streichen des Gebirges, und auch die ausgedehnten Beckenlandschaften der Ostkarpaten sind an einzelnen Stellen durch einen konzentrischen Siedlungsvorstoß auf einzelne bisher siedlungslose Gebirgsinseln erschlossen worden.

Die Lage des karpatischen Gebirgsraumes innerhalb Europas abseits der wichtigsten politischen Kraftfelder hat dazu geführt, daß dieses Gebirge in seiner Bedeutung innerhalb des Erdteiles nicht so in Erscheinung trat wie etwa die Alpen, die als große Sperre zwischen dem mitteleuropäischen und dem Mittelmeerraum wirkten und daher früh zur Bildung von brauchbaren Durchgangsstraßen zwangen. Nichtsdestoweniger ist im Laufe des letzten Jahrtausends europäischer Geschichte auch der Karpatenraum im engeren Sinne oftmals von nicht unwesentlicher politischer Bedeutung gewesen. Ein bedeutendes Stück deutscher Geschichte hat sich hier abgespielt.

Schon in der germanischen Frühzeit unseres Volkes dringen eine Reihe von Stämmen auf ihren Wanderungen in den Raum der Karpaten ein, einzelne von ihnen bauen sogar ihre Reiche hier auf und haben wesentlich auf die Gestaltung dieses Lebensraumes Einfluß genommen (Wege- und Burgbauten auch innerhalb des Gebirges). In der großgermanischen Zeit, etwa vom 3. bis zum beginnenden 6. Jahrhundert, ist der größte Teil des karpatischen Gebirgsraumes, soweit er damals überhaupt schon für die menschliche Siedlung erschlossen war, germanischer Volksboden, und nur in kleineren Abschnitten der Ostkarpaten ist auch noch eine dako-illyrische Bevölkerungsschicht vorhanden. In westkarpatischen Becken- und Talgauen siedeln die Quaden, die durch mehrere Jahrhunderte hier und im benachbarten Mähren ein mächtiges Reich aufbauen. Im oberen Waaggebiet finden wir zur selben Zeit die Sidonen, später an der Nordabdachung des Gebirges die vandalischen Silinger. Im Bereich der Waldkarpaten, zu beiden Seiten des Gebirges, später den ostgermanischen Stamm der Bastarnen. Die Silinger stoßen seit 171 nach der Zeitwende in das Gebiet der oberen Theiß vor und halten sich dort bis zum 5. Jahrhundert auf. Um das 5. Jahrhundert taucht auch in diesen nordkarpatischen Gebieten der östliche Zweig der Heruler auf, der erst 505 dem Ansturm der Langobarden erliegt. Der Osten des karpatischen Berglandes ist in diesen Jahrhunderten Wohngebiet ostgermanischer Völker, vor allem der Goten und der

Gepiden. Die Goten wenden sich später nach Süden und Westen, die Gepiden erliegen im 6. Jahrhundert dem Ansturm der aus dem Westen kommenden langobardischen Germanen.

In diesem ersten halben Jahrtausend nach der Zeitwende ist also das karpatische Gebirge vorzugsweise in der Hand germanischer Völker. Die meisten unter ihnen sind später wieder abgezogen, aber gewiß nicht, ohne germanische Volkstumsreste in diesem Raume zurückzulassen. Wieviel von diesem germanischen Volkstum auch heute noch in den nachrückenden Völkern, vor allem den Slawen, Dakoromanen und vielleicht auch den siebenbürgischen Szeklern erhalten geblieben ist, kann heute wohl nicht mehr eindeutig angegeben werden. Ein Teil dieser germanischen Volkssplitter war gewiß noch zur Zeit der Einwanderung der Slawen, beziehungsweise der Madjaren im Land. In den letzten Jahren stand gerade diese Frage oftmals zur Diskussion, wenn auch, wie zum Beispiel über das alte gepidische Erbe der Szekler, bis heute noch keine eindeutige Meinung feststellbar ist.

Die neue Epoche germanischen Vorstoßes nach dem europäischen Osten bringt am Ende des ersten Jahrtausends auch wieder den karpatischen Gebirgsraum in das Blickfeld des schon unter fränkischer Vorherrschaft geeinten deutschen Volkes. Im Kampf mit den Awaren dringt ein deutsches Reichsheer tief in den pannonischen Raum ein. Im Vorfeld der ersten Ostmark wird das Volksgebiet slawischer Siedlergruppen unter deren Stammesfürsten in die Reihe der Schutzstaaten und Marken des Fränkischen Reiches einbezogen. Damit kommt auch ein Teil des Karpatengebietes in den Herrschaftsraum des Reiches. Auch die deutsche Kirchenorganisation wird von Salzburg aus nach Osten hin vorgetrieben. Im Herrschaftsmittelpunkt des slawischen Fürsten Priwina in Neutra, am Außenrand der Westkarpaten, baut ein deutscher Bischof, Wiching, diese auf.

Eine stärkere Berührung tritt erst im Zuge der neuen deutschen Ostsiedlung des Hochmittelalters, nach Einrichtung des ungarischen und polnischen Staates, ein. Am Ende des Mittelalters folgt dann auch das moldauische und walachische Fürstentum nach. Es ginge über den Rahmen dieser Untersuchung hinaus, wollten wir nun jede einzelne deutsche Siedlung innerhalb des karpatischen Gebirgsraumes hier aufzählen und ihre Bedeutung innerhalb des Gesamtwertes der Erschließung der Karpaten würdigen. Es sei daher hier nur in groben Zügen aufgezeigt, wie seit den Tagen der Jahrtausendwende, gewiß oftmals durch Rückschläge unterbrochen, das Deutschtum auch die Karpaten ebenso wie den mitteldeutschen Gebirgsraum und die Alpen in seinen Lebensraum einbezogen hat.

Es sind im wesentlichen drei verschiedene Gründe, die deutsche Menschen in diese Landschaft hereinführten. Zahlreiche Siedler werden von ungarischen und polnischen Königen mit der ausdrücklichen Aufgabe, als Grenzschutz zu dienen, an besonders gefährdeten Grenzabschnitten angesiedelt. Auch die Berufung des Deutschen Ritterordens in das südöstliche Karpatenland im Gebiet der wichtigen Karpatenpässe (Predeal-, Törzburger, Altschanz- und Bozauer Paß) ist aus diesem Grunde erfolgt. Fast alle wichtigen Übergänge über das Gebirge sind in jenen Jahrhunderten zu beiden Seiten der Karpaten durch deutsche Siedlungen gedeckt gewesen. Mit diesen deutschen Ansiedlungen in der Zips, im oberen Theißgebiet, an der Krasna, Samosch und im Burzenland, ebenso wie an der Marosch und in der Hermannstädter Ebene sind vielfach die ersten dauernden Ansiedlungen dieses Raumes erfolgt, die ihre Kontinuität bis auf den heutigen Tag behaupten konnten. In ähnlicher Weise ist auch am Nordkarpatenrand, teilweise schon im Gebirge selbst, im Grenzgebiet zwischen Polen und Rotreußen, ein ebensolcher deutscher Schutzwall aufgebaut worden.

Eine zweite Gruppe von deutschen Ansiedlern wird von den einzelnen Territorialherren als Träger bestimmter Fertigkeiten und Kenntnisse ins Land gerufen und ebenso wie die als Grenzschutz angesetzten Kolonisten zu einem großen Teil in den Karpaten angesiedelt. Es sind vor allem Bergleute, die in großer Anzahl ins Land kommen und weite Teile des bisher unbesiedelten Gebirgsraumes damals für die Kultur erschlossen haben. Dies zur selben Zeit, als auch im mitteldeutschen Raum, etwa im Erzgebirge, weit über die bisher

besiedelte Fläche hinaus, Land in den menschlichen Lebensraum einbezogen wird. In jener Zeit sind innerhalb der Karpaten große unbesiedelte Flächen zwischen einzelnen kleinen slawischen und rumänischen Siedlungsinseln erschlossen worden und haben viel zur Erhöhung der Durchgängigkeit des Gebirges beigetragen. Es gibt wohl keine einzige Gebirgsgruppe in den Westkarpaten, die nicht von dieser deutschen Siedlungsbewegung erfaßt wurde. Aber auch im Osten sind zahlreiche dieser Bergbausiedlungen entstanden. Heute noch erinnern neben zahlreichen deutschen Orts- und Flurnamen auch solche, die ins Slawische umgeformt wurden, an diese Siedlungsleistung. Ein Zentrum dieser deutschen Bergbausiedlung lag um Kremnitz, Deutsch-Proben, im Göllnitztal und um Dobschau. Weiter im Osten haben deutsche Bergleute im Gutin- und Laposchgebirge um Neu- und Mittelstadt ihre Betriebe angelegt, sind in das obere Samoschtal vorgedrungen und haben vor allem im Siebenbürgischen Erzgebirge mit seinen reichen Goldgruben eine Reihe von Siedlungen begründet (Groß-Schlatten, Offenburg, Torotzko u. a.). Auch hier sind manche Teile des Gebirgslandes erstmalig durch Deutsche erschlossen worden.

Eine weitere Gruppe umfaßt die deutschen Siedler, die im Zuge der großen ostmitteldeutschen Wanderung des Hochmittelalters in den Karpatenraum vordringen. Als eine am weitest nach Osten vorgeschobene Gruppe schlesischer Waldhufensiedlungen, die zu jener Zeit auch den sudetischen Gebirgsraum erschließen, sind die schlesischen Dörfer in den Westkarpaten anzusehen. Damals entstanden die zahlreichen „Hau"orte sowohl im westgalizischen Raum wie auch im Gebiet der Mittelslowakei sowie südlich des Duklapasses im Ondawa- und Latorzagebiet. In breiter Front wird hier ein ausgedehnter Landschaftsraum durch deutsche Siedler oder durch deutsche Rechts- und Flurformen, auch mit slawischen Siedlern, erschlossen. In die Zeit dieses großen hochmittelalterlichen Vorstoßes fällt auch der Höhepunkt deutscher städtischer Siedlungsgestaltung im Karpatenraum. Es entstehen die zahlreichen deutschen Städte, vornehmlich an den großen Handelsstraßen, die sich entweder am Rande des Gebirges oder durch das Gebirge hindurchziehen. Besonders die alte Handelsstraße am Nordrand der Karpaten und in der Moldau wird von einer deutschen Städtereihe begleitet (Krakau, Tarne, Reichshof, Peremissel, Lemberg, Sutschau, Moldenmarkt-Donaumündung). Ebenso überschreitet eine wichtige schlesische Handelsstraße, von Teschen oder Krakau ausgehend, an mehreren Stellen die Westkarpaten, an ihr blühen ebenfalls zahlreiche deutsche Städte empor, wie zum Beispiel Sillein, Rosenberg, Neusohl oder Neusandez, die Zipser Städte oder noch weiter im Osten Bartfeld, Preschau und die deutsche Karpatenrandstadt Kaschau. Noch weiter im Osten ist schon früh die deutsche Stadt Sächsisch-Bereg bekannt. In Siebenbürgen besitzt Bistritz an der Paßstraße in die Moldau ebenfalls eine wichtige Funktion im Handel der damaligen Zeit. Dasselbe gilt von Klausenburg am alten Königsteig über das westsiebenbürgische Bergland und von Kronstadt und Hermannstadt, den letzten deutschen Städten am Innenrand der Südkarpaten auf den Handelsstraßen nach dem Orient. Diese deutschen Städte konnten schon im Hochmittelalter geistig und materiell mit den Städten im binnendeutschen Raum jederzeit in Wettbewerb treten.

Zu beiden Seiten der Westkarpaten hat sich wohl im Hochmittelalter in breitester Front eine fast zusammenhängende deutsche Volks- und Kulturlandschaft entwickelt, die vielfach erst durch die politische Entwicklung der frühen Neuzeit wieder in einzeln isolierte Inseln aufgelöst wurde und den starken, siedlungsmäßigen Zusammenhang mit dem Mutterlande verlor. Auch zu beiden Seiten der Karpaten befand sich zwischen diesen Siedlungsgebieten in jener Zeit kaum ein größeres Stück fremden Volksbodens. Zwischen den westgalizischen Deutschtumssiedlungen in den Karpaten, mit ihren alten Mittelpunkten Jessel (Jaslo) und Krossen (Krosno), und dem südlich des Hauptkammes gelegenen deutschen Siedlungsgebieten des Scharoscher Gaues, mit seinen bekannten Vororten Bartfeld, Stropko und Preschau, war in jener Zeit ein fast siedlungsleerer Raum. So verband diese alten Siedlungsgebiete in den Karpaten noch im 17. Jahrhundert die „Via Germanica". Ihr Name bestand durchaus zu Recht, da durch sie fast ausschließlich deutsche Landschaften miteinander verbunden

wurden. Erst im 16. Jahrhundert hat die fortschreitende ruthenisch-walachische Gebirgssiedlung einen Keil zwischen die zwei deutschbesiedelten Gebiete getrieben. Die fortschreitende Entdeutschung des westgalizischen Landes, ebenso wie die der ostslowakischen deutschen Gemeinden, hat diesen Paßwegen ihre Bedeutung genommen. Dazu kam in jener Zeit die wirtschaftliche Umorientierung Europas, die das Interesse an den Ostwegen schwinden ließ.

Von gewaltigem Einfluß auf die Stellung der deutschen Siedlung im engeren Karpatenraum ist endlich der große Vormarsch der Türken im 17. und 18 Jahrhundert gewesen, der weite Teile auch des Gebirgslandes für längere Zeit dem deutschen Einfluß entzog und viele blühende Siedlungen veröden ließ. Auch der Zusammenhang mit dem deutschen Mutterland und der durch Jahrhunderte wirksame Menschennachschub in die Ostgebiete wurde damit unmöglich gemacht, zum mindesten aber sehr erschwert. Besonders die weitabgelegenen Orte in den Ost- und Südkarpaten litten darunter. Die deutschen Städte am Außensaum des Bergwalles, in der Moldau zum Beispiel, gingen damals zur Gänze verloren. Die großen Bevölkerungsbewegungen, die durch die türkische Invasion ausgelöst wurden, haben das Bevölkerungsbild der einzelnen Städte weitgehend beeinflußt. Ein Teil der Deutschen verließ die gefährdeten Grenzgebiete, andere wurden im Kampf mit den Türken getötet oder gefangen weggeführt, fast alle Städte aber durch madjarische und slawische Flüchtlinge überfremdet. Darin lag eine entscheidende Wendung.

Erst nach den Türkenkriegen, im Zuge der neuzeitlichen deutschen Ostsiedlung, ist wieder deutsches Volkstum in größeren Verbänden auch in den unmittelbaren Gebirgsraum der Karpaten vorgestoßen und hat die Siedlungstätigkeit des Mittelalters, allerdings unter anderen, jetzt wesentlich erschwerten Bedingungen, wiederaufgenommen. Es sind dadurch nur kleinere, bisher unbesiedelte Gebiete im Gebirge neu erschlossen worden. Trotzdem bedeutet aber für die im allgemeinen siedlungsarmen Karpaten dieser deutsche Zuschub des 18. und vornehmlich des 19. Jahrhunderts doch auch eine wesentliche Ausweitung des menschlichen Siedlungsraumes. Groß ist die Zahl der gewerblichen Siedlungen, die in jener Zeit im Gebirge entstehen. Glashütten, kleine Eisenwerke, Bergbaubetriebe, daneben aber auch zahlreiche Holzhauersiedlungen entstehen. Nur in den günstigsten Lagen am Außensaum baut man auch landwirtschaftliche Siedlungskolonien auf. Besonders das Gebiet der Waldkarpaten erhält damals durch die deutsche Siedlertätigkeit eine ganze Reihe deutscher Gemeinden, die sich in ihrer mitteleuropäischen kulturellen Höhe deutlich von den Siedlungen der teilweise noch halbnomadischen Ukrainer und Rumänen abheben. Zu beiden Seiten des Gebirges sind es vor allem Böhmerwäldler, aber auch Leute aus dem Salzkammergut, daneben Zipser und nur vereinzelt Menschen anderer deutscher Landschaften, die sich damals in dieses, bisher nur sehr wenig erschlossene Gebirge vorwagten. Auch im Banater Bergland finden wir derartige deutsche Waldarbeitersiedlungen aus jener Zeit. Selbst in dem dichtbesiedelten und zu dieser Zeit schon weitgehend erschlossenen westkarpatischen Bergland kommt es stellenweise zu einer kleinen Ausweitung des deutschen Siedlungsraumes. Ein Teil dieser neuzeitlichen deutschen Siedlungen (Ostgalizien, Bukowina) ist nun im Zuge der großen Umsiedlungsaktion wieder aufgegeben worden. Die Erschließung des Gebirgsraumes der nordöstlichen Karpaten bleibt aber trotzdem eine deutsche Leistung, wenn vielleicht auch in nächster Zukunft in die nun verlassenen deutschen Waldarbeitersiedlungen keine Nachfolger einziehen werden, die an diese Kulturarbeit anknüpfen können.

Aber auch über die engere Siedlungsleistung hinaus sind die Karpaten oftmals in der deutschen Geschichte ein recht entscheidungsvoller Raum gewesen. Deutsche Reichsheere haben sie durchzogen und seit den Tagen des frühen Mittelalters hat der deutsche Soldat diesen Gebirgswall oftmals gegen Feinde verteidigt. Es sei nur an die großen Karpatenkämpfe des Weltkrieges erinnert. Die Schlachten am Beginne des Polenkrieges von 1939, als die deutsche Wehrmacht über diesen alten deutschen Siedlungsraum der Westkarpaten in die weiten polnischen Ebenen vorstieß, ist noch lebhaft in unserem Gedächtnis.

Der Kamm der Karpaten hat viele politische Grenzen getragen. Die alte deutsche Reichsgrenze lag nur auf einem relativ kleinen Abschnitt in den Karpaten (in den Weißen Karpaten und in den Westbeskiden). Später wurden die Karpaten das Grenzgebirge des ungarischen Staates, und nach 1918 hat der Karpatenkamm nur in seinem Nordabschnitt, vom Jablunkapaß bis zum Tatarenpaß etwa, eine politische Grenze, die zwischen der Tschecho-Slowakei und Polen, getragen. Heute hat sich dieses Bild im einzelnen wieder verschoben. Die alte deutsche Reichsgrenze in den Karpaten ist wieder zur Grenze des Großdeutschen Reiches geworden, die sich nun auch an der Preßburger Donaupforte, im Gebiet des Thebener Kogels, auf das Karpatengebiet erstreckt. Darüber hinaus zieht heute die Reichsgrenze am Kamm der westlichen Karpaten bis an die Sanquellen beim Utschoker Paß und trennt hier das Nebenland des Reiches von der Slowakei. Damit ist der größte Teil der nördlichen Karpatenberge heute innerhalb des deutschen Reichsgebietes. Das Reich hat somit politisch eine Stellung bezogen, die schon einmal im hohen Mittelalter vom deutschen Volkstum siedlungsmäßig errungen gewesen ist, die aber damals politisch nicht gesichert werden konnte. Darüber hinaus gehört aber heute mit Ausnahme der Nordabdachung der Waldkarpaten, die 1939 beziehungsweise 1940 der Sowjetunion eingegliedert wurden, das Gebirge zur Gänze in den deutschen Lebensraum Mitteleuropas. Völker und Staaten, die heute noch am karpatischen Gebirgsraum Anteil haben, ordneten sich aus freien Stücken der Führung des Deutschtums in diesen Gebieten unter. Heute stehen wieder deutsche Truppen an vielen Stellen innerhalb des karpatischen Gebirgsraumes und sind die Garanten der neuen und in ihren Grundlinien in diesen Gebieten doch so alten Lebensordnung eines deutschen Mitteleuropas.

Siebenbürgische Debatte

Siebenbürgen galt in der öffentlichen Meinung Vorweltkriegsungarns als die „Hochburg des Madjarentums". Sein Verlust nach dem Zusammenbruche des Staates im Jahre 1918 weckte daher im Madjarentum in ganz besonderem Maße die Vorstellung der „blutenden Wunden" und wob in den zwanzig Jahren seither einen glänzenden Glorienschein um alle Fragen, die mit diesem Lande zusammenhängen. Danach erklärt es sich auch, daß in den vergangenen Jahren die Auseinandersetzung mit Rumänien besonders scharf, ja meist sogar recht hitzig geführt wurde, um so mehr, als man in Ungarn fühlte, welch geschickten Propagandisten man dort gegenüberstehe, die auch ihrerseits ihre Ansprüche sehr wohl zu verteidigen wußten. Alle diese Gründe wirkten zusammen, um das Schrifttum Ungarns in der Siebenbürgenfrage in den letzten zwanzig Jahren mit dem Gedanken der „Revision" zu durchdringen, gleichgültig, ob es sich dabei um die Polemik gegen die rumänische Geschichts- oder statistische Wissenschaft handelte, den Streit über die Unterdrückung der madjarischen Minderheit oder die Frage der Szekler, dieses im Vorkriegsungarn kaum beachteten Volksstammes, dessen urmadjarische Züge erst im Laufe der Zeit herausgearbeitet wurden.

Daneben suchte ein kleinerer Teil der Aufsätze, in der Hauptsache Arbeiten des Fünfkirchener Minderheiteninstituts, aber auch Veröffentlichungen in der Tageszeitung „Magyar Nemzet", Erkenntnisse über die geistigen Strömungen in der madjarischen Minderheit Siebenbürgens zu gewinnen. Hier fanden die „Jungen Siebenbürgens" (Erdélyi fiatalok), die sich vor allem um einen madjarischen Sozialismus bemühten, ein Echo. Hier wurde die aufblühende volkswissenschaftliche Arbeit beobachtet und das Ringen zwischen der alten Madjarischen Partei und der jungen madjarischen Volksgemeinschaft verfolgt.



Ein flüchtiger Überblick über die Erscheinungen des letzten halben Jahres zeigt, daß das revisionistische Schrifttum trotz der staatlichen Wiedervereinigung mit einem Teile des Landes noch immer sehr ausgedehnt ist, ja eine der ersten, bedeutenderen Erscheinungen, „Das ethnographische Bild Siebenbürgens" (Erdély neprajzi kepe) von Alajos Kovacs, durch welches das madjarische Nationalbiologische Institut in Budapest „seiner Freude über die Rückkehr Siebenbürgens Ausdruck gibt", stößt lebhaft vor im Sinne der nationalistischen Auffassung. Das vom 12. September 1940 — also zwei Wochen nach dem Wiener Schiedsspruche — datierte Vorwort betont, es seien natürlich die Daten des ganzen historischen Siebenbürgen bearbeitet worden, mit dem Ziele, die rumänischen Angaben richtigzustellen. Zum Schlusse wird auf die bekannte Forderung nach dem immer wachen „Gedanken an das zwanzig Millionen umfassende, expansive Madjarentum" hingewiesen und damit die geistige Stellung in dieser Frage neuerlich bezogen. In der Arbeit selbst wird noch einmal rückblickend die statistische Fehde der letzten Jahre aufgerollt. Die Kernpunkte liegen in dem Versuche der Entkräftung der rumänischen Volkszählung. Demgegenüber erscheinen nochmals alle Argumente für die Vorherrschaft der Madjaren in Siebenbürgen zusammengetragen. Es ist für uns nicht uninteressant, hier von der madjarischen Wissenschaft die Auffassung vertreten zu sehen, daß die „in politischer Hinsicht immer auf seiten des Madjarentums stehenden Deutschen" ohne weiteres herangezogen werden, um die Verhältniszahl der Madjaren zu erhöhen.

Eindeutig spricht der im Oktoberheft 1940 des „Magyar Szemle" erschienene Aufsatz von Béla Bulla „Der neue Gebietszuwachs" (Az új országgyarapodás) die Meinung aus, lediglich wirtschaftliche und Machtgründe würden vorläufig den völligen Anschluß Siebenbürgens verhindern. Die Wiener Schiedssprüche hätten aber eindeutig dokumentiert, „daß der führende Staat des mittleren Donaubeckens Ungarn ist, daß die hier lebenden Völker nur unter madjarischer Führung einer erfolgreichen Zukunft entgegengehen können". Weiterhin wendet sich der Artikel gegen das Publikum, das aus Bequemlichkeit von der Rückkehr Siebenbürgens wie seinerzeit von der Rückkehr des Oberlandes spreche, ohne zu bedenken, daß ja nur Teilgebiete zurückgekehrt seien. Tatsächlich hat sich seitdem die Bezeichnung „Nordsiebenbürgen" oder „die siebenbürgischen Teile" eingebürgert, wie ja auch Ungarn noch immer als das „größere Rumpfungarn" bezeichnet wird. In anderen Aufsätzen werden weiterhin diese schon sattsam bekannten Themen behandelt: „Die Einwanderung der Walachen" (Domokos Kosáry in „Magyar Szemle", Oktober 1940), „Ungarn, die Wiege der rumänischen Kultur" (Josef Pusztai-Popovits in „Magyar út" vom 10. Oktober 1940), „Die rumänische Veränderung" (Zsombor Szász in „Magyar Szemle", Jänner 1941), eine Studie, die sich in sehr kritischer Weise mit der rumänischen Verfassungsgeschichte beschäftigt, „Die Nationalitätenkarte des neuen Rumänien" (Statistische Mitteilungen, 7. Jänner 1941), „Wie war doch die rumänische Volkszählung?" („Magyarország" vom 25. Dezember 1940) und andere mehr. Wir haben es bei diesen und zahlreichen ähnlichen Aufsätzen nur mit der Fortführung der bisher gewohnten Kampf- und Revisionsliteratur zu tun. Neue Gedanken, die auf die geistige Gestaltung des Problems Rückschlüsse zulassen, sind darin nicht zu erkennen.

Interessanter und für unsere Betrachtung der volkstumsmäßigen Fragen wichtiger sind die Arbeiten, die eine Überschau über das Leben der madjarischen Minderheit im rumänischen Staate geben. Sie haben, wie etwa die Arbeit „Das madjarische wissenschaftliche Leben in Siebenbürgen 1918 bis 1940", die bezeichnenderweise schon vor dem Anschluß geschrieben, aber erst im „Láthatár" vom Januar 1941 veröffentlicht wurde, natürlich auch eine revisionistische Spitze, bemühen sich aber doch, einen Überblick über die Lage der Gegenwart und einen Ausblick auf die Erfordernisse der Zukunft zu geben. Sie leiten damit schon zu der dritten, allein positiv zu wertenden Gruppe über, die sich mit den Problemen befaßt, welche sich unmittelbar aus dem Wiederanschluß ergeben. Vor allem die Tagesblätter beschäftigen sich, ihrer jeweiligen Einstellung entsprechend, viel damit. Häufig werden auch Vorträge führender Siebenbürger wieder-

gegeben, wie zum Beispiel Kisebbségi Körlevél (Minderheitenrundbrief) vom Jänner 1941 einen Großteil der Vorträge brachte, die auf dem „Siebenbürgischen Kulturtage" in Fünfkirchen am 9 Dezember 1940 gehalten worden sind. Damit erhalten wir wertvolle Einblicke in das geistige Leben und die Gestaltung der Ideen, die sich aus den politischen Ereignissen der beiden letzten Jahre für das Madjarentum ergeben haben.

Als im Jahre 1939 das Oberland zurückkehrte, entstand eine heftige Diskussion um den „oberländischen Geist". Die Madjaren der Tschechoslowakei hatten, da sie in denselben Kampf gegen die Tschechen gestellt waren wie das Deutschtum, in vielen Stücken die Erfahrungen der deutschen Organisation und auch manche Anregung inhaltlicher Richtung übernommen, so daß im Kampf um den völkischen Bestand soziale und Klassengegensätze überbrückt worden waren. Die madjarische Volksgruppe befand sich im Zustande eines inneren Umbruches, der sich im Mutterland erst hie und da anzubahnen begann. Bei der Rückkehr ins Mutterland hoffte nun besonders die junge Generation, daß dieser „oberländische Geist" wie ein Sauerteig wirken und den geistigen Umbruch im Mutterlande vorwärtstreiben werde. Doch erwies es sich, daß die neue Gemeinschaft erst noch mehr äußerlich angenommen war, die auseinanderfiel, als das Kampfziel erreicht war. So wurde aus dem Minister für das Oberland ein Minister ohne Portefeuille und ein einfacher Abgeordneter; aus der oberländischen Partei aber eine Sondergruppe der Regierungspartei, die sich dann allmählich auflöste. Und mit dem vor kurzem vollzogenen Austritt Andor Jaros' aus der Regierungspartei ist der „oberländische Geist" wohl endgültig erloschen, ohne tiefere Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen zu haben.

Bei der Rückkehr Siebenbürgens mochten gewisse Kreise in Ungarn ein ähnliches Hervorkehren der Eigenständigkeit gefürchtet haben, um so mehr als aus der Sonderstellung Siebenbürgens im Vorkriegsungarn Bestrebungen von Sondertümelei in lebhafter Erinnerung waren. So mischte sich gleich in die erste Freude eine gewisse ängstliche Bemühung, nur ja keinen „siebenbürgischen Geist" aufkommen zu lassen. Diese Sorge war aber unberechtigt. Denn die Siebenbürger Madjaren kamen diesen Bemühungen des Mutterlandes selbst entgegen. Von Anfang an zeigte sich in den Stimmen, die aus ihren Kreisen in die Öffentlichkeit drangen, eine gewisse Unsicherheit, der jede Betonung irgendwelcher Sonderwege von vornherein fremd war. Das erklärt sich wohl daraus, daß trotz des kaum leichteren Kampfes des Siebenbürger Madjarentums die Entwicklung zur Gemeinschaft im Zeitpunkte der Rückgliederung noch in den ersten Ansätzen war, während sie sich im Oberlande schon in vollem Gange befunden hatte.

Zwanzig Jahre lang war in Siebenbürgen die Madjarische Partei herrschend gewesen, die in derselben feudal-liberalistischen Haltung wie die Regierungsparteien Restungarns um die Erhaltung des Bestehenden bis zur kommenden Revision bemüht war. Erst im Jahre 1938 war, in Angleichung an die Volksgemeinschaft der Deutschen in Rumänien, unter staatlichem Druck die Madjarische Volksgemeinschaft gegründet worden. In ihr hatte sich alsbald die junge Generation gefunden, die unbefriedigt von der Haltung der Madjarischen Partei gewillt war, aus der dauernden Negation heraus in eine positive Entwicklung des Minderheitenlebens zu treten. Der Kampf zwischen Madjarischer Partei und Madjarischer Volksgemeinschaft, ebenso als Kampf der Generationen wie um die Führerpositionen zu verstehen, war noch lange nicht abgeschlossen, als der Wiederanschluß erfolgte. Daraus mag die oben erwähnte innere Unsicherheit der Siebenbürger Budapest gegenüber zu erklären sein.

Im Oberlande war daher auch die weitere Entwicklung anders verlaufen. Dort war sofort nach dem Wiederanschlusse die Oberländische Partei gegründet worden, um den „oberländischen Geist" zu erhalten. Für Siebenbürgen wurde erst nach drei Monaten eine besondere Partei gebildet, deren ausdrückliches Programm es ist, „Siebenbürgen in allem auf das Niveau des Mutterlandes zu bringen". Jeder Separatismus, jede Betonung „besonderer Formen oder eines selbständigen Lebens für Siebenbürgen" wird von vornherein ab-

gelehnt und in Fragen, die das ganze Land betreffen, das Programm der Regierungspartei vertreten. Diese neue Partei scheint also die Tradition der ehemaligen Madjarischen Partei fortsetzen zu wollen. Damit ist wohl auch die Episode der Madjarischen Volksgemeinschaft abgeschlossen. Die Gleichschaltung mit Ungarn ist damit auf politischem Gebiete eingeleitet. Die Gestaltung neuer Lebensformen einer politischen Gemeinschaft ist aus eigenen Kräften kaum zu erwarten, sondern nur noch im Rahmen der im Mutterlande wirksamen Strömungen möglich.

Wesentlich schwieriger wird die für die Zukunft des sozialen Zustandes folgenschwere wirtschaftliche Gleichschaltung sein. Daß man dies erkennt, geht aus den zahlreichen Schriften, die sich mit der Wirtschaft Siebenbürgens befassen, hervor. Die Wiedergewinnung Nordsiebenbürgens bedeutet für Ungarn eine große Vermehrung der wirtschaftlichen Kräfte. Fast alle Artikel, die zur Begrüßung geschrieben wurden, befassen sich eingehend mit dem wirtschaftlichen Gewinn, vielfach sogar so, daß man meinen könnte, der Zuwachs an Gütern erscheine manchem wichtiger als der an Menschen des eigenen Volkes. Reiche landwirtschaftliche Gebiete, ungeheure Waldflächen, die Ungarn in der Holzwirtschaft autark machen können. Salz- und Kohlenbergwerke, auch Eisen- und andere Erze, Petroleum- und Erdgasvorkommen haben die Rohstoffbasis Ungarns wieder verbreitert. Es ist aber zu bedenken, daß Siebenbürgen fast ausschließlich ein Land der Urproduktion ist. Eines der vordringlichsten Probleme ist daher seine Erschließung und Industrialisierung, die für das Gebiet der Szekler geradezu zur Lebensfrage wird. Die Szekler, ein Kleinbauernvolk mit großem Menschenüberschuß, waren auch im Vorkriegsungarn schon zur Abwanderung gezwungen, die sich teils in die Industriegebiete des südlichen Siebenbürgen, teils nach Bukarest und Amerika ergoß. Heute nun, da das Szeklervolk von seinen Abwanderungsgebieten abgeschnitten ist, das Mutterland aber weitere zusätzliche land- und arbeitslose Elemente zu seinem eigenen großen Heer nicht aufzunehmen vermag, ist die Arbeitsbeschaffung durch Industrialisierung und Verkehrserschließung zu einer Frage geworden, auf deren Dringlichkeit als Ausweg in den zahlreichen diesbezüglichen Artikeln immer wieder hingewiesen wird.

Die Szeklerfrage scheint überhaupt eines der heikelsten Probleme Siebenbürgens zu sein, da es jetzt notwendig wird, von der romantisierenden Bewunderung der altüberkommenen Trachten und Sitten zu klarer Stellungnahme und eindeutigem Tun zu kommen. Im Gebiete der Szekler ist zweifellos bei der nichtszeklerischen Bevölkerung früher viel madjarisiert worden, wie umgekehrt der rumänische Staat hier eine ziemlich rigorose Rumänisierung betrieben hat. Außerdem fand aber ganz unabhängig von allen staatlichen Tendenzen eine starke blutliche Vermischung der Volkstümer statt. Damit rührt die Frage der Szekler an das Kernproblem, um das Ungarn jetzt ringt: Nationalstaat oder Nationalitätenstaat zu sein.

Die Regierung stellt sich auf den Boden der Tatsachen, indem sie anerkennt, daß Ungarn durch die drei Wiederanschlüsse aus einem vermeintlichen Nationalstaat zu einem Nationalitätenstaat wurde. Ministerpräsident Teleki hat zu verschiedenen Malen betont, daß „den Nationalitäten die völlige Rechtsordnung, die persönliche und materielle Sicherheit, die Erhaltung ihrer geistigen, wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte, deren freie Entwicklung und der Gebrauch ihrer Muttersprache möglich gemacht werden muß. Er sagte, in Siebenbürgen leben Madjaren, Szekler, Sachsen und Rumänen jahrhundertelang zusammen. Dieses Land ist für alle das Vaterland. Die Madjaren werden hier die Nationalitäten mit größtem Wohlwollen behandeln und sie lenken wie eine gute, strenge Mutter. Die neue Schulverordnung scheint diese Haltung in die Tat umsetzen zu wollen, wenn sie den konfessionellen Schulen die Wahl der Unterrichtssprache überläßt und für die staatlichen Schulen die Errichtung nichtmadjarischer Parallelklassen, beziehungsweise ganzer Schulen in den Minderheitengebieten vorschreibt. Der Haltung der Regierung steht aber die „öffentliche Meinung" gegenüber und diese bildet in Ungarn einen Machtfaktor, durch den schon manche Regierungsmaßnahme zunichte gemacht wurde. Diese

öffentliche Meinung ist sich aber über die Frage der Nationalitäten noch gar nicht im klaren. Schlägt doch die Diskussion um Assimilation und Dissimilation schon seit Jahren hohe Wogen und ist seit dem Wiederanschluß Siebenbürgens aufs neue entbrannt. Einer Meinung, wie die György Parragis über Siebenbürgen („Magyar Nemzet", 14. Februar 1941), daß „das Rumänentum auf Grund des alten siebenbürgischen Prinzipes „unio trium nationum" in die siebenbürgische Aufbauarbeit eingebaut werden müsse", steht die im „Magyar út" vom 30. Jänner 1941 zitierte Frage Zsigmond Móricz': „Denkt jemand daran, daß wir jetzt, nachdem wir eine so große Lektion erhalten haben, unsere Kinder, unsere Brüder, die verlorenen Madjaren wiedergewinnen müssen?" ziemlich schroff gegenüber, ebenso wie die Bitte eines madjarischen Lehrers aus dem Komitate Szolnok-Doboka, um „freie Hand für die madjarische Lehrerschaft" in der Frage der Unterrichtssprache. Hier wird also offen einer Madjarisierung das Wort geredet, denn wer kann feststellen, ob der Träger eines madjarischen Namens in Siebenbürgen auch tatsächlich madjarischen Blutes ist? Die madjarische Minderheit hat sich seinerzeit jedenfalls erbittert gegen die Namensanalyse gewehrt, indem sie immer wieder auf die durch Jahrhunderte hindurch vollzogene Blutsvermischung hingewiesen hat. Welche Haltung die „öffentliche Meinung" einnehmen wird, kann also erst die Praxis zeigen. Jedenfalls läßt auch die Regierung heute noch die Möglichkeit einer Madjarisierung offen, wenn sie einen Unterschied zwischen „Völkern, die sich der madjarischen politischen Nation anschließen", und „Nationalitäten" macht. Was aber die Praxis in dieser Hinsicht auch bringen wird, in einem sind sich Regierung und öffentliche Meinung einig: nämlich darin, daß „von rumänischer Seite ein völliges Einfügen in die ungarische Staatlichkeit sowie eine Tätigkeit im Sinne der Erstarkung der madjarischen Nation ohne jeden Hintergedanken" verlangt wird.

Für die weitere Entwicklung des Innenlebens Ungarns sind die Frage der Bodenreform und die des Judentums wohl von ebenso ausschlaggebender Bedeutung wie die Frage der Nationalitäten. In Siebenbürgen kehrte, genau wie seinerzeit im Oberland, ein Gebiet an Ungarn zurück, in dem eine radikale Bodenreform stattgefunden hat. Hier wie dort sind die den madjarischen Magnaten gehörigen Großgrundbesitze an Bauern fremder Volkstumszugehörigkeit gegeben worden. Im Oberland ist die Frage, was aus der Bodenreform wird, noch nicht grundsätzlich entschieden worden — in bezug auf Siebenbürgen ist sie bis jetzt erst von den pfeilkreuzlerischen Zeitungen aufgegriffen worden, um damit die Forderung nach einer Bodenreform im Mutterlande zu stützen. Die Regierung hat ihre Stellungnahme andeutungsweise festgelegt, wenn es in einem Artikel des Ministerpräsidenten Teleki in einer Klausenburger Zeitung heißt: „In Rumänien und im Auslande wird gegen die Madjaren agitiert, indem man sagt, daß die feudalen Madjaren dem kleinen Manne, besonders dem rumänischen kleinen Manne, den Boden wegnehmen würden. Die Madjaren sind aber schon lange nicht mehr feudal, sie haben höchstens eine herrenmäßige Denkungsweise. Dabei ist diese Denkungsart bei jedem Madjaren vorhanden, ob sein Vater Graf oder Bauer war. Also können sie dem kleinen Manne den Boden nicht wegnehmen. Doch gibt es in der rumänischen Bodenreform verschiedene Fragen, die bereinigt werden müssen." (Wiedergegeben im „Pesti Hirlap", 22. September 1940.)

Eine ähnlich abwartende Haltung, durch die jede Diskussion möglichst von vornherein abgeschnitten werden soll, nimmt die Regierung in der Judenfrage ein. Mit Siebenbürgen und den östlichsten Teilen Oberungarns sind auch sehr viele Juden zurückgekehrt, im besonderen das sogenannte „Chazarenland", das eines der Quellgebiete für das ungarische Judentum ist. In den Pfeilkreuzlerblättern wurden schon Stimmen laut, daß man dieser Juden nicht bedurft hätte, und daß es Zeit sei, für oder richtiger gegen sie Gesetze zu erlassen, die umfassender sind als das erste und zweite Judengesetz. Hierauf hat der Ministerpräsident in einer Rede im Abgeordnetenhause im November 1940 geantwortet, daß ein neues Judengesetz sehr überlegt sein wolle. Hätte man die ersten Judengesetze nicht so übereilt, so wäre ein drittes nicht mehr

notwendig geworden. Es müßten in der Judenfrage ebenso wie in der Frage der Bodenreform auch alle möglichen Folgen im vorhinein bedacht werden.

Die **Kernfragen** des siebenbürgischen Wiederanschlusses werden in der literarischen Diskussion vorläufig noch überdeckt von den Wirtschafts- und Schulfragen, die den Siebenbürger Madjaren selber wohl am vordringlichsten erscheinen. Dieser Zustand mag manchen Kreisen als willkommene Verzögerung von Lösungen erscheinen. Daß sie aber einmal in **einheitlicher** Haltung von Regierung und „öffentlicher Meinung" gelöst werden müssen, ist wohl nicht zweifelhaft.

Ungarisches Schrifttum zur madjarisch-slowakischen Frage

Von Dr. K. Egger

Wenn man die Erscheinungen auf dem ungarischen Büchermarkt aus dem Blickwinkel der außerhalb des Mutterlandes lebenden madjarischen Volksgruppen betrachtet, dann muß es auffallen, daß die Literatur über die **Madjaren in der Slowakei** stark zurückgegangen ist. Die Erklärung hiefür ist wohl darin zu suchen, daß die letzten außenpolitischen Ereignisse in Ungarn die rumänische Frage in den Vordergrund treten ließen, daß weiters das Problem der madjarischen Minderheit in der Slowakei sowie der heutigen Slowakei im allgemeinen, seit dem ersten Wiener Schiedsspruch offiziell als gelöst betrachtet werden muß. Auch die Buchproduktion der slowakischen Madjaren selbst ist, wie das Budapester Wochenblatt „Magyar Ut" vom 13. Februar 1941 erklärt, „kraftlos"; es ist viel, wenn jährlich zwei bis drei Bücher erscheinen, und auch diese sind fast immer Sammlungen von Zeitungsartikeln oder Novellen.

Zu den ganz wenigen Arbeiten, meist dünnen Heftchen, welche deswegen Interesse erwecken, weil sie sich mit der neuen Lage der Madjaren in der Slowakei und den ihnen daraus erwachsenden Aufgaben beschäftigen, gehören die beiden Schriften, die im folgenden besprochen werden sollen. Zuerst sei das nur 16 Seiten umfassende Heftchen „**Das Leben der slowakischen madjarischen Familie**" von Graf Johann **Eszterházy** (Eszterházy János: „A szlovákiai magyar család életere"), herausgegeben vom Toldy-Kreis im März 1940 in Preßburg, erwähnt. Es verdient besondere Beachtung und eine eingehende Besprechung, da der Verfasser, der sich hier bemüht, dem Leser die Bedeutung des Wiener Schiedsspruches für das Leben der ihm unterstellten madjarischen Gemeinschaft zu verdeutlichen, der Führer des slowakischen Madjarentums ist. Zu Beginn seiner Ausführungen steht ein kurzer Rückblick, in welchem er feststellt, daß für das slowakische Madjarentum mit dem Wiener Schiedsspruch im November 1938 eine neue **Schicksalswende** angebrochen sei. Dann kommt der Verfasser auf die tatsächliche Lage zu sprechen. Die Madjaren leben — wie er betont — heute nur mehr in Preßburg, in der Umgebung dieser Stadt, sowie hauptsächlich in den Städten zwischen Preßburg und Nagymihály in größerer Anzahl. Die starke Verminderung ihres Bestandes in der Slowakei sei dadurch zu erklären, daß außer den durch den Schiedsspruch ans Mutterland heimgekehrten Madjaren auch viele aus den zurückgebliebenen Gebieten auswanderten. Durch die Beleuchtung der politischen Vergangenheit der slowakischen Madjaren bemüht sich Eszterházy, ihre jetzige politische Einstellung verständlich zu machen.

Zur Zeit der **Tschechenherrschaft** hätten nämlich die damaligen Führer des Madjarentums erkannt, daß sein nationaler Bestand allein innerhalb einer eigenen Partei gesichert sei. Entsprechend dieser Auffassung seien damals die christlichsoziale Landespartei sowie die Madjarische Nationalpartei, die aus der Kleinlandwirtepartei entstand, gegründet worden. Diese

Lehren der Vergangenheit hätten sich nun die Madjaren zu eigen gemacht. Denn obwohl die neuen staatsrechtlichen Veränderungen, welche durch die Ereignisse im November 1938 und im Frühjahr 1939 eintraten, auf die Vereinigte Madjarische Partei, die 1936 aus den beiden früheren madjarischen Parteien entstand, naturgemäß großen Einfluß hatten, ließen die slowakischen Madjaren doch keine Zersplitterung eintreten. Lediglich ein Unterschied gegenüber der Vergangenheit sei im Zusammenschluß aller slowakischen Madjaren dadurch entstanden, daß alle politischen Parteien in der Slowakei verboten wurden, an deren Stelle nun die drei Volksgruppen traten.

Die madjarische Volksgruppe — meint Eszterházy weiter — bilde nun eine Einheit, die nicht auf Befehl, sondern aus dem madjarischen Nationalgefühl heraus entstand. Sie sei eine Familie im wahrsten Sinne des Wortes. Es seien ihr natürlich auch schwere Kämpfe nicht erspart geblieben, bis es so weit kam. Besonders in den stark vermischten Nationalitätengebieten sei im Zusammenhang mit der Aufstellung der Volksgruppen in manche Familie tragischer Zwiespalt getragen worden. Es ist nun interessant, wen der Verfasser als zur madjarischen Volksgruppe gehörig betrachtet. Seiner Meinung nach kann jeder, dem es seine seelische Einstellung, seine politische Auffassung, seine Bildung oder der Zusammenklang aller inneren Faktoren vorschreibt, Madjare zu sein, der die Verantwortung dafür auf sich nimmt und selbst an der madjarischen Arbeit teilnehmen will, nun in den Reihen des Madjarentums seinen Platz haben. Wir stoßen hier wieder auf die madjarische Auffassung, daß nicht die „Rasse" (in unserer Begriffswelt: das Volkstum), sondern das persönliche Bekenntnis des einzelnen entscheidend ist für seine Zugehörigkeit zu einem Volke.

Nach dieser Rückschau und der Skizzierung der gegenwärtigen Position des slowakischen Madjarentums geht Graf Eszterházy dazu über, auf Ziele und Möglichkeiten in dieser Lage hinzuweisen. Er sieht es als die wichtigste Aufgabe an, die Unberührtheit der madjarischen Seele zu erhalten. Außerdem sei es wichtig, daß alle Madjaren mit den geistigen Schöpfungen der madjarischen Kultur vertraut werden, ebenso sei die körperliche Ertüchtigung sowie der Ausbau der wirtschaftlichen Kräfte des Madjarentums von großer Bedeutung. In diesem Zusammenhang zählt der Verfasser die in der Slowakei bereits vorhandenen madjarischen Schulen und anderen Kulturinstitutionen auf und betont, daß die außerordentlich wichtige Volksbildung außerhalb der Schulen die Aufgabe der Slowakischen Madjarischen Kulturvereinigung gewesen sei, deren Tätigkeit jedoch verboten wurde. An ihre Stelle seien die, wenn auch weniger bedeutenden, aber trotzdem unentbehrlichen örtlichen Kulturvereine getreten Als Beispiel für einen vorbildlichen Kulturverein führt der Verfasser den Toldy-Kreis in Preßburg an, dessen Tätigkeit kurz in drei Punkten zusammenzufassen ist. Er erstrebt erstens das Einfügen des slowakischen Madjarentums in die allgemeinen geistigen und kulturellen Bewegungen des Madjarentums sowie die Pflege der Verbindung mit führenden Vertretern der madjarischen Literatur; zweitens will er das madjarische kulturelle Leben in der Slowakei aufrechterhalten und weiterentwickeln und drittens den Preßburger „Kultus" pflegen. Zum letzten Punkt fügt Eszterházy noch hinzu, daß nicht nur Preßburg, sondern die ganze Slowakei zahllose madjarische Denkmäler besitze. Wörtlich sagt er: „Mit dem Kultus unserer Heimat und unseres Geburtslandes steigern wir unsere Liebe und Anhänglichkeit jenem Boden gegenüber, dem wir entstammen, den unsere Väter mit ihrem Schweiße und wenn nötig mit ihrem Blute tränkten, an dem wir ein historisches und sittliches Anrecht haben und von dem wir uns niemals leichtsinnig trennen dürfen." Seine Ausführungen schließt Graf Eszterházy mit dem Hinweis, daß die slowakische madjarische Familie wie eine wirkliche Familie für alle ihre Angehörigen Sorge trage, woraus eine reiche soziale Arbeit zu erklären sei. Alle Madjaren in der Slowakei aber würden auf ihrem Platze ausharren, um dadurch ihre Sendung innerhalb Europas zu erfüllen.

Diese Arbeit, die wir auch als das Programm des slowakischen Madjaren-

tums ansehen können, ist ganz offensichtlich für die Madjaren im Mutterlande sowie für das Ausland bestimmt. Die äußerst knappe Form, welche nach Möglichkeit alle Phrasen vermeidet, soll offenbar die Gedankengänge noch mehr unterstreichen. Das Büchlein soll alle, die es angeht, daran erinnern, daß ein Teil der Madjaren in der Slowakei verblieb, daß diese aber ihre Heimat nicht verlassen wollen, sondern bereit sind, den Kampf um ihren „völkischen Bestand" aufzunehmen. (Dabei muß allerdings erneut betont werden, daß der Begriff „völkischer Bestand" keineswegs mit unserem gleichzusetzen ist. Dies geht wohl am besten aus der oben erwähnten Erklärung hervor, wen Graf Eszterházy als Madjaren betrachtet.)

Das 56 Seiten umfassende Büchlein „Auf westlichem Wachtposten" von Alexius Környei (Környei Elek: „Nyugati Örhelyen"), das 1939 ebenfalls in Preßburg erschien, geht von einer ganz anderen Seite an die Fragen heran. Dies beweist schon der Untertitel des Buches: „Aufzeichnungen über die slowakische madjarische Seele." Környei gibt nämlich die Vorgänge wieder, die sich in der Seele eines slowakischen Madjaren während der kritischen Tage von 1938 und 1939 abspielten. Wie der Politiker Graf Eszterházy in seinem Vorworte zu diesem Buche sagt, gibt hier der Dichter Környei Rechenschaft über die durch die neue Lage entstandenen Gedanken in der madjarischen Seele. Es werden keineswegs bestimmte Vorgänge zusammenfassend dargestellt, sondern Gedanken des Dichters, die bei verschiedenen Ereignissen oder im Zusammenhang mit Gedenktagen lebendig wurden, in Form von Tagebuchaufzeichnungen mitgeteilt. Aus der Fülle dieser Gedanken sollen hier bloß einige hervorgehoben werden.

Die Aufzeichnungen beginnen einige Tage vor dem Wiener Schiedsspruch im November 1938 und lassen die Hoffnung aller slowakischen Madjaren auf die Rückkehr in das Mutterland durchscheinen. Im Kapitel, das nach dem Schiedsspruch geschrieben wurde, sucht sich der Verfasser über die Enttäuschung mit dem Gedanken hinwegzutrösten, daß es nun die Aufgabe der in der Slowakei verbliebenen Madjaren sei, außerhalb der ungarischen Landesgrenzen „westlicher Wachtposten" für das Madjarentum zu sein. Und am letzten Tage des Jahres läßt Környei seine Gedanken in die Zukunft wandern, wobei er feststellt, daß die Verantwortung für einen glücklichen Verlauf des Jahres in den Händen des Madjarentums selbst läge. Es würde gelingen, wenn alle Madjaren zueinanderstünden und einander helfen wollten. Ähnlich sind seine Gedanken im Zusammenhang mit der Neujahrsansprache des Grafen Eszterházy, in welcher dieser auf die Dringlichkeit der Schaffung eines madjarischen Hauses in Preßburg hinwies. Környei meint nun dazu, so wie das madjarische Haus in Temeschburg müsse auch das Preßburger madjarische Haus ein Symbol der madjarischen Standhaftigkeit, Arbeit und Opferwilligkeit werden. Anläßlich der ersten slowakischen Volkszählung erklärt er, ob die Ergebnisse stimmen oder nicht, das sei nicht so wichtig; auf alle Fälle gehe aus ihnen hervor, daß sich die Zahl des slowakischen Madjarentums stark vermindert habe. Daraus ergebe sich aber einzig und allein die Notwendigkeit, daß jeder einzelne Madjare seine Leistung verzehnfachen müsse. Ebenso betont er bei der Erwähnung der Wichtigkeit eines madjarischen Kulturvereines, daß allein der Wille und die Zähigkeit des Menschen entscheidend sei, wenn man ein Ziel erreichen wolle. Auch er weist wie Eszterházy darauf hin, daß die historische Verwurzelung in den Boden wichtig sei. Und gerade die Slowakei habe in den Städten, Gebäuden, Museen, in der Volksmusik, im Tanz, in den Trachten usw. so viele madjarische Erinnerungen, daß dadurch das madjarische nationale Selbstbewußtsein ungeheuerlich gestärkt werden könne. Anläßlich des Erinnerungstages an die Märzrevolution 1848 in Ungarn betont Környei, daß die Madjaren großes Verständnis für die jetzige slowakische Revolution aufbrächten und ihr gegenüber ein vollkommen reines Gewissen hätten. Denn zur ungarischen Märzrevolution habe auch der unmißverständliche Gleichheitsbegriff gehört, wie ihn Graf Ladislaus Teleki in einem Briefe aus der Emigration in der Weise festlegte, daß er für alle Nationalitäten gleicherweise Freiheit erstrebe, da in einem freien Europa kein einziges Volk über ein anderes Suprematie ausüben könne. Wenn nun in der ungarischen Geschichte Dinge vorgekommen seien — meint Környei — „die dieser Auffassung zu widersprechen schienen, so sei

dies kein Fehler der Madjaren gewesen, sondern die Schuld tschechischer Beamter". Diese hätten zuerst unter der Bachära der Wiener Germanisationspolitik gedient und wären nach dem Ausgleich — um ihre guten Stellen nicht zu verlieren — den Nationalitäten gegenüber madjarischer als die Madjaren selbst geworden. Wir finden diese These in jüngster Zeit auch im Schrifttum des madjarischen Mutterlandes häufig, um zu beweisen, daß alle Fehler der Vorweltkriegs-Nationalitätenpolitik in Ungarn nicht von Madjaren, sondern von Assimilanten begangen worden seien. Das Wesen des echten Madjaren sei stets tolerant.

Die Verfasser dieser beiden Schriften sind selbst Glieder der madjarischen Volksgruppe in der Slowakei, woraus die Art der Behandlung des Themas zu erklären ist. Sowohl Graf Eszterházy als auch Alexius Környei bemühen sich begreiflicherweise, ihre Ausführungen in einer Form zu bringen, die von slowakischer Seite nicht anfechtbar ist. Sie greifen daher das slowakisch-madjarische Problem sowie das Verhältnis der beiden Völker zueinander gar nicht auf, und vermeiden es auch, ihre Meinung in bezug auf die künftige Entwicklung des slowakischen Staates und damit der Volksgruppen darzulegen. Gerade deswegen soll hier noch ein Buch genannt werden, das 1939 in Ungarn erschien und daher die madjarische Auffassung in dieser Angelegenheit viel offener erkennen läßt. Es handelt sich um das 59 Seiten umfassende Büchlein „Die Grundzüge der madjarisch-slowakischen Frage" von Stefan Borsody (Borsody István: „A magyar-szlovák kérdés alapvonalai"), das 1939 in Budapest herausgegeben wurde. Borsody sucht seine Stellungnahme in sechs Kapiteln aufzuzeigen. Im ersten Kapitel: „Das Madjarentum und die Nationalitätenfrage", setzt er sich mit dem Nationalitätenproblem in Ungarn — wobei er Großungarn, das ist den Karpatenraum, meint — auseinander. Durch die Lösung der Nationalitätenfrage in diesem Gebiete würde seiner Meinung nach nicht nur der nationale Bestand des Madjarentums im Karpatenbecken gesichert sein, sondern auch seine Sendung erfüllt werden, da dadurch Friede und Ordnung für die hier lebenden Völker geschaffen würde. Zur Lösung dieser Frage sei es jedoch nötig, daß die im Karpatenbecken lebenden Völker ihr Mißtrauen gegenüber dem Madjarentum aufgeben. Dieses Mißtrauen sei allerdings zum Teil durch die Madjaren selbst verschuldet worden, die oft das Vorrecht der Führung taktlos und für die anderen verletzend anwandten.

Im zweiten Kapitel: „Das madjarisch-slowakische Zusammenleben", betrachtet er zuerst den Raum und kommt zu dem Ergebnis, daß in dieser geographischen und wirtschaftlichen Einheit allein das Madjarentum einen dauernden Staat gründen und erhalten konnte. Die Slowaken und die Madjaren hätten aber auch auf politischem und geistigem Gebiete friedlich zusammengelebt. Erst als im 19. Jahrhundert die Nationalitäten zu erwachen begannen, sei die Frage der Sprache in den Vordergrund getreten. Die Unzufriedenheit der vorher zufriedenen Slowaken sei eine rein sprachliche Angelegenheit gewesen, die lediglich von den Tschechen erweckt und geschürt wurde. Daraus ginge aber hervor, daß es keine tausendjährige Nationalitätenfrage in Ungarn gebe. Im folgenden Kapitel, das Borsody mit „Nationalitätengegensätze" überschreibt, behandelt er den weiteren Verlauf der tschechisch-slowakischen Zusammenarbeit. Parallel mit der deutschfeindlichen Haltung der Tschechen sei die madjarenfeindliche Haltung der Slowaken gewachsen. Die beiden Völker hätten somit ein ähnliches Ziel erstrebt, was zur fiktiven Einheit beider geführt habe. In Wirklichkeit aber sei die slowakische Frage immer nur eine Frage der slowakischen Sprache gewesen. Die slowakische Masse habe immer stets nur einen Haß gegen die madjarische Sprache empfunden, niemals aber die großslawischen Bestrebungen der Führer verstanden. Es sei nun der Fehler des Madjarentums gewesen, daß das Nationalitätenprogramm des Eötvös und Deák nicht verwirklicht wurde, sondern daß der Standpunkt vertreten wurde, daß es keine slowakische Nation gebe. Dies war auch die Ursache für eine Reihe von verfehlten Maßnahmen, zu welchen unter anderen auch die Schließung von drei slowakischsprachigen Schulen gehörte.

Für das slowakisch-madjarische Verhältnis vor dem Weltkrieg seien zwei Umstände kenn-

zeichnend gewesen. Einerseits die Entfernung des selbstbewußten Slowakentums vom Madjarentum, anderseits die Assimilation. Denn die tschechische Propaganda habe niemals die geistigen Beziehungen zwischen den Madjaren und Slowaken abschneiden können, die selbst zu Zeiten der größten Gegnerschaft bestanden hätten. Im vierten Kapitel: „Die Einheit der tschecho-slowakischen Nation", befaßt sich der Autor mit der Entwicklung nach dem Weltkrieg. Seiner Auffassung nach waren es allein die Tschechen, die den Slowaken einredeten, daß der madjarisch-tschechische Gegensatz ein madjarisch-slowakischer Gegensatz sei. Auch an dieser Entwicklung trage zum Teil das Madjarentum selbst schuld. Die Madjaren waren völlig unorientiert über die Stellung der Slowaken ihnen gegenüber. Sie glaubten an die slowakische Brüderlichkeit. Erst mit der Rückkehr des Oberlandes hätten sie ihren Irrtum erkannt. Aber nicht nur die Einstellung der Slowaken den Madjaren gegenüber sei eine andere geworden, auch die madjarische Außenpolitik habe nun eine andere Richtung erhalten. Sie erstrebte zuerst lediglich die Tilgung der madjarisch-slowakischen Grenze. Mit der Beseitigung des tschechischen Staatsgebildes sei jedoch die Ungelöstheit der madjarisch-slowakischen Frage an sich in den Vordergrund gerückt worden. Mit der heutigen Slowakei setzt sich der Verfasser im Kapitel über „die slowakische Selbständigkeit" auseinander. Er erklärt, daß die heutigen Grenzen der Slowakei allein durch das vorhergehende tschechische Staatsgebilde möglich seien. Denn sowohl die nördliche als auch die südliche Grenze liege innerhalb der geopolitischen Einheit Ungarns. Allerdings sei die Lage so, daß die Führer des Slowakentums den Gedanken heute weit von sich weisen, daß die Slowakei früher stets ein Teil einer historischen Einheit, nämlich Ungarns, war. Sie sei — wie Borsody ausführt — nur zufällig in ihrer heutigen Form entstanden und verdanke alles, was sie sei und habe, dem Deutschen Reiche.

Die neue Lage habe nun nicht zu unterschätzende Energien in den Slowaken frei gemacht. Die zwanzigjährige demokratisch-völkische Politik habe eine neue slowakische Mittelschicht geschaffen, die sich zwar auf keine Überlieferungen stützen könne, aber zu begeisterter Arbeit im Interesse der Nation fähig sei. Diese Generation habe nun die Führung, wobei es bedauerlich sei, daß gerade sie stark madjarenfeindlich ist. Peinlich werde es von den Madjaren empfunden — betont der Verfasser — daß die Preßburger Deutschen allem Anschein nach den Slowaken in dieser Madjarenfeindlichkeit sekundieren. Die Lage sei dadurch sehr erschwert. Und so wie die Wiedererrichtung des St.-Stephans-Reiches durch Entnationalisierung der verschiedenen Nationalitäten im Karpatenraume nicht zu ermöglichen sei, ebenso sei die Lösung der slowakischen Frage mit einer antimadjarischen Spitze unmöglich. Den Hauptgrund der slowakischen Abneigung gegen das Madjarentum glaubt Borsody im Kampfe gegen die historische Anziehungskraft zu sehen. Seiner Meinung nach sind sich die Slowaken bewußt, daß sie ein zahlenmäßig viel zu kleines Volk und auch durch die wirtschaftlichen Verhältnisse des von ihnen bewohnten Raumes unfähig sind, vollkommen selbständig zu sein. Seiner Meinung nach treiben die Naturgesetze das Slowakentum zum benachbarten Madjarentum. Im letzten Kapitel: „Einheit im Karpatenbecken", führt Borsody diesen Gedanken noch weiter aus. Das Slowakentum stehe heute dem Madjarentum so gegenüber, wie einst die Tschechen dem Deutschtum. Der Haß gegen die Anziehungskraft sei zur Sendung erhoben worden.

Im einheitlichen Karpatenraum sei — sagt Borsody — zwar kein madjarischsprachiger Staat ausgebildet worden, denn hier hätten viele Nationalitäten gelebt. Die Einheit dieses Reiches könne jedoch von niemandem bestritten werden. Und es ist die Überzeugung Borsodys, daß allein die Wiederherstellung dieser Einheit, die Schaffung des alten madjarischen Staates, des Stephansreiches, die Lösung bringe. Dies müsse vor allem das Deutsche Reich einsehen. Denn jede andere Macht als die madjarische könne hier nur Unruhe stiften.

Diese Ausführungen Borsodys, die möglichst objektiv erscheinen wollen, um den Leser davon zu überzeugen, daß die geschilderten Gedankengänge die einzig richtigen sind, werden denjenigen,

dem die geistige Einstellung des madjarischen Volkes geläufig ist, nicht überraschen. Und es besteht kein Zweifel, daß es sich hier nicht um die alleinige Meinung Borsodys handelt, sondern daß er mit diesem Buche zum Sprecher des Gesamtmadjarentums wurde. Denn in jedem national bewußten Madjaren, sei es nun ein einfacher Mann oder ein hochgebildeter Universitätsprofessor, lebt der Glaube an das „heilige Stephansreich" und die damit verbundene „Sendung des madjarischen Volkes im Karpatenraum". Die Arbeit an der Wiedererrichtung dieses Reiches, das in seiner erstrebten Form allerdings niemals existierte, ist zur Triebkraft aller politischen Wünsche und Hoffnungen im Madjarentum geworden.

Warum Madjarisierung?

Von Fritz Ruland

Wenn man in Ungarn nach der seit 1938 erfolgten Wiederangliederung slowakischer, ruthenischer, rumänischer und deutscher Volkstumsgebiete noch immer den Gedanken der Einschmelzung fremder Volkstumsteile ins Madjarentum pflegt, so findet diese weitverbreitete Einstellung ihren letzten Grund sicher nicht nur in oberflächlichem, nationalem Übereifer. Die Ursachen liegen tiefer. Um so wichtiger ist es, daß man sich auf deutscher Seite ein klares Bild dieser unseren Auffassungen von Volkstum unverständlichen Absichten verschafft, um daraus das Wesen madjarisch-politischen Denkens zu erkennen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die madjarische Intelligenz von einem ausgesprochenen Pessimismus befallen. Diese Niedergeschlagenheit hatte ihre Ursache in der Einsicht, das Madjarentum besitze den „Minderheiten" gegenüber längst nicht mehr die zahlenmäßige Mehrheit. Für die Zeit des Ausganges der Türkenkriege, das Jahr 1720, hatte man zum Beispiel die Bevölkerung Ungarns mit 2 582 000 Menschen berechnet. Davon waren nur 1 160 000 Madjaren. Dies entsprach einem Bevölkerungsanteil von 46 v. H. Aber auch nach der Statistik von Fenyes zählte Ungarn im Jahre 1840 — nach einer Zeit ruhiger Entfaltung — unter 12 880 000 Seelen nur 4 812 759 Madjaren, also wiederum nur 46 v. H. der Gesamtbevölkerung, obwohl damals der Begriff „Madjare" gewiß nicht nur für die „Stammesmadjaren" gebraucht wurde. Befand man sich doch schon inmitten der Madjarisierungsepoche. Eine Eintragung in den Tagebüchern des Grafen Széchenyi beleuchtet die trübe Stimmung, der sich auch die glühendsten Patrioten in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nicht entziehen konnten, wenn sie das völkische Schicksal Ungarns bedachten. Unter dem Datum des 28. April 1821 findet sich folgende Notiz: „Jedes Jahr wächst die Population der in Ungarn fremd angesiedelten Völker. Der alte ungarische Stamm gehet nahe an die Sterilität." Es war also die immer beunruhigender werdende Erkenntnis der schwächeren Volksvermehrung des Madjarentums durch die Zahlen der Geburten im Vergleich zu den übrigen Volksgruppen, die zum Suchen nach Abhilfe zwang.

Gerade damals aber, im Zeitalter der ungarischen Romantik, erfuhr der Nationalwille neuen kräftigen Auftrieb, der sich zunächst als ausgeprägter Sprachnationalismus mit dem Ziel der Schaffung einer Kulturnation äußerte. Es lag nahe, damit den Wunsch zu verbinden, durch Bildung einer, wenn nicht völkisch, so doch wenigstens in Sprache und Wille geeinten „Nation" in den sich verschärfenden Kämpfen gegen den von den Wiener Hofkreisen vertretenen Absolutismus die Vormachtstellung des Madjarentums im „St.-Stephans-Reiche" zu sichern. Der Schriftsteller Stephan Gati hatte schon im Jahre 1790 folgenden, solche Absichten vorwegnehmenden Satz geformt: „Lernt ein Fremder, gleich welcher Rasse, die madjarische Sprache, so wird er schon Madjare!"

Die kulturelle Bewegung des madjarischen Nationalismus gewann nun in der Form der

Freiheitsbewegung sehr bald die städtische Oberschicht, die zum größten Teile aus Deutschen bestand. So sehen wir während der Kämpfe des Jahres 1848 zahlreiche Deutsche im Lager der madjarischen Nationalisten. Aber auch der Druck gesellschaftlichen Zwanges und Ehrgeizes darf nicht unterschätzt werden, der sehr bald zu einer Angleichung der Lebensformen bürgerlicher Kreise an die Vorbilder der glänzenden Außenschicht madjarischen Herrenlebens führte.

Als sich im Jahre 1848 jene vorwiegend kulturelle Bewegung zu einer politischen wandelte, begann der zweite Abschnitt der Madjarisierung, der zwar nur die in den Städten lebenden Fremdvölkischen erfassen konnte, aber in dem auftauchenden Ostjudentum einen weiteren, die Entvolkungsvorgänge beschleunigenden Faktor erhielt. Ungarn zählte im Jahre 1808 130 000 Juden, 1840 bereits 242 000, 1847 schon 407 000. Von da an stieg die Zahl 1880 auf 624 000 bis 1910 auf 909 000 Juden.

Der ostjüdische Bevölkerungsteil war somit von 1,5 v. H. im Jahre 1809 auf 5 v. H. im Jahre 1910 gestiegen. Einsichtige Madjaren sahen recht bald die drohende Gefahr einer völligen Verjudung des ungarischen Wirtschaftslebens voraus. So prägte Graf Stephan Károly im Jahre 1848 die mahnenden Worte: „Wenn wir den Juden Emanzipation geben, dann wird morgen jedes Dorf und übermorgen jede Stadt in Ungarn ihnen gehören. Nach Jahrzehnten wird Ungarn ein Judenreich sein. Die Nachfahren des Adels werden den Abkömmlingen der Juden dienen und ihre Väter verfluchen, deren Freidenkertum sie dahin gebracht hat!"

Mit dem Durchbruch des Liberalismus im innerstaatlichen Leben erlangte das Judentum im Jahre 1867 volle rechtliche Gleichstellung und damit die Oberhand im gesamten Wirtschaftsleben Ungarns. Damit wurde der dritte Abschnitt der Madjarisierung eingeleitet. Die von Galizien her über den Donauraum hereinbrechende semitische Flut hätte aber nie ein solches Ausmaß erreichen können, wenn sie zeitlich nicht mit der vom ungarischen Staate bewußt betriebenen Assimilierungspolitik zusammengefallen wäre. Die madjarische Oberschicht hatte den Gedanken der Einschmelzung Fremder voll aufgegriffen und war nun bestrebt, Angehörige fremden Volkstums wenigstens äußerlich dem eignen Volke so rasch als möglich anzugleichen. So tat sie alles, um den eingewanderten Juden die Tarnung als Madjaren zu erleichtern, sei es durch Ermöglichung des Zulegens eines wohlklingenden madjarischen Namens oder des äußerlichen Übertrittes zum Christentum.

Die Bevölkerungsentwicklung der ungarischen Landeshauptstadt veranschaulicht diese Assimilationsvorgänge des Judentums und die bewußt betriebene Entvolkung der Minderheiten im städtischen Bereiche sehr deutlich. Im Jahr 1850 machten die Madjaren erst 37. v. H. der Bevölkerung von Ofen-Pest aus. Ofen war eine überwiegend deutsche Stadt mit deutsch-bäuerlichem Hinterlande. Julius v. Farkas schreibt in seiner 1931 erschienenen Abhandlung „Die ungarische Romantik", daß die Bevölkerung von Pest in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zu 90 v. H. deutsch sprach. Die „Vollständige Beschreibung der kgl. Freystadt Pest in Ungarn", verfaßt 1821 von Franz Schams, berichtet uns: „Jeder Fremde wird sich wundern, in der größten Stadt des Ungarnlandes, im Handel und Wandel, in Kaffeeh- und Wirthshäusern, im Theater und an allen öffentlichen Unterhaltungsorten, sowie in dem größten Theile der Bürgerhäuser, die deutsche Sprache so verallgemeint zu finden, daß er sich eher in einer Stadt Deutschlands, als auf ungrischem Boden zu seyn, wähnen könnte."

1880 wies die Stadt immerhin noch ein Drittel sich deutsch bekennender Bevölkerung auf, die dann aber laut ungarischer Statistik auf 14 v. H. im Jahre 1910 und schließlich auf kaum mehr 7 v. H. im Jahre 1920 sank. In dieser Zeit hatte auch der Massenübergang der Juden, die früher deutsch gesprochen hatten, zum Madjarentum stattgefunden. Das madjarische Element hingegen, das 1850 lediglich ein starkes Drittel der städtischen Bevölkerung stellte, kam im Jahre 1920 laut amtlicher ungarischer Statistik auf 90 v. H. Die Zahl der Deutschen war laut Statistik von 123 000 in den achtziger Jahren auf 38 000 im Jahre 1938 gefallen, die

der Juden anderseits im gleichen Zeitraum von 45 000 auf 200 000 angewachsen. Das mit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Druckmitteln madjarisierte Deutschtum und das aus Gewinnsucht sich freiwillig assimilierende Judentum halfen also entscheidend mit, den Prozentsatz des Madjarentums in Budapest von 37 v. H. auf 90 v. H. ansteigen zu lassen.

Gerade zur Frage dieses rapiden Ansteigens des Madjarentums in Budapest ist in jüngster Zeit versucht worden, von madjarischer Seite Erklärungen zu geben. J. Ajtay hat im „Pesti Hirlap" vom 25. Dezember 1940 zu dieser Frage Stellung genommen, um nachzuweisen, daß es sich dabei um einen ganz natürlichen Vorgang handle. Allerdings geht er nur von der Zahl derer aus, die sich zur madjarischen „Muttersprache" bekennen. Dazu ist es aber notwendig, sich darüber klar zu sein, daß der deutsche Begriff „Muttersprache", als der ererbten und zuerst von der Mutter dem Kinde gelehrten Sprache und der damit verbundenen Kulturwelt, völlig abweicht von dem madjarischen, nun auch amtlich für den Gebrauch in der Volkszählung gekennzeichneten Begriff, der damit die Sprache bezeichnet, die man „am liebsten oder besten spricht". Nach dieser Auffassung ist es also durchaus nicht Absicht des Fragestellers, die wirkliche Muttersprache zu erfahren, sondern die Sprache, die „vom ständigen Gebrauch bestimmt" wird. Wir nähern uns damit dem in der Habsburger Monarchie so schwer umkämpften Begriff der Umgangssprache.

Wenn also in Budapest heute über eine Million Menschen mit „madjarischer Muttersprache" gezählt werden, so heißt dies nur, daß sie alle Madjarisch im „ständigen Gebrauch" verwenden, ohne daß damit ihre völkische Herkunft berührt wird. In diesem Sinn hat Ajtag durchaus recht, wenn er erklärt: „Das madjarische Werden der Stadt Budapest ist das Werk der letzten fünfzig bis sechzig Jahre." Nur über die Vorgänge selbst können wir seiner Auffassung nicht in allen Stücken folgen. Er vertritt nämlich die Ansicht, Budapest habe nur durch das Zuströmen des Rassenmadjarentums vom Lande das große madjarische Übergewicht erworben, und die anderssprachigen Stadtbewohner seien dagegen, der in Städten geltenden Gesetzmäßigkeit entsprechend, statt natürlicher Vermehrung so rasch ausgestorben, daß von ihnen so gut wie nichts mehr übriggeblieben sei. Er zieht zu diesem Zwecke Zahlen über die Zuwanderung und die Gebürtigkeit der Budapester Bevölkerung heran und weist nach, daß die Volkszählung von 1910 nur 35 v. H. der Gesamtbevölkerung als in Budapest geboren, jene von 1930 nur 38 v. H. mit dem Geburtsort Budapest festgestellt habe. Immerhin betrug diese Zahl noch 380 000, während als „Deutsche" nur mehr rund 40 000 gezählt wurden. Es ist durchaus bekannt, wie gerade die Massenzuwanderung des landwirtschaftlichen Proletariats in die Städte zu den schwierigsten Problemen der ungarischen Sozialpolitik gehört, und daraus ergibt sich ohne weiteres, daß der alte Bevölkerungskern der Landeshauptstadt — sowohl in seinen deutschen wie madjarischen und anderen Bestandteilen — durch diese Überflutung zahlenmäßig weit überflügelt werden mußte. Aber trotzdem müßte es doch ein weit über den normalen Vorgang des „Städtetodes" hinausgehender Verlust sein, wenn diese in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts noch rund 125 000 Deutschen innerhalb der sechzig Jahre — also knapp zwei Generationen — so gut wie ausgestorben wären, während die madjarischen Bewohner der Landeshauptstadt sich großer Geburtenzahlen erfreuten. Daß dies nicht anzunehmen ist, zeigt die ungarische Bevölkerungswissenschaft und Statistik, die geradezu alarmierende Mitteilungen über den Rückgang der Geburtenzahlen im madjarischen Volkstum macht.

Ein anderes Beispiel planmäßiger Madjarisierung in einem überwiegend ländlichen Gebiet betrifft das Deutschtum im Sathmargebiet. 1822 besaß das durch den Wiener Schiedsspruch wieder an Ungarn zurückgefallene Komitat Sathmar rund 22 000 Deutsche. Im Spiegel der amtlichen ungarischen Statistik jedoch fällt die Deutschtumszahl im Jahre 1890 auf 13 883 und schließlich auf 6670 im Jahre 1910. Daß das Fallen der Deutschtumszahl innerhalb zweier Jahrzehnte von 13 883 auf 6670 nur ein Ausdruck der Madjarisierungspolitik ist und somit seinen Grund nicht in einem rapiden Bevölkerungsrückgang haben mag, beweisen zwei Tatsachen:

Alle „Minderheiten" zeigen in der amtlichen ungarischen Statistik vom Jahre 1880 und 1910 dasselbe Bild eines zahlenmäßigen Rückganges, während das Madjarentum in der gleichen Zeit seine Position erheblich zu verstärken wußte. So sinkt in diesen drei Jahrzehnten im Komitat Sathmar der Bevölkerungsteil der

Deutschen	von	4,7 v. H.	auf	1,7 v. H.
Rumänen	von	34,0 v. H.	auf	30,2 v. H.
Slowaken	von	0,3 v. H.	auf	0,1 v. H.
Ruthenen	von	0,3 v. H.	auf	0,3 v. H.
Indessen steigt der Anteil der				
Glaubens-Juden	von	7,1 v. H.	auf	7,4 v. H.
und der der Madjaren	von	57,0 v. H.	auf	67,7 v. H.

Am Bild einer einzelnen sathmardeutschen Gemeinde, Petrifeld, wird dieser Vorgang noch deutlicher. 1880 nennt die ungarische Statistik für Petrifeld neben 237 Madjaren 819 Deutsche, 59 Rumänen und 53 Sonstige. Der vorwiegend deutsche Charakter dieser Siedlung wird also zugegeben. Drei Jahrzehnte später wohnen in der Gemeinde aber laut Statistik bei einer Gesamtzahl von 1455 Seelen auf einmal 1455 Madjaren! Die rumänische Zählung vom Jahre 1920 konnte jedoch feststellen, daß in diesem Orte 1375 Deutsche leben. Dieser Fall steht aber nicht vereinzelt da, sondern es handelt sich dabei um einen sich vielfach wiederholenden Vorgang. In den folgenden Gemeinden schwankt die Zahl der Deutschen:

Gemeinde: deutscher und rumänischer Name	ung. Volkszählungen 1880	1910	rumän. Volkszlg. 1920
Bildegg (Beltiug)	786	30	1070
Burlescht (Borlesti)	303	2	357
Fienen (Foeni)	1041	22	1724
Gilwatsch (Ghilvaciu)	45	0	491
Josefshausen (Josib)	85	0	363
Kalmandi (Camin)	324	4	1224
Kaplau (Capleni)	357	0	1388
Maitingen (Moftinul-Mare)	499	62	1515

Wenn die rumänischen Volkszählungen der Jahre 1920 und 1927 rund 36 000, beziehungsweise 45 000 Deutsche nennen, so kommen diese Angaben der Wirklichkeit nahe. J. Simionescu schreibt in seinem Werke „Ţara noastră": „In totul sunt peste 50.000 de suflete de Svabi in partea nord-estică a ţării, in buna parte catolici."

Wer die biologische Kraft der deutschen und rumänischen Landbevölkerung dieses Komitats kennt, weiß, wie irreführend die amtlichen ungarischen statistischen Angaben sind. Da das Rassemadjarentum der oberen Theißebene reformiert, das Rumänentum vorwiegend griechisch-katholisch und das deutsche Bauerntum römisch-katholisch ist, geben auch die Konfessionszählungen ein ziemlich genaues, der Wirklichkeit nahekommendes Bild der Nationalitätenverteilung. Die ländliche Bevölkerung des Komitates Sathmar wuchs im Zeitraum von 1880 bis 1910 von 246 481 auf 328 363 an. Nimmt man die Konfessionen in diesem Falle als Grundlage für die Berechnung der völkischen Verteilung, so ergibt sich daraus für das

	1880	1910	Zunahme:
Madjarentum	81 000	107 000	32,1 v. H.
Rumänentum	116 000	154 000	32,8 v. H.
Deutschtum	33 000	48 000	46,0 v. H.

Daraus spricht die Tatsache, daß die Landbevölkerung des Komitates Sathmar im Jahre 1910 fast 50 v. H. Rumänen und rund 15 v. H. deutschblütiges Volkstum besaß. Das Sathmar-Deutschtum konnte 1935 einen Geburtenüberschuß von 15,2 pro Tausend aufweisen, der damit über dem Ungarns (6,6) und sogar Rumäniens (13,6) steht.

Diese Beispiele für die hauptstädtischen wie für die ländlichen Verhältnisse Ungarns zeigen deutlich das Wesentliche des Problems. Nicht biologische Überlegenheit des Madjarentums gab den Anlaß zu solchen auffallenden Verschiebungen des Zahlenverhältnisses zwischen dem Staatsvolke und den Angehörigen der nichtmadjarischen Gruppen. Es war immer die Fragestellung, die den Einzelnen eine Entscheidung zu treffen zwang. Daher ist es auch erklärlich, warum die madjarische Auffassung den Begriff der volklichen Zugehörigkeit — der für uns unverrückbar feststeht — immer wieder als unwesentlich in den Hintergrund zu schieben versucht und dafür das persönliche Bekenntnis zur Sendung des Staates als entscheidend ansieht. Denn nur auf dem Wege der Verlagerung der Frage kann das — als drohendes Schicksal empfundene — ungünstige Zahlenverhältnis zwischen dem Madjarentum und seinen Nachbarvölkern überbrückt werden, das sich um so ungünstiger darstellt, je mehr dieser „Sendungsgedanke" als Aufgabe der Beherrschung des von den Karpaten umsäumten Donaubeckens in den Mittelpunkt des politischen Denkens gestellt wurde. Im Gegensatz zu dem sich bei allen Nachbarvölkern immer klarer durchsetzenden Volkstumsbegriffe als einem objektiven Tatbestande, der schicksalmäßig durch Herkunft bestimmt und durch Zugehörigkeit zu einem fremden Kulturkreise und sogar bewußter Hinneigung zu fremder Lebensform nur verdeckt, nicht aber aufgehoben werden kann, steht das subjektive Erlebnis eines Wahlvorganges, der dem Einzelnen suggestiv erleichtert wird, indem man ihm in der Praxis die Wirkungen seiner Hinwendung zur Idee des Herbergsstaates in allen ihren Vorzügen zeigt und daneben, als scheinbar auf gleicher Ebene befindlich, aus der Perspektive des Herrenvolkes die fremdvölkische Bindung mit allen Nachteilen sozialer Stufung belastet. Diese Entwicklung ist natürlich nicht das Ergebnis bewußter Erfindung gewesen, sondern aus dem Wesen der politischen und gesellschaftlichen Struktur des Vorweltkriegs-Feudalstaates Ungarn erklärlich.

Denn das gesellschaftliche Idealbild in diesem Staate war ausschließlich im Sinne der adligen Großgrundbesitzerschicht des Staatsvolkes geprägt, während das nationalistisch-politische (scharf antideutsche) der madjarischen Kleinadelsschicht entstammte. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Zeit überhandnehmenden Materialismus, entstand — wie oben gezeigt — aus verschiedenartigsten wesensfremden Elementen die Mittelschicht der Städte, die aus diesem Grunde auch jeder tragenden Eigenkultur entbehrte und sich daher bedenkenlos der Nachahmung dieses unverstandenen Idealbildes hingab. Das Judentum war dabei tonangebend und riß die „bürgerlichen" Kreise mit auf den Weg einer Pseudokultur. Das an sich schon zahlenmäßig geringe alte Bürgertum, das überwiegend deutsch war und als Kulturelement eine außerordentliche Bedeutung besessen hatte, ist damals überrannt worden. Die Auswirkungen dieser Vorgänge reichten durch die Beamtenschaft, die zum weit überwiegenden Teile aus diesen rasch assimilierten Kreisen stammte, von der Hauptstadt bis in die kleinsten Landstädte, ja schließlich bis in die Dörfer herab, wo nun die Vertreter der Staatsgewalt — ebenso wie der willig folgende Klerus — gerade die eifrigsten Verfechter dieser Assimilierung wurden.

Wir hören immer noch die Klage der um die Zukunft des Madjarentums ernstlich besorgten Kreise, es gäbe über zwei Millionen „Madjaren", die nichtmadjarische Namen tragen. Man sucht diese Tatsache damit zu erklären, daß man sie als Nachkommen madjarischer Mütter bezeichnet, die Mischehen eingegangen seien. Dies mag gewiß für einen Teil richtig sein, läßt aber ebenso die Ausdehnung fremder Blutanteile erkennen. Die oben dargestellten Vorgänge weisen jedoch ebenso deutlich auf reine Madjarisierungsvorgänge, die nicht bis zur letzten Konsequenz, der Preisgabe des ererbten Namens, ge-



diehen sind. Von madjarischer Seite her wird nun immer lauter gerade von ihnen die letzte Entscheidung gefordert. Der Körper des Madjarentums soll auf diese Weise noch einmal gefestigt werden, der Prozeß der Madjarisierung weitergehen. Gegenüber der seit Jahren die öffentliche Meinung aufregenden Debatte über die „Dissimilation" hofft man damit Beweise für die Kraft der politischen Idee des Madjarentums zu gewinnen. Daß man an der großen Aufgabe unentwegt festzuhalten gewillt ist, zeigt unter vielen ein Ausspruch den der gegenwärtige ungarische Kultusminister und hervorragende Geschichtsforscher Bálint Hóman vor einigen Jahren in einer Rede im Abgeordnetenhause getan hatte und der das Problem in seinem ganzen Umfange klar umreißt: „Der größte Wert der ungarischen Nation liegt in der Fähigkeit, die oft zahlreichen fremden Gruppen, die sich auf dem Gebiete des Landes angesiedelt haben, vollkommen zu assimilieren. Wenn die ungarische Nation diese Fähigkeit nicht besessen hätte, so hätte sie auch nicht die Kraft aufgebracht, tausend Jahre zu bestehen."

Von den Volkstumsfronten

Die Organisation der deutschen Jugend in Ungarn

Für den Ausbau der inneren Organisation der deutschen Volksgruppe in Ungarn ist eine wichtige, grundlegende Entscheidung der ungarischen Regierung erfolgt, die im Sinne der Klärung des deutsch-madjarischen völkischen Verhältnisses aufrichtig zu begrüßen ist. Die Regierung hatte in letzter Zeit zur Vereinheitlichung der gesamten Jugenderziehung außerhalb der Schule durch das Honvedministerium eine Verordnung über die Organisation der „Levente" erlassen. Nach dieser Verordnung, die über die dafür vorgesehene unmittelbare Organisation hinaus auch noch die Bildung von Leventevereinen vorsieht, wäre es unmöglich gewesen, die aus dem Wiener Abkommen der deutschen Volksgruppe zugesicherten Rechte auf Bildung eigener Jugendorganisationen auszuüben. Es war demnach klar, daß ergänzende Bestimmungen hier Wandel und die Ausgangspunkte für die notwendige Volksgruppenarbeit an der Jugend unter achtzehn Jahren schaffen mußten. Diese Bestimmungen, die auf diesem wichtigen Erziehungsbereiche in einigen grundsätzlichen Fragen die Aufgaben des Staatsvolkes und der deutschen Volksgruppe abgrenzen, sind nunmehr erlassen worden.

In dieser neuen Regierungsverordnung ist dem Volksbund der Deutschen in Ungarn (VDU.) ausdrücklich die Schaffung von Organisationen mit dem Charakter von Vereinen zur Pflege und Bildung der ungarländischen deutschen Jugend außerhalb der Schule gestattet. Mitglied kann nur der sein, der sich zur deutschen Volksgruppe zugehörig bekannt hat und von der Leitung der deutschen Volksgruppe als Volksdeutscher anerkannt und bestätigt wird. Aus dieser Fassung ist ersichtlich, daß man die jüngste Volkszählung zur Grundlage der Beurteilung zu machen und damit den Bestand der Volksgruppe möglichst mit einem bestimmten Zeitpunkte festzulegen beabsichtigt. Junge Leute, die ihr 18. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, können, ohne selbst Mitgliedsrechte auszuüben, mit Bewilligung ihres Vaters oder des gesetzlichen Vertreters, sofern diese Mitglieder des VDU. sind, teilnehmen.

Die Dienstpflicht der Jugendlichen in der Levente, also ihre vormilitärische Erziehung durch Organe des Staates im Sinne der Stärkung madjarischen nationalen Bewußtseins, wird durch diese Verordnung nicht berührt. Es bleibt abzuwarten, in welcher Weise auch hier eine Regelung dieser Einrichtungen im Sinne des Wiener Abkommens erfolgen wird. Die eben erlassene Verordnung bezieht sich nur auf die Mitgliedschaft in den sogenannten Leventevereinen, in denen die Jugend außerhalb

der unmittelbaren Organisation zur vormilitärischen Schulung auf gesellschaftlicher Grundlage zu geselligen Veranstaltungen usw. zusammengefaßt und weiterhin geschult werden soll. Hiernach ist also die Doppelmitgliedschaft für Angehörige der deutschen Volksgruppe ausgeschlossen und der deutschen Jugendorganisation damit überhaupt die Möglichkeit zur Entfaltung eingeräumt. Das Wichtige daran ist, daß mit der Führung dieser aus der Volksgruppe heraus zu schaffenden Jugendverbände auch das im Wiener Abkommen der Volksgruppe gesicherte Recht der Erziehung der Jugend in deutschem Geiste — nicht nur in deutscher Sprache — gewährleistet wird. Es ist nicht der Zeitpunkt, über die zu erwartenden Auswirkungen dieser im Sinne der Klärung der Stellung der deutschen Volksgruppe innerhalb des ungarischen Staates begrüßenswerten Verordnung gegenwärtig Überlegungen anzustellen. Entscheidend wird auch dabei die Auslegung und Form der Anwendung durch die Unterbehörden sein, durch deren verständnisvolles Eingehen auf den Sinn der von der Regierung erlassenen Bestimmungen wesentliche Fortschritte in der Verständigung über lebensnotwendige Forderungen der deutschen Volksgruppe geschaffen werden können. K.

Schokazen und Bunjewazen

Unter den Bevölkerungsgruppen der Wojwodina sind die katholischen Bunjewazen und Schokazen schon zu Zeiten des Bestehens der österreichischen Militärgrenzorganisation immer wieder das Ziel der Madjarisierungspolitik gewesen. Aber auch ihre Stellung zwischen Kroaten und Serben fand niemals völlige Klärung, und als der größte Teil ihres Gebietes mit Theresienstadt (Subotica) als Mittelpunkt nach 1918 zu Südslawien fiel, wurde erneut die Frage lebendig, welchem der beiden südslawischen Stämme sie näherstünden. Wurde von den Serben der engere Siedlungszusammenhang und die stärkere geschichtliche Beziehung herangezogen, so wiesen die Kroaten auf die nähere sprachliche und die von je bestehende kirchliche Verbundenheit im Katholizismus hin. Sie machten darauf aufmerksam, daß man sie sogar frühzeitig als „Illyrier" bezeichnet habe und daß die Bunjewazen Ambrozović und Zombozević begeisterte Anhänger Ludevit Gays gewesen sein, während die Serben niemals für diese Bewegung zu gewinnen waren. Somit seien die geistigen Bande, die Bunjewazen und Schokazen mit der kroatischen Freiheitsbewegung verbunden haben, einwandfrei festgestellt. Dies habe sich seither nicht geändert.

Es schien lange Zeit, als sei Belgrad erfolgreich bemüht, bunjewazisches und schokazisches Eigenleben zu fördern, um so die Wojwodina aus der Auseinandersetzung um den Staat herauszuhalten. Nach der Errichtung der Banschaft Kroatien haben sich diese Auffassungen wieder gewandelt, und es gewinnt nun den Anschein, als ob das Kroatentum endgültige Bindungen zu den beiden Gruppen herzustellen imstande sei.

So zeigte sich vor allem die kulturelle Organisation der Kroaten bemüht, den engeren Anschluß der Bunjewazen und Schokazen in der Batschka und Baranya zur Tat werden zu lassen. Versammlungen und Kulturveranstaltungen haben diesem Ziele vielfach gedient, und trotz mancherlei Widerspruches, der gegen eine zu weitgehende Bindung von manchen, dem Serbentum näher zuneigenden Kreisen laut wurde, haben verschiedene Resolutionen den Standpunkt der organisierten Kräfte zum Ausdruck gebracht. Ohne dazu sachlich Stellung zu nehmen, geben wir den Inhalt eines dieser Beschlüsse, die zu Anfang dieses Jahres in Theresienstadt (Subotica) anläßlich der Tagung der kroatischen kulturellen Gesellschaften aus der Batschka und der Baranya gefaßt wurden, wieder, weil uns darin die volkspolitische Lage dieser Gruppen im Rahmen des Südslawentums besonders deutlich zu werden scheint.

Es heißt darin unter anderem: Wir erklären nochmals, daß unser engerer Stammesname Bunjewazen und Schokazen seine Aufgabe in unserer Vergangenheit ehrlich erfüllt hat. Diese Namen waren das Symbol unserer hundertjährigen Kämpfe mit den Fremden um die Erhaltung unserer Sprache, Sitte und völkischen Kultur. Wir sind uns bewußt, daß uns diese engeren Stammesnamen nicht als Volk kennzeich-

nen. Wir wollen und wünschen auch nicht eine bunjewazische oder schokazische Minderheit zu sein. Wir sind Kroaten! Dieses kroatische Volksbewußtsein, diese Tradition und Kultur ist uns durch niemanden aufgedrängt noch künstlich geschaffen worden.

Das elementarste Recht jedes Volkes ist, daß es sich die Freiheit in der Entwicklung seiner völkischen Kultur bewahrt. Wir stellen fest, daß man uns diesbezüglich bisher in keiner Weise entgegenkommt. Wir verlangen kroatische Lehrer für unsere Volksschulen, wo die Kroaten die Mehrheit bilden und Schulbücher, die in Agram erscheinen und die der Seele und dem Gefühle nach den bunjewazischen und schokazischen Kroaten entsprechen. Wenn die Deutschen ein deutsches Gymnasium in Neu-Werbas, die Madjaren ein madjarisches Gymnasium in Zenta, die Serben ein serbisch-pravoslawisches Gymnasium in Neusatz haben können, so können auch wir Kroaten aus der Batschka und der Baranya ein kroatisch-katholisches Gymnasium in Maria-Theresienstadt haben. Wir stellen fest, daß wir der kroatischen Kulturgemeinschaft in Maria-Theresienstadt die Organisierung der gesamten Kulturarbeit anvertrauen und der „Privredna Matice“, die eben gegründet wird, die Organisierung des Wirtschaftslebens.

Damit scheint nun endgültig die Hinwendung der Bunjewazen und Schokazen zum Kroatentum vollzogen. K.

Blick über die Grenzen

Der madjarische Mensch

Das anthropologische Bild des Madjaren hat schon seit geraumer Zeit die Forschung beschäftigt. Vergleiche zwischen Gräberfunden aus der Zeit der Landnahme und größer angelegte Reihenmessungen an Lebenden zeigen einschneidende Veränderungen im Gesamtbilde durch längst nachgewiesene Vermischung verschiedenartiger Bevölkerungselemente. Ein umfangreiches Buch von Lajos Bartucz — herausgegeben von der Königlich Ungarischen Universitätsdruckerei in Budapest — sucht alle diese Ergebnisse zusammenzufassen und die Rassenmerkmale des Madjarentums herauszuarbeiten. Dabei erscheint uns auf den ersten Blick die Schwierigkeit der Anwendung auf die Gegenwart infolge der heute üblichen Begriffsbestimmung unüberwindlich. Denn auch Bartucz kann, schon durch diese offiziell geltende sprachliche Begriffsbildung dazu gezwungen, zwischen dem ungarischen Staatsbürger nichtmadjarischer Abstammung — auch dort, wo er sich dieser voll bewußt ist —, dem sich selbst als „Madjare“ Bekennenden und dem Stammes-Madjaren, der allein in den Kreis dieser Vergleiche gezogen werden dürfte, nicht unterscheiden, sofern er statistische Vergleiche und Messungen (z. B. des Militärs, der Schulen usw.) für die Gegenwart heranzieht. Dies muß von vornherein als Einschränkung für jede Anwendung solcher vergleichender Untersuchungen auf unsere Zeit gesagt werden.

Wir erfahren aber aus dem vorliegenden Werke eine Fülle interessanten Materials. So stellt Bartucz im Vergleiche fest, daß die durchschnittliche Körpergröße der Bewohner des heutigen Ungarn 167 Zentimeter beträgt, gegen nur 163,5 Zentimeter der Madjaren zur Landnahmezeit. Die Frauen, die jetzt durchschnittlich 156 Zentimeter messen, erreichten damals 152,5 Zentimeter. Bartucz vertritt die Ansicht, daß die hochwüchsigen Einwohner des Landes vom Süden und Westen her eingewandert seien. Es ist also anzunehmen, daß sich diese bereits sehr früh beginnende Vermischung mit fremden Elementen — oder die zu einem späteren Zeitpunkte wirksam gewordene Einschmelzung — daher sehr erheblich in der Änderung des Gesamtbildes ausdrückt. Die Schädelbildung der Madjaren ist auch heute noch fast ausschließlich als kurz oder zu kurz zu bezeichnen, wobei die Verhältniszahl der sehr Kurzschädligen nach dem Süden hin zunimmt. Bartucz will daraus — wenn auch recht hypothetisch — einen südlichen Ursprung der Rasse ableiten. Dunkles



oder braunes Haar ist mit diesen Merkmalen verbunden. Es gibt keine hellhaarigen, sehr kurzschädligen Madjarentypen, während die Augenfarbe gleichzeitig überwiegend hellblau ist.

Der nachweisbare Einschlag der alpinen, dinarischen Rassetypen wird von Bartucz auf etwa 15 v. H. der Gesamtbevölkerung geschätzt, ein Beweis für das starke und dauernde Einströmen aus den westlichen und südlichen Nachbarräumen in das pannonische Becken. Interessant ist nach des Verfassers Auffassung, daß sich der turanische Typus nur bei Szeklern und Madjaren in Siebenbürgen erhalten habe. Das mongoloide Element deckt sich mit der palowzische Mundart sprechenden Bevölkerung.

Bartucz weist auf die vielfachen Überlagerungen der Bevölkerungen des pannonischen Raumes hin. In der Bronzezeit herrschte die alpin-dinarische Rasse vor, dann mehrte sich — mit Hunnen, Awaren und schließlich Madjaren — der kurzschädlige Rasseneinfluß. Auch innerhalb der Madjaren der Landnahmezeit lassen sich verschiedene Typen — eine niedere, eine mittlere und eine höhere — erkennen, von denen die letztere, vermutlich die turanische, die Führungsschichte darzustellen scheine. Die Zeit der großen madjarischen Raubzüge habe schon starken Blutverlust des ursprünglichen Rassenkernes gebracht und sei nur durch Einschmelzung von Petschenegen und Kumanen überwunden worden, ohne freilich im Rassenbilde deswegen wesentliche Änderungen hervorzurufen. Dieser Zustand habe sich bis zum Jahre 1526, der Katastrophe von Móhacz, erhalten. Nach den Jahrhunderten der Türkenherrschaft, die eine allgemeine, teilweise bis zur Erschöpfung führende Schwächung des Bevölkerungsstandes gebracht habe, sei das alpine und dinarische Element stark in den Vordergrund getreten.

Der Verfasser versucht nun seinem Buche einen aktuellen Sinn durch den Nachweis zu geben, aus diesen hauptsächlich im 18. Jahrhundert einströmenden neuen Elementen und den aus der Landnahmezeit die Türkenherrschaft überdauernden Resten habe sich eine neue „Rasse" herausgebildet, die sich seiner Auffassung nach von allen anderen Menschengruppen unterscheide. Wie Bartucz diese Meinung z. B. beim Besuche weiter Landstrecken Transdanubiens — von Westungarn über den Bakonyerwald und das Ofner Bergland bis in die Schwäbische Türkei und weiter über die Batschka ins Banat — aus dem Erscheinungsbilde des dort bodenständig gewordenen Landvolkes begründen will, das überhaupt keinerlei Vermischungszeichen mit dem Rassemadjarentum aufweist, ist nicht ersichtlich. Hier mündet seine sonst vielfach sehr interessante Darstellung in rein hypothetische Verallgemeinerungen, zu denen zweifellos auch die eingangs erwähnten Vorbehalte über begriffliche Unklarheiten der Bezeichnung „Madjare" beitragen. Die städtischen Mischtypen, die das 19. Jahrhundert im überstürzten Aufbau einer Mittelschicht hervorgebracht hat und die sich von vornherein wegen ihres starken jüdischen Anteiles aus dem Bereiche echten Madjarentums ausschalten, können hier wohl auch nicht zur Erweiterung des rassischen Bildes der Madjaren im heutigen Ungarn herangezogen werden. Dagegen hat längst in den Reihen wirklichen Madjarentums Abwehr eingesetzt. Mit diesen Hinweisen wird aber auch die Schwierigkeit deutlich, die einer den Staatsraum überschauenden Beurteilung seiner rassischen Elemente entgegensteht, sofern man nicht ihre Aufgliederung, sondern eine gerade in den wertvollsten Zonen nicht bestehende Verschmelzung vorwegnimmt, um daraus das Werden einer „neuen Rasse" glaubhaft zu machen. K.

Juden in Bulgarien

Das Judentum in Bulgarien ist fast ausschließlich in den größeren Städten des Landes seßhaft. Über die Hälfte — fast 26.000 Juden — leben in Sofia, rund 11.000 in den übrigen größeren Städten, 12.000 in Kleinstädten, nur etwa 1500 in Dörfern. Daher ist das Judentum in Bulgarien auch fast ausschließlich im Handel, der Industrie und den freien Berufen zu finden, während es in die Landwirtschaft und gewerbliche Produktion kaum eingedrungen ist. Schon in türkischer Zeit bestand jüdische Zu-

wanderung, sie wuchs aber, wie überall in Europa, erst im Zeitalter des Liberalismus in besonderem Maße an und führte im städtischen Bereiche zur Festsetzung vor allem in bestimmten Intelligenzberufen, so dem der Ärzte, Apotheker, Drogisten, Rechtsanwälte. Wenn das Judentum auch weder in die bulgarische öffentliche Verwaltung noch in das unmittelbare kulturelle Leben des Landes in größerem Maße eingeschaltet erscheint — auch die Führung der Kinos ist weit überwiegend in bulgarischen Händen —, so wirkt sich der jüdische Einfluß in den Städten in der oben bezeichneten Richtung über Handel, Industrie und Geldwirtschaft doch deutlich fühlbar aus. Allein die Tatsache, daß man bei jedem Juden durchschnittlich Ersparnisse von rund 9000 Lewa schätzt, einen Betrag, der ein Mehrfaches des errechneten Anteiles jedes Bulgaren am bulgarischen Volksvermögen bedeutet, spricht für den Umfang des jüdischen Einflusses auf das gesamte Leben in Bulgarien.

Im besonderen ist es der Handel, der von Juden weitgehend beherrscht wird. Die jüdischen Geschäfte in Sofia, Plovdiv, Russe, Varna und Burgas stehen unbedingt im Vordergrund, aber auch der Außenhandel liegt zu einem sehr erheblichen Teile bei jüdischen Firmen. So ist z. B. die Einfuhr von Glas- und Geschirrwaren zur Gänze, von Manufakturwaren zu zwei Dritteln, von Rohhäuten, aber auch von Büchern zu mehr als der Hälfte in ihrer Hand. Ähnlich liegen die Verhältnisse für die Ausfuhr, wo ebenfalls wichtige Zweige, wie der Rohhäutehandel, der mit Milchprodukten, Vieh und Fleisch und Tabak zum mindesten zu 50 v. H. unter jüdischer Leitung oder Kontrolle stehen. Daraus ergibt sich auch die Tatsache, daß der Anteil der Juden als Selbständig-Erwerbende, gemessen an ihrer Gesamtzahl im Staate, ein Vielfaches gegenüber der Zahl der nichtjüdischen im Handel Selbständig-Erwerbenden erreicht, der für letzteren insgesamt mit 2,56 v. H. geschätzt wird. Noch schärfer tritt der Anteil der Juden, die ihrer Zahl nach rund 9 v. H. der Gesamtbevölkerung Bulgariens ausmachen, in der Kapitalverteilung der Aktiengesellschaften für Handel hervor, in denen 352 Millionen Lewa bulgarischen Kapitals 245 Millionen Lewa jüdischen Kapitals gegenüberstehen. Wenn auch die Juden in den Kreditgesellschaften im allgemeinen nicht sehr maßgeblich vertreten sind, so erscheint es beachtenswert, daß sie mit der Errichtung eigener volkstümlicher Banken — deren es bereits etwa 20 gibt — ein wichtiges Instrument für die Ausbreitung ihres Einflusses auf die kleinen Sparer und Darlehensnehmer auszubauen suchen. Es kennzeichnet sich darin deutlich die Absicht, zu neuen Einflußgebieten zu gelangen. K.

Bücher zur Volkstumsfrage

„Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung." Herausgegeben von A. Brackmann-Berlin, H. Hassinger-Wien, Fr. Metz-Freiburg im Breisgau. Schriftleiter: E. Meynen-Berlin. Verlag S. Hirzel-Leipzig.

Die trüben Erfahrungen, die in den Jahren deutschen Niederbruches und des Ringens um die bedrohten Lebensrechte des deutschen Volkes, während des Kampfes um die Grenzen, wie die Verteidigung des Siedlungsraumes mit dem Einsatze deutscher, wissenschaftlicher Forschung gemacht worden waren, die sich in heilloser Zersplitterung befand, zwangen zur Einkehr. Es wurde offenbar, daß selbst die ausgezeichnetsten Einzelleistungen, wie sie auch damals in Fülle vorlagen, nicht ausreichten oder sich sehr oft im Unwesentlichen verloren, so daß sie zur Abwehr in den großen Lebensfragen unseres Volkes zumeist gar nicht eingesetzt werden konnten. Es bedurfte planmäßiger Erarbeitung der wissenschaftlichen Grundlagen, auf denen eine das Ganze überschauende Volkstumspolitik aufgebaut werden konnte.

In den folgenden Jahren setzte daraufhin an verschiedensten deutschen Forschungsstätten ernsteste Arbeit ein. Die Literatur zur Volkstumsfrage, die Volksforschung, die Einzeldarstellungen der Volksgrenzenräume und über das Streu- und Inseldeutschtum, die Ausbildung der Darstellungsformen, insbesondere auf kartographischem Gebiete, erfuhren eine Ausdehnung und Vertiefung, wie sie in Vorweltkriegszeiten, als diese Probleme zum Schaden des deutschen Volkes nur als Spezialwissenschaft angesehen und von engen Kreisen fast als Liebhaberei gepflegt wurden, nie vorstellbar gewesen wäre. Es ist hier nicht der Platz, auf die Wege einzugehen, die die deutsche Volkstumswissenschaft von da an im einzelnen eingeschlagen hatte, um in so kurzer

Zeit zu so vielfältigen und ausgezeichneten Ergebnissen zu gelangen und das Wissen um den deutschen Volksraum und alle damit zusammenhängenden Probleme in diesem Maße zu erweitern. Entscheidend war der heute schon — nach so wenigen Jahren — fast nicht mehr verständliche Schritt der Überbrückung aller trennenden Schranken zwischen den einzelnen Wissenschaftszweigen, wie sie sich im Laufe des akademischen Lehrbetriebes herausgebildet hatten. Es war das große Ereignis der ersten Zusammenkünfte und Tagungen, die von seiten dieser Volkstumsarbeiter und -forscher gemeinsam veranlaßt wurden, wenn sich hier nun Historiker, Geographen, Germanisten, Volkswirtschaftler, Staatsrechtler, Kunstwissenschaftler und andere einheitlich aus der Tiefe ihrer Einzelerfahrungen heraus zu einem großen Thema äußerten und so im Zusammenklang ein bisher völlig unerwartetes, ungekanntes Bild schufen. Daraus entstand im Laufe der Zeit ein großer, diese Arbeiten tragender Kreis, der überall im deutschen Volksgebiet seine Helfer hatte und auf diese Weise über ein Verbindungsnetz verfügte, das der einzelne Wissenschaftler niemals auch nur annähernd herzustellen in der Lage gewesen wäre.

Auf diesem Boden der engsten Zusammenarbeit zu rein wissenschaftlichen Zielen der Volksforschung entstand nach langer Vorbereitung im Jahre 1937 die Vierteljahrsschrift „Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung", das nun seinen vierten Jahrgang erfolgreich abgeschlossen hat. Jedes der mit Kartenbeilagen reich ausgestatteten Hefte enthält eine große Zahl von Aufsätzen aus allen deutschen Volksgrenzräumen, in denen Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungsarbeit teils im einzelnen dargelegt, teils in großer Überschau zusammengefaßt werden.

Vom Blickfelde unserer Aufgaben im Südosten her gesehen, ist diese Zeitschrift als unentbehrlicher Behelf und Mittler zu bezeichnen. Gerade die weite Überschau über die Probleme des Deutschtums in aller Welt, die immer wieder zu Vergleichen und neuen Eigenbeobachtungen anregt und die jede Verengung auf irgendein fachwissenschaftliches Gebiet ausschließt, gibt für die Aufgaben im Südosten immer wieder wertvollste Hinweise. Die ungeheure Fülle der in diesen vier Jahrgängen gebotenen Beiträge macht es unmöglich, im Rahmen einer Buchbesprechung auf Einzelheiten einzugehen oder bestimmte erstmalig aufgeworfene Fragen herauszugreifen. Was immer wieder an dieser Zeitschrift als das Wichtigste und Wertvollste erscheinen wird, ist die Linie, mit der sie alle Aufgaben der Volksforschung den immer größer herauswachsenden Aufgaben der Volksführung zu unterstellen vermag und so die Wissenschaft zum wahren Gliede in der Arbeit für deutsches Volkstum macht. Felix Kraus

Irma Györgypál-Eckert: „Die deutsche Volkserzählung in Hajós." Hansischer Gildenverlag, Hamburg 11. 1941. Volksdeutsche Studien, 1. Heft.

Mit Unterstützung der Alexander-v.-Humboldt-Stiftung, des Internationalen Büros von Bauerntum und Landwirtschaft, Goslar und der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe" ist diese Dissertation erschienen. Die Arbeit erbringt eine gute und umfangreiche Materialsammlung von Sagen, Märchen, Versen und liefert damit einen wohlfundierten Beitrag zu volkskundlicher Sammelarbeit. Die Hinzunahme von Brauch- und Segensprüchen, die in der Einleitung begründet wird, erweitert zwar das Material, gehört jedoch nicht in das Gebiet der Volksheilkunde und nicht in die Volkserzählung. Gut sind auch die in der Mundart aufgezeichneten Geschichten.

Die Vfn. bemüht sich, bestimmte grundlegende Begriffe der Volkskundeforschung als Norm zu nehmen und in diese die gemachten Funde und Beobachtungen in der deutschen Gemeinde Hajós gewissenhaft einzutragen. So kommt sie zum Beispiel zur Feststellung eines gewissen statischen Grundcharakters der Hajóser Volkserzählung, dem sie den beweglicheren und darum dynamischen derjenigen der umliegenden madjarischen Dörfer gegenüberstellt. Diese Schematisierung des gefundenen Volkserzählgutes kennzeichnet die ganze Schrift, zum Beispiel wird der Volksglaube, der Grundlage sämtlicher Erzählungen ist, zum statischen Mittelpunkt, um den herum sich der größte Teil der Erzählungen dynamisch bewegt und entwickelt.

Diese Einstellung zeigt deutlich, daß das Erzählgut der Hajóser Schwaben weniger als Teil des deutschen Volkstums genommen wird, sondern als Objekt, das aufgezählt, genormt und analysiert werden kann. Vollständig vernachlässigt wird die Wurzel des Erzählgutes, das eigenständige Volkstum. Wohl ist die Rede von sprachlicher Verschiedenheit, die das deutsche Erzählgut der Hajóser wie das der benachbarten madjarischen Gemeinden in ihrer Eigenart erhielt. Gerade aber diese Feststellung, die das Volkstum gänzlich außer acht läßt, kennzeichnet den nichtdeutschen Forscher, schärfer gesprochen, den assimilierten Deutschen, der dank seiner Intelligenz und seiner wissenschaftlichen Ausbildung wohl die gefundenen Tatsachen gedanklich in bestimmte Begriffe einzuordnen weiß, dem jedoch das Erlebnis fehlt, das ihn innerlich mit dem Volkstum der Hajóser Schwaben verbindet. Dieser Haltung entspricht auch die Bezeichnung „schwäbisch-ungarische" Gemeinde Hajós, die assimilierende Schreibung Kismárton für das im deutschen Reichsgebiet liegende Eisenstadt ebenso wie Bácska für die jedem Deutschen selbstverständliche Batschka.

Die Dynamik der Hajós benachbarten madjarischen Siedlungen abzuleiten oder zu begründen mit dem Hin- und Herwandern dieser Madjaren in der weiten Ebene und ihr die Statik der an das Dorf Hajós gebundenen Schwaben gegenüberzustellen, ist verfehlt. Zwar ist in den madjarischen Volkserzählungen jener Gemeinden eine größere Beweglichkeit zu spüren, die eben gerade mit den Wanderungen innerhalb eines weiten, ebenen Raumes zusammenhängt, die unwillkürlich kürzere, prägnante, oft auch dramatische Erzählungen hervorbringt. Eingewurzeltes, von Geschlecht zu Geschlecht vererbtes Erzählgut findet hier keinen Boden. Wenn nun dem gegenübergestellt wird die traditionsgebundene, zumeist epische und oft etwas umständliche Volkserzählung der Hajóser Schwaben, die eng mit dem Volksglauben zusammenhängt, sollte man nicht von Statik, sondern vielmehr von einem bewahrenden Erzählgut sprechen im Gegensatz zu einem dauernd sich neu bildenden, wie es der volklichen Verschiedenheit und der örtlichen Gegebenheit entspricht. Es wird hier versucht, Brinkmaiersche Gedanken nach Pannonien zu verpflanzen, jedoch wird das innerste Wesen deutscher Volkskunde, das deutsche Volkstum, die völkische Eigenart, ganz vernachlässigt oder durch die verschiedene Sprache erklärt. Auch das ist wieder ein Kennzeichen des assimilierten Deutschen, der eigentlich keinem Volkstum zugehörig erscheint, weil er das angestammte verleugnet, das angenommene fremde aber innerlich nicht besitzt.

Die physiologische Grundlage der Hajóser Volkserzählung ist nach Györgypál-Eckert der Volksglauben der Hajóser, der als seelische Erscheinung eines Ackerbauvolkes erklärt wird, welches seit Jahrtausenden mit der Natur und ihren Erscheinungen innerlich verbunden ist. Welches Ackerbauvolk wäre das nicht? Alle Ackerbauvölker gestalten ihren in der Natur wurzelnden Volksglauben zu einem sagen- und märchenhaften Erzählgut aus, doch bedingt gerade die völkische Eigenart die ihr eigene Formung und Wesensart. Sie gestaltet das Kulturgut, so daß wir ohne besondere Mühe noch heute germanische Sagenkreise zum Beispiel von den romanischen zu unterscheiden vermögen. Gerade diese liberale theoretisierende Betrachtungsweise ist der deutschen Volkskunde fremd, denn diese weiß sich eng verbunden mit dem deutschen Volkstum.

Wer das kleine Buch aufmerksam durchliest, wird für diese Behauptungen noch weit mehr Beweise finden. Es ergibt sich daraus, daß Menschen, die sich ihres Volkstums nicht mehr bewußt sind, oder es nicht sein wollen, sich niemals mit der Volkskunde dieses Volkes, die Ausdruck seiner völkischen Wesensart ist, befassen sollen. Es kommt bestenfalls eine theoretische analysierende Studie heraus, für deren liberalistische Art und Gedankenführung in der deutschen Wissenschaft kein Platz ist. K. Heil

„Slowenische Novellen. Kroatische und bosnische Novellen. 2 Bände. Adolf Luser Verlag. Wien und Leipzig. 1940.

Dr. Franz Hille, der sich in seinem unmittelbaren Wirkungsbereiche als Lektor der Deutschen Akademie einen ausgezeichneten Einblick in die südslawische Literatur und ihre wesentlichen geistigen Strömungen zu schaffen vermochte, wählte diese Novellen aus und besorgte — im slowenischen Teile von Stanislaus Hafner unterstützt — ebenfalls die sehr sorgsame Übersetzung. Mit diesen beiden Bänden, die uns siebzehn Autoren mit knappen Proben ihrer Erzählerkunst nahebringen, wird der Wesensgehalt gegenwartsnaher Schöpfungen der west-südslawischen Welt zu umschreiben versucht. Im slowenischen Bereiche ist es ausschließlich das Bauerntum, das in seiner Armut und bedrückenden Enge des erdgebundenen, aber auch geistigen Lebens zum Ziele der Darstellung gewählt ist. Gerade diese strenge Abwandlung enggezogener äußerer Probleme vertieft ihren inneren Gehalt und zeigt uns die Schwere der Aufgaben, die diesem Kleinvolke gestellt sind, wenn es sich selbst treu bleiben will. In dem zweiten, dem kroatisch-bosnischen Lebensbereiche gewidmeten Bande treten wesentlich reichhaltigere Inhalte in Erscheinung. Hier ist es nicht allein die auf kargem Boden um das ärmlichste Leben ringende Bauernschicht, sondern hier berühren sich mit ihr bereits die überalteten kleinstädtischen Lebensformen, die mit aufkeimendem gärendem neuem Willen zusammenstoßen und hinter denen auch die völkischen Überschneidungen, im besonderen im dalmatinischen Küstenraume, ebenso aber auch die Reste der türkischen Herrenschicht sichtbar werden. Sie alle finden in der künstlerischen Gestaltung ihre wirkungsvolle Prägung.

„Spielmann im Harnisch" nennt Friedrich Pock eine Sammlung von Essays, die in ihrem Zusammenhange ein ausgezeichnetes, anschauliches Bild der ostmärkischen Dichtung der letzten hundert Jahre bieten. Der Verfasser, seit langen Jahren im Volkstumskampfe seiner Heimat bewährt, ist wie wenige andere durch diese tiefgreifende Schulung dazu berufen, die Scheidung von echt und unecht, wie sie auf diesem Grenzboden deutschen Volksgebietes durch Mode und fremde Einflüsse in den letzten Jahrzehnten vielfacher Verwirrungen nur zu sehr verwaschen wurde, wiederherstellen zu helfen. Sein Buch, das die unbeirrbare Haltung der kämpferischen Ostmark prächtig widerspiegelt, zeigt aber auch die ungeheure Fülle der geistigen und schöpferischen Leistungen dieser Gaue, die lange Zeit, vom Gesamtdeutschtum wenig beachtet, ein Schattendasein geführt hatten. Der Verlag Anton Pustet, Salzburg-Leipzig, sorgte für ein würdiges Gewand.

Felix Kraus

Volkstum im Süd-Osten

Inhalt dieses Heftes: Das Ende der südslawischen Idee / Alfred Karasek-Langer: Werden und Entwicklung der Donauschwaben / Zwischen Drau und Save / Egon Lendl: Entwicklung und Schicksal des kroatischen Volksbodens / Versunkenes Deutschtum in der mährischen Slowakei / Neue Aufgaben für das Schrifttum

Mai-Folge 1941 Heftpreis RM —.40

Volkstum im Südosten

Volkspolitische Monatsschrift

Früher „Grenzland", Zeitschrift für deutsche Schutz- und Kulturarbeit des Deutschen Schulvereins Südmark / 18. Jahrgang

Schriftleiter: Felix Kraus

Verlag und Druck: Wiener Verlagsgesellschaft m. b. H., Betriebsführer Ernst Sopper, Wien 55, Spengergasse 43. — Die Zeitschrift erscheint am 15. eines jeden Monats. — Bezugspreis im Jahr RM 4.— (einschl. 20 Rpf. Postzeitungsgebühr). — Alle Zuschriften, die Schriftleitung betreffend, sind an Felix Kraus, Wien 65, Fuhrmannsgasse 18 (B 4 85 44) zu richten. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet. — Derzeit Anzeigenpreisliste Nr. 1 vom 11. Jänner 1939 gültig.

Inhalt des Mai-Heftes 1941

Das Ende der südslawischen Idee

Noch einmal haben vom Balkan her Elemente des Chaos den Versuch unternommen, die Neuordnung zu stören und an Stelle einer großen Planung zum Nutzen der Südostvölker den Raum, der lange Zeit als das „Pulverfaß Europas" galt, neuerlich zum Ausgangspunkt der Kriegsausweitung zu machen. Wir kennen aus den Veröffentlichungen des in La Charite aufgefundenen Aktenmaterials nunmehr auch diese weit zurückreichenden Absichten, sich gegen das Interesse der eignen Völker für England in einen Krieg treiben zu lassen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte — außer für den, der völlig verblendet die Kräfte auf beiden Seiten nicht im entferntesten mehr abzuwiegen vermochte. Daher blieb auch bis zum letzten Augenblick die Hoffnung berechtigt, daß die politischen Strömungen, die nicht vom Wahnsinn des Zerstörungswillens völlig umnebelt waren, schließlich doch noch die Oberhand behalten und einen Weg aus den gefährlichen Verirrungen herausfinden würden. Die Selbstvernichter haben aber die Oberhand gewonnen und damit mußte der Zusammenbruch des Südslawischen Staates und einer durch zwanzig Jahre vorgetäuschten Idee unvermeidlich eintreten.

In den folgenden drei Wochen erlebte das deutsche Volk und mit ihm die ganze Welt Leistungen der deutschen Wehrmacht, die einmalig waren. Die Überwindung der fast unvorstellbaren Geländeschwierigkeiten, die sich dem Vormarsch modernster motorisierter Truppen, im besonderen der Panzerwaffe, beim Fehlen auch nur einigermaßen geeigneter Straßen im Gebirge entgegenstellten, ist allein schon eine Leistung, die alles bisher Erwartete weit zurückläßt. Der Ansturm der kämpfenden Truppe aber, die meist einem zahlenmäßig weit überlegenen Feinde gegenüberstand, war dank der unerhörten Angriffskraft und höchster Schulung, gestützt auf die besten Waffen der Welt, im Zusammenwirken mit der Luftwaffe von einer derartigen vernichtenden Wucht, daß auch tapfere Gegenwehr, wie sie insbesondere von griechischen Verbänden geleistet wurde, überrannt werden konnte. Das stolze Wort des Führers: Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich! erfüllt uns alle mit tiefster Dankbarkeit vor solch hinreißender Leistung.

Der entscheidende Wandel im äußeren Bilde des Südostens, der in diesen kurzen Wochen vor sich gegangen ist, trifft mit voller Wucht den Südslawischen Staat. Als der von einer serbischen Minderheit beherrschte Staat dreier südslawischer Stämme gehört er der Vergangenheit an, nach knapp dreiundzwanzig Jahren seines Bestehens. Aus seinem Bereiche löst sich, als unabhängiger Eigenstaat, Kroatien, das von dem Augenblicke an, als der Belgrader Zentralismus den im Spätherbst 1918 auf den Trümmern der Habsburgermonarchie errichteten neuen Staat der Serben, Kroaten und Slowenen zu einem größeren Serbien umzufälschen suchte, den Widerstand dagegen planmäßig aufzubauen begann und die serbische Herrschaft ablehnte. Es ist ausschließlich Schuld der Belgrader Zentralisten, daß diese Entwicklung schließlich den Staat sprengen und seine verblendeten Träger unter den Trümmern begraben mußte. Es fehlte nicht, weder in der Vergangenheit noch in jüngster Zeit an Kräften und Bewegungen, die das Gemeinsame der drei südslawischen Stämme in Wesen und Kultur zu pflegen wünschten, wenn sie auch die tiefe Kluft, die durch Geschichte und religiöse Bekenntnisform zwischen den Stämmen gegraben war, in ihrer ganzen Bedeutung erkannten und daher gerade auf dem Gebiete der Staatbildung weitgehende Selbständigkeit innerhalb der Form eines gemeinsamen Oberbaues verlangten.

Niemals in ihrer Geschichte seit dem Seßhaftwerden der Stämme in diesen südosteuropäischen Wohnsitzen war es gelungen, ein einheitliches südslawisches Reich aufzubauen oder auch nur ein den ganzen Raum überspannendes politisches Ziel zu finden. Der kroatische Raum, der bereits vor dem Jahre 1000 als Königreich seine selbständige Geschichte erlebte, beendete sie bereits im Jahre 1102 mit dem Vertrage von Biograd, der die bis 1790 in Kraft bleibende Personalunion mit Ungarn bedeutet. Damit ist Kroatien und das mit ihm verbundene Sla=

wonien sowie bis ins 15. Jahrhundert Dalmatien — das 1420 endgültig von den Venezianern besetzt wurde — in den Kulturbereich und das politische Kräftefeld Mitteleuropas einbezogen und erlebte mit diesem die großen geistigen und politischen Bewegungen. Die Sprache im öffentlichen Verkehre, im Landtage, in allen Urkunden und des Adels war Lateinisch, bis mit der Wende zum 19. Jahrhundert die Vorstöße Ungarns auf Durchsetzung der madjarischen Sprache von dem längst volksfremd gewordenen Adel aufgegriffen und ausgeführt wurden. Daneben wurde, besonders in den Städten, viel deutsch gesprochen. Die Reformation brachte auch ins kroatische Volk den Geist von Wittenberg und läßt zum ersten Male die drei kroatischen Mundarten in den Rang der geschriebenen und gedruckten Sprachen aufsteigen. Nicht nur die Erbauungsbücher der Druckerei des steirischen Freiherrn von Ungnad im württembergischen Urach und andere „Offizinen" brachten Tausende von kroatischen Büchern ins Land, mit deutschen Kräften wurde im Jahre 1572 auf dem Gute Nedjelišce des Grafen Zrinski eine protestantische Druckerei für Bücher in kajkawischer Mundart errichtet, der nach 1600 mit der Gegenreformation die Jesuiten Werke in der stokawischen Mundart entgegensetzten, die von den Kollegien in Rom und Loretto ihren Ausgang nahmen. Mit dem Aufblühen kroatischer Schriftsprache wurde aber die Kluft gegen den glagolitisch-kyrillischen Kulturbereich der Serben nur noch vertieft. Es gelang nicht, eine einheitliche Schriftsprache zu schaffen. Durch die k. k. Militärgrenze gegen den türkisch besetzten Balkan wurde die Absperrung erst recht wirksam und entwickelte sich vollends als geistige Scheide auch gegen die muselmanisch und orthodox gewordenen Teile des kroatischen Volkstums in Bosnien, die erst jetzt wieder bewußt in den Volkskörper eingebaut werden sollen.

Die großen geschichtlichen Erinnerungen des serbischen Volkes reichen in die Zeit zwischen Stephan Nemanja und Zar Dušan zurück, in die Kämpfe gegen Byzanz, die beiden bulgarischen Reiche und gegen die Türken. Während die beiden ersten Erlebnisse dem Kroatenvolk ohnedies fernlagen und durch die späteren Ereignisse völlig überdeckt wurden, ist auch der Kampf gegen die Türken, der den stärksten Inhalt der serbischen Volkspoesie, der Heldenlieder, erfüllt, nie als gemeinsame Tat der südslawischen Stämme empfunden worden. Die Kroaten haben ihn an der Seite der Ungarn und kaiserlicher Heere erlebt und wuchsen immer stärker in die Militärorganisation der Habsburger hinein. Die Slowenen gehörten in den innerösterreichischen Raum, und da ihnen eigene, größere geschichtliche Ereignisse, die ihre Phantasie zu formen vermocht hätten, fremd blieben, spiegelten sich in ihren Volksliedern nach alten deutschen Vorbildern phantastisch ausgeschmückte Taten des Ungarnkönigs Matthias Corvinus. Für beide Stämme lag also der Quell ihrer schöpferischen Kräfte im mitteleuropäischen Kulturraum. Der Schwerpunkt des Serbentums befand sich aber in der vor- und frühtürkischen Zeit innerhalb der zentralen Gebirge der Balkanhalbinsel, und erst die Flucht vieler zehntausend Familien aus dem Bergland in die entvölkerten Räume nördlich von Donau und Save vor der immer drückender werdenden Herrschaft der Türken in Südserbien verlagerte im Laufe der Zeit den Siedlungsraum bis in die großen fruchtbaren Ebenen Südungarns und Kroatiens. An Stelle der alten Königsstadt Nisch wurde nun Belgrad zum politischen und wirtschaftlichen Mittelpunkte Serbiens.

Selbst die „Illyrische Bewegung" Ludwig Gajs in der Mitte des 19. Jahrhunderts ist als erster Versuch der Zusammenfassung aller kulturellen Kräfte des Südslawentums nicht so sehr als eine aus der slawischen Entwicklung heraus verursachte Annäherung zu erklären, wie aus der Abwehr madjarischer Vorstöße gegen das Kroatentum.

Der Wiener Zentralismus des späten 18. Jahrhunderts hatte den madjarischen und kroatischen Adel — der blutsmäßig längst nicht mehr kroatisch war — zu einer engen Interessengemeinschaft zusammengeführt. Man glaubte den in Zukunft zu erwartenden Maßnahmen des Hofes nur durch eine engere Vereinigung zwischen beiden Ländern begegnen zu können und beschloß daher im Jahre 1790 im kroatischen Landtage und im Preßburger ungarischen Reichstage entscheidende Änderungen in der staatsrechtlichen Stellung Kroatiens zu Ungarn. Mit

diesen auch vom König sanktionierten Gesetzen wurde die seit 1102 bestehende Personalunion — die die innere Selbständigkeit Kroatiens gewährleistet hatte — dahin abgeändert, daß nunmehr Kroatien und Slawonien der ungarischen Palatinalregierung unterstellt wurden. Diese Unterordnung sollte allerdings nur so lange dauern, bis die von den Türken und Venezianern besetzten kroatischen Gebiete mit ihrem Mutterlande vereinigt würden.

Sehr bald aber — schon bei den ersten Reichstagsverhandlungen im Jahre 1790 — zeigte sich der Wunsch Ungarns, die madjarische Sprache als Staatssprache auch in Kroatien im öffentlichen Leben und in der Schule — an Stelle der lateinischen — einzuführen. Wohl lehnte der Adel Kroatiens diese Forderungen zunächst ab, gab aber schrittweise nach und förderte schließlich sogar diese Bestrebungen in unverkennbarer Weise. Im Volke bildete sich daraufhin eine gegen Ungarn gerichtete Bewegung, die nunmehr an der deutschen Romantik gestärkt, den Gedanken slawischer Gemeinsamkeit wenigstens auf geistigem Gebiete aufgriff und die Madjarisierung als volksfremd bekämpfte. Der Widerstand gegen das Madjarentum und den mit ihm verbundenen Adel stieg an bis zu den Ausbrüchen im Jahre 1845, bei denen sogar Blut geflossen ist. Die Kluft, die sich damals zwischen Kroaten und Madjaren aufgetan hatte, ist niemals wieder völlig überbrückt worden. Auf die Beziehungen zu Altserbien hatten diese Ereignisse aber kaum Rückwirkungen.

Auch im Jahre 1848 stand das kroatische Volk zwar mit den kroatischen Serben auf Seite des Kaisers. Aber alle diese politischen Bewegungen entbehrten eines gesamtsüdslawischen Hintergrundes. Man sah viel leichter von Belgrad auf die Vorgänge in Wien und suchte mehr als einmal dorthin politischen Anschluß zu bekommen, als daß das Serbentum an der Belebung südslawischer Verbindungen Interesse gehabt hätte. So kam es, daß nach dem Ausbleiben jedes Echos aus dem Serbentum die in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts aufkommende nationalkroatische Bewegung Anton Starčevičs die Reste der südslawischen Einheitsbewegung austilgte. Erst zum Ende des Weltkrieges, in dem die Kroaten sich im österreichisch-ungarischen Heere hervorragend geschlagen hatten, kam aufs neue eine politische Bewegung in Agram auf, die zur Staatsgründung führte. Man wollte ein südslawisches Reich, aber es fehlte ihm eine die Stämme zusammenschmelzende Idee. Die geschichtliche und die geistige Entwicklung in den gegeneinander durch Jahrhunderte abgeschlossenen Landschaften, die religiöse Aufspaltung, die ihrerseits wieder eine kulturelle Einheit hinderte, ließen sich in kurzen Jahren nicht überbrücken. Dazu kam, gefördert durch die Frühgeschichtsforschung, insbesonders bei den Kroaten in wachsendem Maße die Überzeugung, ähnlich wie das bulgarische Volk aus nichtslawischer Wurzel zu stammen und erst im Laufe der Zeit slawisiert worden zu sein. Auf diesem Boden war es unmöglich, eine die Widerstände überwindende „südslawische Idee" zu formen. Ihre Anziehungskraft verlor sich im Augenblick der Erfüllung der staatlichen Vereinigung.

Ähnlich der ohne Sicherungen im Jahre 1790 erfolgten Unterstellung Kroatiens unter die ungarische Verwaltung war auch die Gründung des Staates der Serben, Kroaten und Slowenen ohne klare Angrenzung der Rechte und Pflichten der drei Stämme erfolgt und gab alsbald den Serben Gelegenheit zur Herausbildung eines schroffen Zentralismus, dessen Mittelpunkt nunmehr Belgrad wurde. Seither war der Staat ununterbrochen von schwersten Krisen heimgesucht. Es zeigte sich, daß es nicht gelungen war, eine wirkliche Einheit aus den südslawischen Stämmen zu schaffen, sondern daß die tausendjährige Kulturscheide und die niemals einheitlich verlaufene Geschichte ein echtes Zusammengehörigkeitsgefühl nicht aufkommen lassen konnte und die Maßlosigkeit serbischer Ansprüche, denen es an überlegener Leistungsfähigkeit mangelte, den Staat in seinen Tiefen erschüttern mußte.

Felix Kraus

Werden und Entwicklung der Donauschwaben

Von Alfred Karasek-Langer

Im Mittelalter und in der Neuzeit ist deutsches Volkstum über die Grenzen des geschlossenen Siedlungsbodens nach dem Südosten vorgestoßen. Das mittelalterliche Deutschtum des Südostens hat seine reifste und einheitlichste Prägung im Siebenbürger Sachsen gefunden, das neuzeitliche im Donauschwaben. Beide Siedlungsgruppen kommen von der anderen Seite des deutschen Volksbodens, vom Westen nach dem Südosten. Jede von ihnen hat hier eine Entwicklung durchgemacht, die sie aus der Mannigfaltigkeit ihrer Herkunft und räumlichen Verteilung zur inneren Einheit stammlicher Sonderprägung führte. Während aber bei den Siebenbürger Sachsen diese Einheit schon seit langer Zeit Wirklichkeit geworden ist, sehen wir sie bei den Donauschwaben erst im endgültigen Werden.

Drei große Landschaftsräume des pannonischen Beckens bilden heute die Heimat der Donauschwaben, haben an ihrem Werden Anteil: das Banat, die Batschka und die Schwäbische Türkei. Dazu kommt noch das Stammesvorland und Tochtersiedlungsgebiet in Syrmien und Slawonien, wo die Donauschwaben mit anderen deutschen Volksschlägen und -stämmen zusammenstoßen. Jede der genannten Siedlungsgruppen zeigt ihre Sonderheiten und bedeutet eine volkliche Untergliederung des jungen, werdenden Neustammes. Doch ergeben sich darüber hinaus so mannigfaltige Gemeinsamkeiten, daß sich der Ausgleich zur neuen Stammheit in Zukunft noch stärker und noch sichtbarer durchsetzen wird.

Bestimmend für das Werden der donauschwäbischen Volksgruppe sind die geschichtlichen Geschehnisse des 18. Jahrhunderts. Es ist dies eine Zeit, die durch das gewaltige Vordringen deutschen Bauerntums ostwärts bis nach den Steppen der Wolga und in die verödeten Landschaften an der unteren Donau charakterisiert wird. Im Anschluß an die Türkenkriege greift deutscherseits staatliche Ordnung und volklicher Gestaltungswille tief nach dem Südosten hinein, schafft dort neuen deutschen Volksboden. Damals hat sich im Süden der ungarischen Tiefebene eine volkliche Gliederung angebahnt, die für etwa anderthalb bis zwei Jahrhunderte das Bild dieses Raumes bestimmen und bis in unsere Tage hinein wirken sollte. Es war dies das Kolonisationswerk des deutschen Habsburgerreiches, das leider Stückwerk blieb und erst in einer neuen Ordnung seine Vollendung finden kann.

Wechselvoll ist, soweit wir zurückblicken können, die Geschichte des Gebietes zwischen dem Banater Bergland und Slawonien. Römer, Goten, Hunnen, Gepiden, Langobarden, Awaren usf. lösen einander in der Herrschaft über den Südost- und Südeingang zur ungarischen Tiefebene ab, bis sich 896 die Madjaren im pannonischen Becken niederlassen. Aber auch unter ihrer Herrschaft ergibt sich anfangs keine einheitliche Entwicklung und dauerhafte Besitznahme für diesen Raum. Türkische Hilfsvölker müssen zur Sicherung des Banats herangezogen werden, Selbständigkeitsbestrebungen desselben und der Batschka lassen die Grenzen wandern. Erst mit der Gründung der Bistümer Tschanad und Kalotscha ergibt sich eine stärkere Einordnung Südungarns in den abendländisch-germanischen Kulturkreis. Welchen Anteil das mittelalterliche Deutschtum an dieser Raumordnung gehabt hat, wissen wir heute noch nicht.

Schon vor der Türkenzeit stoßen zwischen dem Banater Bergland und dem Metschekgebirge die drei Völker aneinander, die auch nachher in diesem Raume eine Dreivölkerecke bilden sollen. Die volkliche Gliederung vor der Türkenzeit läßt sich nur in groben Umrissen erkennen: Im Banater Bergland wohnen die Rumänen, die zumindest seit dem frühen Mittelalter hier ansässig sind. Im Süden lassen sich entlang der Donau Serben nachweisen, die stellenweise über diesen Grenzstrom hinübergreifen. Hauptbewohner des Raumes aber sind die madjarischen Siedlungsgruppen, deren Adel hier die Herrschaft ausübt.

Mit dem Vordringen der Türken auf dem Balkan und nach der pannonischen Tiefebene



hin setzt eine durchgreifende Wandlung des Siedlungsbildes ein. Es beginnen die verschiedenen Wanderungen der Serben und Kroaten, die sich in vorübergehenden oder dauernden Fluchtsiedlungen des Banats, der Batschka und Tolnau ansässig zu machen versuchen. So werden auch die Madjaren weitergedrängt und setzt bei ihnen eine Nordwanderung ein, die sich infolge verschiedener Vorstöße der Türken allmählich verstärkt. Die Schlacht am Amselfeld (1389) und die Schlacht bei Mohacs (1526) sind Wendepunkte der serbischen und der ungarischen Geschichte. Die Madjaren verlieren das Banat, die Batschka und die Schwäbische Türkei, die während der Zeit der Türkenherrschaft veröden und versteppen. Alle bisher geschaffenen Kulturwerte dieses Raumes werden vernichtet, er selbst wird immer menschenärmer und menschenleerer.

Das Kolonisationswerk des 18. Jahrhunderts

Der Gegenstoß gegen diese Entwicklung kommt von der Mitte Europas, von Deutschland her. Der führende Feldherr in dem Ringen um den Südosten ist Prinz Eugen, der Türkensieger. Der Friede von Passarowitz beendet 1718 eine fast zweihundertjährige Türkenherrschaft und die Verwüstung Südungarns. Der beginnende Wiederaufbau wird durch die staatlichen Kräfte der deutschen Habsburgermonarchie in die Wege geleitet, von Deutschen aus dem Westen des Reiches durchgeführt. Die neuen Siedler finden ein Land, das fast im Naturzustand ist, müssen es von Grund auf ausbauen. Wo damals in der Batschka, im Banat, der Tolnau und Baranya Menschen wohnen, dort handelt es sich vorwiegend um nomadisierende Hirten, die den Boden nur zum Bruchteil auswerten. Diese Steppenlandschaft soll nun wieder Bauernland werden und eine seßhafte Bevölkerung ihr eigen nennen. Gleichzeitig mit den vorstoßenden kaiserlichen Heeren sind deutsche Beamte, Kaufleute und Handwerker in die ein kümmerliches Dasein fristenden Städte gelangt und sind die ersten Vorläufer einer planmäßigen Innenkolonisation.

In drei großen Siedlungswellen strömt der südwestdeutsche Bauer aus den Rheinlanden, der Pfalz, Lothringen, Hessen, Franken und Schwaben nach dem Südosten. Die einzelnen deutschen Stämme haben verschieden starken Anteil an dieser Landnahme, die eine Neukolonisation aus wilder Wurzel bedeutet. In der karolingischen, der maria-theresianischen und der josephinischen Kolonisation entsteht hier neuer deutscher Volksboden. Er schaltet sich in den Raum zwischen dem Siedlungsboden der Madjaren, der Serben und Rumänen ein, schließt diese Völker stellenweise voneinander ab. Neben den Deutschen werden aber auch noch andere Völker und Stämme in Südungarn angesiedelt, so Serben, Kroaten, Schokazen, Bunjewazen, Slowaken, Madjaren und andere. Die Deutschen bilden keine in sich abgeschlossenen Siedlungsbereiche, werden nur stellenweise in etwas stärkeren Gruppen angesetzt. Wohl verdichtet sich das deutsche Siedlungsgebiet von Kolonisation zu Kolonisation, insbesondere in der Zeit der Tochtersiedlungsbewegung. Es gelingt aber nur den Deutschen der Schwäbischen Türkei, durch Verdrängung der ihnen benachbarten Serben sowie durch Ankauf von Adelsbesitz und Gütern ihren Volksboden einigermaßen zu bereinigen und zu einer stärkeren räumlichen Einheit zusammenwachsen zu lassen.

Neben der räumlichen Zersplitterung hat noch eine andere Tatsache ungünstig auf die Entwicklung des Deutschtums zwischen dem Banat und Slawonien gewirkt. Es ist dies die herkunftsmäßige Verschiedenheit seiner städtischen und ländlichen Kolonisten. Die städtischen Einwanderer sind vorwiegend Donaubaiern und kommen aus den österreichischen Ländern. Sie sprechen ein bairisch gefärbtes Hochdeutsch oder eine dem Wienerischen zuneigende Mundart. Sie bilden ein stark österreichisch geprägtes deutsches Städtertum, das von Wien her stark beeinflußt wird und viel nach Wien hinblickt. Neben ihnen wohnt ein aus Südwestdeutschen und Westdeutschen geformtes Bauerntum, mit

dem sie in kein inniges Verhältnis kommen können und das ihnen innerlich fremd bleibt. Diese deutsche städtische Schicht kann deshalb auf das Werden der Donauschwaben verhältnismäßig wenig Einfluß nehmen. Sie leistet wohl in der Verwaltung des Landes, in der Schaffung der Militärgrenze, auf kulturellem und geistigem Gebiete Großes. Sie zeigt aber nicht die Ausdauer und Beständigkeit, die notwendig wären, um die Städte deutsch zu erhalten. Darum geht sie zum Teil den gleichen Weg wie das donaubairische Bürgertum der Städte Transdanubiens, das Deutschtum von Ofen, Pest, Raab usw. Der Madjarisierung, die im 19. Jahrhundert einsetzt und nach dem Ausgleich von 1867 gewaltige Ausmaße annimmt, gelingt es, dieses donaubairische Stadtdeutschtum zumeist zu assimilieren. Die Entdeutschung der Städte in Südungarn hätte wohl ähnliche Ausmaße wie die der Städte Transdanubiens angenommen, wenn nicht donauschwäbisches Bauerntum in die Städte nachgewandert wäre und ihr Deutschtum gestärkt hätte.

Das Werden des Neustammes

Das Bauerntum Südungarns geht so, von Staat und Stadt verlassen, seine eigenen Wege. Die Rhein-, Ost- und Moselfranken, Schwaben, Alemannen usw. wachsen zuerst in ihren Kolonistendörfern zur neuen Einheit zusammen. Die geographischen Bedingungen ihrer neuen Heimat zwingen sie, sich in Wirtschaftsweise, Hausbau, Kleidung und anderem umzustellen und den neuen Verhältnissen anzupassen. Dieser Umbruch bleibt nicht nur auf Bereiche ihrer materiellen Lebensformen beschränkt, sondern greift zum Teil auch auf ihr geistiges Volksgut über. Haus-, Hof- und Dorfanlage werden nicht nach mitgebrachten Überlieferungen gestaltet, sondern aus kolonistischen Zweckgründen heraus geformt. In der Batschka und im Banat entstehen die großen, geometrisch regelmäßigen Schachbrettdörfer und beherrschen das Landschaftsbild. Kolonistisch ist auch die regelmäßige Einteilung der Flur nach rechteckigen Gewannen, die die Ebene charakterisieren und sie fast zur Kultursteppe werden lassen. So setzt sich, von den Deutschen ausgehend und vom Staat getragen, ein kolonistischer Siedlungstypus durch, der mit seinen Schachbrett- und Straßendörfern auch auf die anderen Völker übergreift. Selbst die Städte, die vor der deutschen Landnahme entstanden sind, haben nachträglich diese Siedlungsart angenommen und sind nach ihr umgeformt worden.

Indessen aber stößt deutsches Bauerntum weiter vor und erwirbt sich durch Ankauf und mit Hilfe einer starken Tochtersiedlungsbewegung immer neuen Ackerraum. Es drängt den Wald zurück, läßt ihn inselartig werden, baut seine Felder, Obst- und Weingärten die Hänge und Täler aufwärts aus. Es wird die dauernde Großtat dieser donauschwäbischen Bauern bleiben, daß sie in Südungarn der Steppe und dem Sumpf die Kornkammer Ungarns abgerungen haben. Diese Leistung reiht sich würdig an die der Deutschen im Wolgagebiet und Südrußland, welche die Kornkammer Rußlands schuf, ebenso an die Leistung der Bessarabiendeutschen, welche einst das Budschak zur späteren Kornkammer Rumäniens machten. Darüber hinaus aber haben die Donauschwaben noch eine Tat vollbracht, die besonders madjarischerseits gewürdigt werden müßte: sie haben in einer Zeit, da das Madjarentum infolge der Schwächung durch die Türkenkriege nicht zur Landnahme und Kolonisation befähigt war, den südungarischen Raum besiedelt und so vor dem Zugriff der Serben bewahrt. Wäre damals in die Landschaften zwischen dem Banater Bergland und Slawonien nicht deutsches Bauerntum eingeströmt, so würden diese heute überwiegend serbischer Volksboden sein.

Die Entwicklung des Deutschtums Südungarns zeigt auf Grund seiner Spaltung in eine städtische, stark donaubairisch bestimmte, und eine bäuerliche, vorwiegend südwestdeutsche Gruppe durch lange Zeit ein zweifaches Gepräge. Die städtische Schicht setzt sich nicht nur aus Beamten, Bürgern und Offizieren zusammen, zu ihr sind auch die Gutsbesitzer und ländlichen

Verwaltungsbeamten zu zählen. Kennzeichnend für sie ist eine enge geistige Bindung an Wien und dessen Kulturleben. Diese Stadtdeutschen bestimmen in den ersten Jahrzehnten nach der Türkenzeit das geistige Gepräge des Raumes, aus ihren Reihen gehen die ersten Maler, Bildhauer, Schriftsteller, Musiker usw. hervor oder werden von ihnen aus Wien, Österreich und dem Reich nach dem Südosten berufen. Ihre Kultur zeigt solcherart ein binnendeutsches Antlitz, und deshalb kann, kaum 60 Jahre nach der Türkenvertreibung, der Vizekreishauptmann H. G. Brettschneider, ein gebürtiger Thüringer, an Nicolai nach Berlin schreiben: „Hier in Werschetz ist Konzert und Ball, in Temeschburg Schauspiel. Am letzteren Ort kommen Wochenschriften heraus, und es gibt schöne Geister, die sich in Fraktionen teilen, teils Goetheaner, teils Wielandianer sind."

Geistige und künstlerische Leistung

Solch frühe Kulturleistungen der Deutschen in Südungarn werden deshalb von vielen Heimatforschern als Blüte bezeichnet, der ein Rückgang folgte, den sie sich nicht erklären können. In Wirklichkeit aber handelt es sich um die Leistungen einer an und für sich kulturell gehobenen und geistig im Mutterlande verankerten Oberschicht. Zeugnis dafür sind die ersten Werke auf dem Gebiete der Architektur, die in der Batschka, im Banat und andernorts entstehen. An diesen Bauten herrscht das österreichische Barock des 18. Jahrhunderts vor, das ihnen ihr Gepräge gibt. Das beste Beispiel der damaligen Baukunst ist wohl die Domkirche von Temeschburg, die nach den Plänen Fischers von Erlach errichtet wurde. Außerdem schmücken Wiener Bildhauer die Kirchen aus, schaffen Wiener Maler deren Bilder. Die erste Generation von Dichtern, Malern oder Bildhauern, die schon in Südungarn geboren wird, ist in den Städten daheim. Es handelt sich dabei fast immer um Söhne österreichischer Offiziere oder Beamter, manchmal auch um die Söhne von Gutsverwaltern oder -beamten. So wird Johann Friedel, den man gern „den ersten Dichter des Banats" nennt, 1755 zu Temeschburg als Sohn eines Offiziers geboren, ist Nikolaus Lenau, der 1802 im schwäbischen Dorf Tschanad zur Welt kommt, der Nachkomme der schlesischen Familie Niembsch, die schon mehrere ihrer Angehörigen in den Dienst der kaiserlichen Armee gestellt hat. Die aus solchen Schichten stammenden Künstler gehen zu ihrer Ausbildung meist nach Wien, seltener in Städte des übrigen deutschen Raumes. Sie schaffen Werke, die künstlerisch wertvoll sein können, aber in keiner oder nur ganz schwacher Beziehung zur eigenen Heimat und deren deutschen Bauern stehen. Viele der Künstler ahmen binnendeutsche Kunstrichtungen nach, ihre Werke wirken epigonenhaft und farblos. Später werden unter ihnen einige Maler von der Bildhaftigkeit und Farbenpracht des Orients gefangen, versuchen dessen Schönheiten in Bildern festzuhalten. Aus ihren Reihen gehen aber auch all jene Künstler und Wissenschaftler hervor, die sich in der Zeit des aufstrebenden ungarischen Nationalismus Budapest zuwenden und dort wirken. Sie stellen wertvolle Aufbaukräfte für das Werden des madjarischen Volkes, der ungarischen Nation dar, sind jedoch für ihr eigenes Volk verloren. So arbeiten die beiden Architekten Schanen und Speidl in Budapest, erbauen dort die Hofburg, die Stephansbasilika und den Ostbahnhof, so wird der in Neu-Arad geborene Lorenz Schlauch Kardinal und Bischof von Großwardein sowie einer der glänzendsten Kirchenredner Ungarns.

Ganz anders entwickelt sich das kulturelle und geistige Schaffen der bäuerlichen Ansiedler. Hier gibt es anfangs keine größeren Leistungen, bleibt man in dem Bereiche der eigenen volklichen Überlieferungen und Volkskunst. Nur die von dörflichen Baumeistern erbauten sogenannten „Kameralkirchen" sind Beispiele einfachen Gestaltungswillens. In den Rahmen dörflicher Geschichtsschreibung gehört auch das bekannte Buch Johann Eimanns: „Der deutsche Kolonist oder die deutsche Ansiedlung unter Kaiser Joseph dem Zweiten". Ansonsten aber strebt die Entwicklung nach dem Ausgleich der mitgebrachten Überlieferungen und Lebensformen. Neben den örtlichen Mischmundarten entwickelt sich in

einzelnen Landschaftsräumen eine mundartliche Verkehrssprache. Bestimmte Überlieferungen verdichten sich, werden gewandelt und ausgebaut, andere wieder fallen ganz aus. So entwickelt sich eine neue donauschwäbische Trachtenwelt, die trotz verschiedener fremdvölkischer Einflüsse doch deutsch ist. Sie zeigt eine Mannigfaltigkeit, einen Formen- und Farbenreichtum, die die Schwäbische Türkei zu einer ausdrucksreichen volksdeutschen Trachtenlandschaft machen. In Südungarn entsteht eine ausgeprägte deutsche Volksschauspiellandschaft, die mit ihren kleinen und großen Weihnachtsspielen, ihren Adam-und-Eva-, Sommer-und-Winter-, Samson-, Genoveva-Spielen usw. zu den überlieferungsreichsten Spiellandschaften des deutschen Lebensraumes gehört. Damit sind ein paar Beispiele aus der Fülle volkhafter Ansätze zum Neustammwerden aufgezeigt, welche die Voraussetzung für die weitere Entwicklung bilden.

Von entscheidender Bedeutung für die volkliche Kraft des Donauschwabentums aber wird seine berufsständige Aufgliederung. Das Anerbenrecht, an dem verhältnismäßig streng festgehalten wird, erzwingt die Schaffung eines stärkeren dörflichen Handwerkerstandes sowie die Abwanderung von Handwerkern in die Städte. So entstehen allmählich aus dem Bauerntum heraus Städter, die noch in naher Beziehung mit ihrer Heimatgemeinde stehen, aus deren Lebensbereich kommen. Zu ihnen gesellen sich aus dem Bauerntum kommende Lehrer, Pfarrer, Ärzte usw. Ein Großteil dieser neuen Oberschicht ist in der Zeit zwischen 1880 und 1914 der Madjarisierung zum Opfer gefallen, hat sich seinem Volkstum entfremdet. Dafür aber ist ein Teil dem eigenen Volke treu geblieben, hat der assimilierenden Kraft der ungarischen Nationsidee widerstanden, ist zum geistigen und politischen Führer seines Volkes geworden. Unter den Deutschen Südungarns sind die Abwehrkräfte gegen die Umvolkung bloß in der bäuerlichen Schicht und bei deren studierten Söhnen zu finden.

Werden des Volksbewußtseins

Aus dieser bäuerlichen Schicht heraus erwachsen die ersten Regungen politischen Selbstbewußtseins, die sich am frühesten und sichtbarsten in der Bogaroscher Schwabenpetition des Jahres 1849 äußern. Diese Forderung an Wien, welche die Selbständigkeit des Banats und eine eigene deutsche Grafschaft verlangt, wird von der gesamten deutschstädtischen Presse des Landes totgeschwiegen.

Um die Jahrhundertwende erwächst eine sichtbare Gegenströmung gegen die immer stärker einsetzende Madjarisierung. Sie gipfelt in einer deutschen politischen Bewegung, die zuerst im Banate Fuß faßt, dann etwas zögernd nach der Batschka hinübergreift. Für das madjarischerseits gern geleugnete völkische Erwachen vor 1914 gibt es eine Reihe charakteristischer Zeugnisse. Es entstehen im Banat und in der Batschka einige deutsche Wochenblätter, die den deutschen Gedanken pflegen und das Volk aufzurütteln versuchen. Außerdem reift nun unter den Donauschwaben eine volkhaft gebundene Kunst heran, die um die Werte des eigenen Volkstums ringt und seinen Bestand gesichert wissen will. Der bekannteste Vertreter dieser Richtung ist Adam Müller-Guttenbrunn, dessen Werke über den Rahmen seiner Heimat hinaus auch im Reich Beachtung gefunden haben. Bezeichnend ist ferner die Tatsache, daß die Donauschwaben das geistige und politische Erbe der im Madjarentum versinkenden Stadtwelt Transdanubiens übernehmen. Der in der Batschka geborene Jakob Bleyer wird nicht nur der volkverbundene Germanist und Wissenschaftler, sondern auch zum politischen Führer des Deutschtums im Nachkriegsungarn. Aus dem donauschwäbischen Bereiche stammen ferner der Germanist Heinrich Schmidt und der Führer der völkischen Erneuerungsbewegung in Ungarn Franz Basch. Mit Bleyer und Basch erhalten die Donaubaiern des Bakonyer Waldes und des Schildgebirges des Ofener Berglandes ihren politischen Erwecker.

Das Schicksalsjahr 1918 zerschlägt die staatliche Einheit des Donauschwabentums und gliedert es auf drei verschiedene Staaten: Südslawien, Rumänien und Ungarn, auf. Jede der drei Gruppen ist nun gezwungen, andere politische Wege zu gehen, sich mit dem übrigen Deutschtum ihres Staates zu treffen und zu vereinigen. Das nach 1918 mit unerhörter Wucht durchbrechende völkische Erwachen wird in allen drei Staaten schweren Belastungsproben ausgesetzt. Zahllose Maßregeln und Verfügungen suchen die völkische Wiedergeburt zu verhindern oder hintanzuhalten. Die völkische Erneuerung muß in den einzelnen Staaten zeitweilig verschiedene Formen annehmen. Dennoch ergibt sich für die Donauschwaben dieser drei Staaten eine gemeinsame Entwicklung, die nur aus der geschichtlichen Vergangenheit, dem stark gewordenen Stammesbewußtsein und aus der politischen Entwicklung des Gesamtdeutschtums heraus verstanden werden kann. Es ist charakteristisch, daß der äußere Verlauf des völkischen Erwachens unter den Donauschwaben sowohl in Rumänien wie auch in Südslawien und Ungarn eine fast gesetzmäßige Gleichartigkeit aufweist. Überall tritt die junge völkische Dichtung, die Kunst und Wissenschaft in die Front des Volkstumskampfes. Im südslawischen Banat erscheint ab 1921 in Werschetz die „Banater Bücherei", kommt es zur Gründung örtlicher Heimatmuseen. Ab 1932 ermöglicht hier die Zeitschrift „Der Volkswart" die Veröffentlichung heimatkundlicher Arbeiten und die Weghilfe der Forschung für den Volkstumskampf. Deutsche Kunstausstellungen von Banater Malern, volksbewußte Dichter wie Kremling ergänzen das Bild. In der Batschka beginnen ab 1932 die „Batschkaer Heimatbücher" zu erscheinen und künden von deutscher Leistung. Im rumänischen Banat werden 1927 die „Banater deutschen Kulturhefte" geschaffen, wird 1928 in Großjetscha das Heimatmuseum für Volkskunde, 1931 das Lenaumuseum in Lenauheim eröffnet. Die Reihe der „Banater Blätter" veröffentlicht Werke junger Dichter und zahlreiches Volksgut. Auch die bildenden Künste, unter denen die Maler Rudolf Ferch, der Träger des Prinz-Eugen-Preises Franz Ferch, Andreas Ferch und Emil Lenhard hervorragen, gründen eine „Arbeitsgemeinschaft der Banater deutschen Künstler", allüberall schließen sich auch die Hochschüler zu völkischen Verbänden zusammen. In Ungarn entstehen 1926 die „Deutschungarischen Heimatblätter", die dann in die „Deutschen Forschungen" übergehen, ihr Gründer ist Jakob Bleyer, ihr Schriftleiter Franz Basch.

Neben dieser völkischen Erneuerung von Wissenschaft und Kunst setzt sich in allen drei Staaten die politische Erneuerungsbewegung durch, die auf nationalsozialistischem Gedankengut aufbaut, es in volksdeutsche Formen umprägt. Diese Erneuerungsbewegung nach harten Kämpfen hat im Laufe der letzten Jahre auf allen Linien gesiegt und das gesamte Deutschtum des Südostens erfaßt. Ausgangspunkte der politischen Erneuerung waren sowohl die Donauschwaben wie auch die Siebenbürger Sachsen. So stehen heute beide Gruppen, die aus dem Mittelalter stammende und die aus der neuzeitlichen Ostkolonisation hervorgegangene, gleichwertig und gleichberechtigt nebeneinander. Seine letzte Bewährung aber hat das Donauschwabentum in den vergangenen Wochen bewiesen, da die FS. des Temeschburger Gebietes ihren bedrängten Volksgenossen im früheren südslawischen Banat über die Grenze hinweg mit der Waffe in der Hand zu Hilfe eilte.

Ein donauschwäbischer Dichter hat einst seine Heimat das Land der wandernden Grenzen bezeichnet. Er meinte damit nicht nur den vielfältigen Wechsel der Staatsgrenzen in diesem Raume, sondern auch die Grenzen, die oft mitten durch sein Volk gingen, zur Umvolkung und Madjarisierung führten. Heute sind die wandernden Grenzen für unsere Volksdeutschen, die in einer höheren und reicheren Ordnung daheim sind, unwichtig geworden. Gefallen aber sind jene Grenzen, die einst mitten durch das Volk gingen, blutsmäßige Deutsche sprachlich voneinander schieden. Eine Entdeutschung gibt es nicht mehr und wird es nie mehr geben. Damit aber hat das Donauschwabentum die Erfüllung jener Zielsetzung gefunden, um die es seit Jahrzehnten gestritten hat, und kann sich neuen, größeren Aufgaben zuwenden.



Zwischen Drau und Save

Der Raum, der nordwärts des kroatischen Berglandes in die Alpen reicht, ist trotz der Mehrheit seiner Slowenisch sprechenden Bewohner in Bild und Wesen seiner Kulturlandschaft völlig deutsch bestimmt. Diese Tatsache findet ihre Erklärung im geschichtlichen Werden der ehemaligen Herzogtümer Kärnten, Steiermark und Krain, in deren Bereich das Gebiet zwischen Drau und Save fällt. Die großen Lehensträger des Deutschen Reiches, zu dessen Boden diese Marken schon zur Karolingerzeit gehörten, waren die deutschen Hochstifte — Salzburg, Freising, Brixen —, der Deutsche Ritterorden und das noch im 12. und 13. Jahrhundert überwiegend deutsch geführte Patriarchat Aquileja. Der Adel Krains und des angrenzenden steirischen und kärntnerischen Landes war rein deutsch. Die wenigen freien Slawen, die sich zur Zeit der zweiten, ottonischen Markengründung im 11. Jahrhundert nach den Madjarenstürmen noch erhalten hatten, vermochten dem aufblühenden Rittertum mit seinen deutschen Kulturformen keine eigenständige Art entgegenzusetzen. Sie starben entweder aus oder gingen längstens während der Stauferzeit in deutschen Familien auf.

Aus den von den Gaugrafen sorglich errichteten und gepflegten Märkten an den großen Durchgangsstraßen nach dem Süden und dem pannonischen Raum erwuchsen, durch Rechte und Privilegien planmäßig gestützt und gefördert, eine Reihe von Städten, von denen einige, zum Beispiel Pettau und Cilli, an der Stelle römischer Provinzialstädte errichtet wurden, die in den Völkerwanderungsstürmen untergegangen waren, andere, wie zum Beispiel die Draustadt Marburg, „auf grünem Wasen" gegründet sind. Nirgends finden sich slawische Stadtgründungen. Die erhaltenen Urkunden und Bürgerlisten zeigen bis ins 16. Jahrhundert und darüber hinaus, daß die Städte rein deutsch waren. Auch hier erwies sich die weit überlegene deutsche Lebensform gegenüber dem vom Lande nachrückenden slowenischen Handwerkern und im Handel Tätigen, die ihr nichts Gleichwertiges aus dem slowenischen Volkstum entgegenzusetzen hatten. Diese fremden Zuwanderer wurden daher in Kürze vom Deutschtum der Städte aufgesogen, ohne daß darin ein bewußter Germanisierungsprozeß gelegen hätte.

Soziale Gliederung in der Frühzeit

Entscheidend war das Fehlen eines klaren Volkstumsbewußtseins bei den Slowenen. In der Zeit ihrer Einwanderung in diesen Raum standen sie unter dem Zwang der Awaren. Als sie sich im 8. Jahrhundert freiwillig den Baiern unterordneten, um ihren Schutz zu erlangen, bestand ebensowenig Grund zur Änderung der sozialen Verhältnisse wie nachher unter den Karolingern und später nach der ottonischen Neugründung der Marken im 11. Jahrhundert. Sie waren zum überwiegenden Teile Hörige gewesen und blieben dies auch bei Beginn der deutschen Einsiedlung und Besitznahme durch die neuen Grundherren. Daher konnten die Lebensformen in diesem Raum auch nur deutsch bestimmt sein. In dem nur äußerst schwach bewohnten Gebiete war aber genügend Platz vorhanden, so daß niemand daran dachte, die Slowenen aus ihren Wohnsitzen zu vertreiben. Auch für die Folgezeit stellten die Slowenen die Kleinbauern, Knechte und Mägde, die den waldfreien Boden des Hügellandes und der Berghänge als Wohnplätze bevorzugten, während die deutschen Siedler die große Rodungsarbeit in den Tälern leisteten. Daher kam es aber auch, daß die Deutschen ihre Wirtschaftsformen immer weiter hoben und zur Anlage von Straßendörfern und Gewannfluren schritten, während die Slowenen überwiegend bei der primitiven Brandwirtschaft blieben und sie in abgelegenen Gegenden sogar noch im 19. Jahrhundert übten.

Weinlese

(Aufnahmen: O. Reicher)

Windische Mägde



Oberkrainischer Bauer

(Aufnahmen: Kraus)

Dorfkinder in Untersteiermark

Untersteirischer
Bauernjunge

(Aufnahmen: O. Reicher)

Windische
Winzer in
Untersteiermark

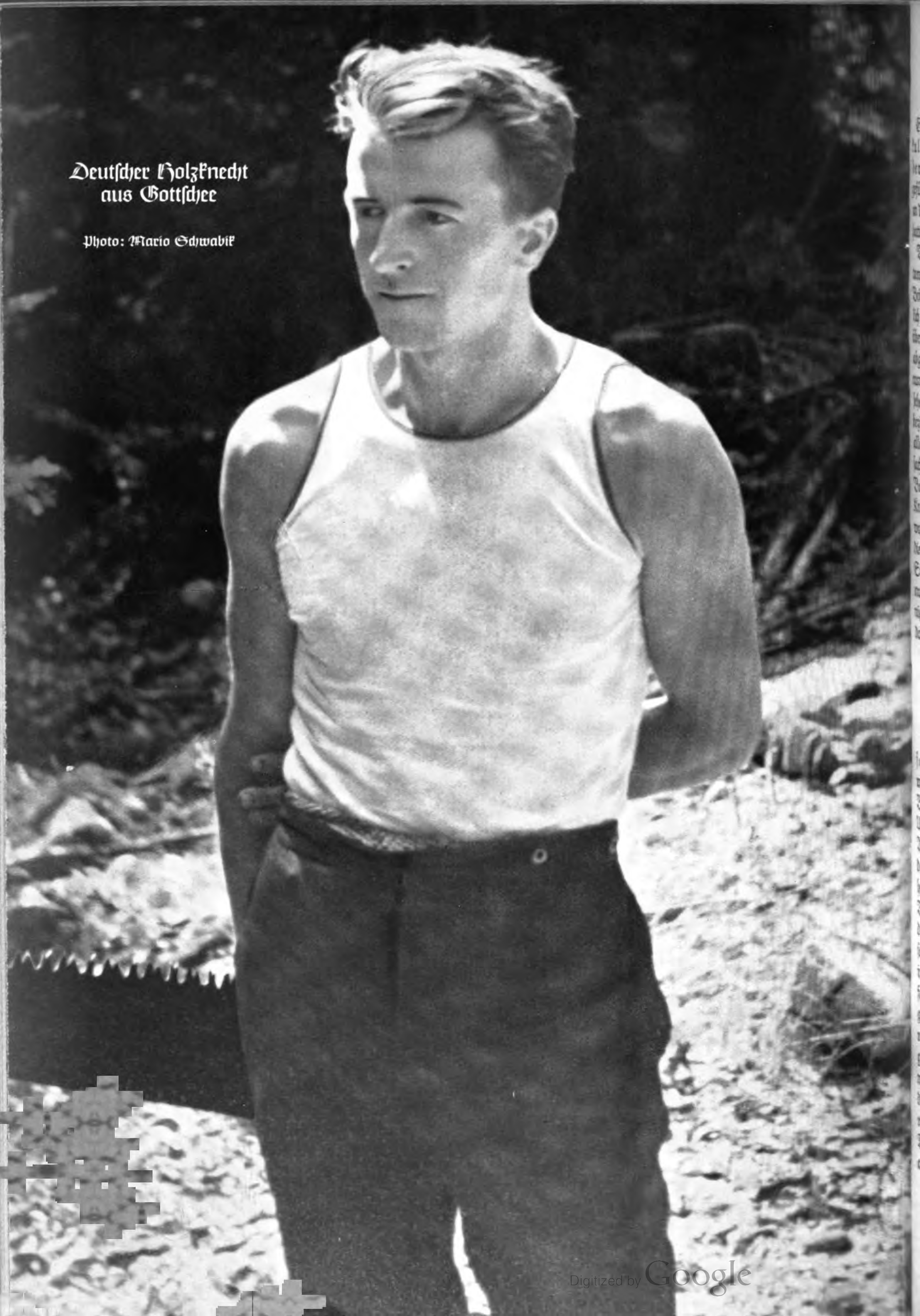

Deutscher Holzknecht aus Gottschee

Photo: Mario Schwabik

Eine weitere Folge dieser weithin verstreuten Siedlungsart der Slowenen ohne Stadtkultur und Oberschicht war das Fehlen eines einheitlichen Stammesbewußtseins und noch viel mehr eines das slawische Volkstum verbindenden Gesamtgefühles. Erst im 19. Jahrhundert, als sich eine dünne, städtische Bildungsschicht der Slowenen an den Hochschulen in Wien und Graz herangebildet und Verbindung mit den Tschechen erlangt hatte, kamen solche Ideen auch von außen her ins slowenische Volkstum.

Das Fehlen irgendeines geistigen oder wirtschaftlichen Mittelpunktes slowenischen Volkstums verursachte aber auch die starke landschaftliche Aufgliederung, die sich zum Beispiel in einer außerordentlich weitgehenden mundartlichen Scheidung äußerte. Der nördlich der Karawanken in engster Verbindung mit den deutschen Kärntnern lebende Volksteil übernahm hier, durch den schwer gangbaren Karawankenwall vom Krainer Slowenentum abgeschlossen, ebenso wie der untersteirische Teil in stärkstem Maße aus dem Deutschen nicht nur die Ausdrücke für die Begriffe höher gearteten Lebens — wie wir es auch im Krainerischen sehen —, sondern lehnte sich auch in Dingen täglichen Gebrauches immer mehr an die kärntische, beziehungsweise die steirische Mundart und Lebensform im allgemeinen an. So entstand allein aus dieser durch die Landschaftsgestaltung des Siedlungsraumes geschaffenen Tatsache eine weitgehende innere Aufgliederung, die sich später auch auf dem politischen Boden in scharfen Trennungen zwischen dem aus dem Laibacher Raum her radikalisierten Krainertum und den „Windischen", die an engem Zusammenleben mit den Deutschen festhalten wollten, ausdrückte. Die „Stajerc"-Partei in der Vorweltkriegszeit in Untersteiermark und die „Heimattreuen Windischen" in Kärnten, die nach 1918 für die Einheit ihrer Heimat Schulter an Schulter mit den deutschen Kärntnern ihr Leben einsetzten, in der Volksabstimmung vom 10. Oktober 1920 siegten und später in den Kämpfen gegen das Dollfuß-Schuschnigg-Regime sich offen zum Nationalsozialismus bekannten — sind eindrucksvolle Beweise dafür.

Deutsch-slowenisches Zusammenleben

Aus allen diesen Gründen erklärt sich ein reibungsloses Zusammenleben zwischen deutscher Oberschichte und Stadtbevölkerung und dem überwiegend slowenischen Landvolk durch lange Jahrhunderte hindurch. Wenn im 16. Jahrhundert Bauernunruhen zu blutigen Kämpfen führten, so waren es nicht nationale, sondern soziale Ursachen, wie wir sie in weiten Gebieten des deutschen Kernsiedlungsraumes aus den gleichen Anlässen und mit denselben schweren Folgen für das Volkstum kennen und die ebenso die deutschen Teile Kärntens und der Steiermark heimgesucht hatten. Unter den furchtbaren Verheerungen des Landes durch die Türkeneinfälle litten deutsche und slowenisch sprechende Bewohner des Landes in gleicher Weise. Ebenso aber nahmen Deutsche und Slowenen an der großen geistigen Bewegung der Reformation in gleichem Maße teil. Der Unterschied lag nur darin, daß die deutschen Alpenländer die von Wittenberg ausgehende Bewegung in ihrer ganzen Tiefe erfaßten und im Ringen um die ewige Wahrheit ihr eigenstes Wesen fanden, während die südslawischen Stämme, soweit sie davon erfaßt wurden, mangels vorausgegangener geistiger Vorbereitung nicht imstande waren, ihr Eigenleben daran zu vertiefen und neu zu formen. Trotzdem schuf diese Bewegung das entscheidende große Erlebnis für die Slowenen, denn sie schenkte ihnen — als die die Reformation überdauernde Leistung — die slowenische Schriftsprache. Die ersten Bücher, die in slowenischer Sprache gedruckt wurden, kamen aus der Druckerei des steirischen Freiherrn von Ungnad, die dieser protestantische Edelmann mit den Mitteln der Fürsten und Stände Deutschlands in Urach in Württemberg errichtet hatte. In diesem Kreise fand der in Tübingen aufgenommene und wirkende Reformator der Slowenen, Primus Truber, seine Förderer,

und hier wurde auch die Bibel ins Slowenische übersetzt. Damit entstand zum ersten Male ein *geistiger Mittelpunkt* für diesen südslawischen Stamm, allerdings fern seinem Siedlungsraum inmitten deutschen Landes.

Kampf um den Lebensraum

Drei Vorgänge, die aus sehr verschiedenartigen Ursachen erwachsen sind, haben die deutsche Stellung in dem Raume zwischen Drau und Save schwer zu gefährden vermocht: den Anfang bildeten die Kämpfe zwischen Venedig und den Habsburgern im 15. Jahrhundert, in deren Folge das Patriarchat *Aquileja* in den Machtbereich *Venedigs* eingegliedert wurde. Sein Diözesanbereich, der sich seit der Abgrenzung durch Karl den Großen bis an die Drau vorgeschoben hatte, bot den Venezianern günstige Gelegenheit, zur Zurückdrängung deutschen Einflusses im südlichsten Alpenraum die *slowenische Geistlichkeit zur Förderung der slowenischen Lebensart* in ihren Seelsorgebereichen aufzurufen. Damit ist im Südalpengebiete die Kirche zur *Erweckerin nationaler Auseinandersetzungen* geworden. Zu voller Schärfe wuchsen sie allerdings erst im 19. Jahrhundert an, die *Isolierung der deutschen Bauernsiedlungen* nahm aber schon damals ihren Anfang.

Ein weiterer Grund für die schweren deutschen Verluste im Drau-Save-Raum lag in den *Wander- und Fluchtbewegungen der Balkanbewohner* vor den *türkischen Bedrückungen*. Ein Teil der serbischen Uskokenflüchtlinge, Kroaten und schließlich sogar türkische Kriegsgefangene wurden vom 16. Jahrhundert an insbesondere im östlichen, am stärksten entvölkerten Raum angesiedelt, während auch *slowenische Landbevölkerung in die Städte drängte* und dort, ähnlich wie in den pannonischen Städten, nicht mehr eingeschmolzen werden konnte. Gleichzeitig mit dieser Bevölkerungsbewegung wuchs der Druck auf die *deutschen Dorfsiedlungen* und *Märkte*, denen seit der Gegenreformation der Zuzug von frischem Blute aus den Alpenländern und Süddeutschland abgeschnitten war. So wuchs die Gefahr des Unterganges zahlreicher, ehemals starker Außenposten unter der immer größer werdenden Überzahl des slawischen Landvolks und der Überfremdung der Städte und Märkte. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten sich aber die deutschen Volkstumsinseln — wie zum Beispiel *Zarz* im oberen Savetale — erhalten, von denen sich gegenwärtig nur noch *Gottschee*, das im 14. Jahrhundert hauptsächlich von Oberkärnten aus besiedelt wurde, lebensvoll zeigt und durch seinen in der Mundart bewahrten *mittelhochdeutschen Wortschatz* ein köstliches Kleinod deutscher Volkskraft darstellt.

Die dritte Phase der Bedrohung des Deutschtums in diesem Raume nahm ihren Ausgang wiederum von einer das deutsche Volk erfüllenden geistigen Bewegung: der *Romantik*. In engem Zusammenwirken deutscher Dichter und Sprachforscher mit an dieser Bewegung erweckten Südslawen — wir erinnern nur an die Namen Karadschitsch, Kopitar, Gaj u. a. — entstand zunächst in den verschiedenen südslawischen Landschaften auf literarischem und volkskundlichem Gebiete eine eifrige Sammeltätigkeit, die sich bald in einer *Stärkung des Volkstumsbewußtseins* auswirkte. Nach kurzem Aufflammen einer südslawischen Einheitsbewegung im *Illyrismus* trennten sich aber die Wege der Stämme neuerlich.

Von *Laibach* aus entwickelte sich die *politische Radikalisierung* des Slowenentums, die sich in den Städten und Märkten, getragen von der inzwischen erstarkenden slowenischen Mittelschichte, immer schärfer gegen das Deutschtum richtete. Das Landvolk war daran kaum beteiligt, selbst als der slowenische Klerus, gestützt auf das einst von den Habsburgern gegen die Einflüsse Aquilejas geschaffene Bistum Laibach, sich zum Führer des *klerikalen Slowenentums* gemacht hatte, das zwar den liberalen, städtischen *Frei-*



sinn des eigenen Volkes scharf bekämpfte, mit ihm aber in allen gegen das Deutschtum gerichteten Angriffen einig ging. Trotzdem waren noch etwa bis zur Wende des 19. Jahrhunderts selbst die krainischen Städte weit überwiegend deutsch, und ein unverdächtiger Zeuge, der national-slowenische ehemalige Bürgermeister von Laibach, Dr. Hribar, bezeugt dies ausdrücklich in seinen Lebenserinnerungen. Er schreibt, als er im Jahre 1876 nach Laibach gekommen sei, habe die Stadt ein völlig deutsches Gepräge besessen. Im Magistrat sei nur deutsch amtiert worden, die große Mehrzahl der Stadträte seien Deutsche gewesen, und in den Straßen habe man nur deutsche Bezeichnungen und Geschäftsaufschriften gesehen. Das habe sich erst um die Jahrhundertwende geändert. In den Städten Untersteiermarks überwog das Deutschtum bis zum Ende des Weltkrieges. Die Innenpolitik des Habsburgerstaates hatte aber schon seit etwa 1890 die Deutschen von Drau und Save geopfert, weil sie in ihrer überwiegenden Mehrheit — nationalbewußt als Grenzdeutsche — gesamtdeutsch fühlten und daher den Habsburgern unerwünscht waren. Deutsche Zerrissenheit und Schwäche bot nach dem Zusammenbruche im Jahre 1918 erst vollends die Möglichkeit zur äußerlichen Slawisierung Untersteiermarks und der Unterdrückung des Krainer Deutschtums. Nun erst setzte Massenzuwanderung von Serben und Krainern in die deutschen Gemeinden ein. Hand in Hand damit ging die Zerstörung aller deutschen Kultureinrichtungen, Schulen, Vereine.

Im Raume zwischen Karawanken und Drau war der Vorstoß des nationalistischen Slowenentums beim Zusammenbruche des Habsburgerstaates mißlungen. Hier erhob sich, in Zeiten trostlosesten Versinkens des allgemeinen Abwehrwillens eine kleine Schar kampfbereiter Kärntner, denen sich sogleich zahlreiche Windische anschlossen, um ihre Heimat gegen die Eindringlinge zu verteidigen. Monatelang wurde hier ein harter Kleinkrieg geführt, der schließlich sogar die Pariser Friedenskonferenz veranlaßte, gegen die Forderungen Laibachs in einer Volksabstimmung den Willen des Landes sichtbar werden zu lassen. Trotz schwersten Verwaltungsterrors der Laibacher Nationalslowenen und ihrer Prügelbanden, denen das Abstimmungsgebiet für fast eineinhalb Jahre ausgeliefert war, endete der 10. Oktober 1920 mit einem Bekenntnissiege des deutschen Kärnten, auf dessen Seite die heimattreuen Windischen standen. Diese Tat hat in Kärnten auf dem Boden gemeinsamen geschichtlichen Erlebens eine unlösbare Einheit zwischen Deutsch und Windisch geschaffen, die sich erneut in den schweren Kampfzeiten des Ringens um die nationalsozialistische Erneuerung bewährte. In der Untersteiermark konnte demgegenüber diese Entwicklung nur unter der Oberfläche vor sich gehen.

Mit der Befreiung von diesem unnatürlichen äußeren Zwange fällt nun der in den letzten Jahrzehnten künstlich geschaffene Firnis, und der wahre Charakter dieses Gebietes kommt wieder voll zur Geltung. Anlage und Stil der seit Jahrhunderten in Stadt und Land geschaffenen Bauwerke, die Wirtschaftsformen wie die Arbeitsstätten zeigen unverkennbar deutsche Herkunft. Nirgends ist eine Spur einer aus slowenischem Schaffen gewordenen eigenständigen Lebens- und Kulturgestaltung zu erkennen. Nicht zum Letzten erweist sich dies auch an den Menschen selbst, mögen sie sich in Haus und Hof der deutschen oder windischen Sprache bedienen: in ihren Bräuchen und Lebensformen geben sie Zeugnis einer über ein Jahrtausend zurückreichenden engen Bindung mit dem Deutschtum, auch wenn sie sich vielfach dieses Zusammenhanges, verhetzt durch ihre politische Führung von gestern, nicht bewußt sind. Wir brauchen aber nur an die Ströme deutschen Blutes zu erinnern, die in langen Jahrhunderten in diesem Raume wirksam waren und keineswegs nur eine engbegrenzte Oberschicht aufbauten, sondern, wie uns Urkunden und — für jeden Beobachter unverkennbar — das Erscheinungsbild des bodenständigen Landvolkes beweisen, ein in seinem tiefsten Wesen deutsch bestimmtes Land geschaffen haben, an dem die nur an der Oberfläche wirksamen Erlebnisse einiger Jahrzehnte nichts zu ändern vermögen. Dies Land wird, da seine natürlichen Kräfte wieder wirksam werden können, wieder deutsch sein, wie es nur je war. F. K.

Entwicklung und Schicksal des kroatischen Volksbodens

Von Egon Lendl

Das kroatische Volksgebiet mit seinen rund fünfeinhalb Millionen Seelen umfaßt einen Raum, der im Nordwesten der südosteuropäischen Halbinsel gelegen ist und darüber hinaus auch noch die Randlandschaften des großen pannonischen Beckens umfaßt. Mur und Drau bilden im allgemeinen im Norden die Grenze, während im Osten eine Linie von der mittleren Donau zur Save und Drina das Kroatentum vom benachbarten Serbentum trennt. Die kroatische Volksgrenze durchzieht im weiteren in süd-südwestlicher Richtung das bosnische Hochland und erreicht bei Ragusa (Dubrovnik) die Küste des Adriatischen Meeres. Das Küstenland und die vorgelagerten Inseln gehören als ein wesentlicher Bestandteil zum kroatischen Volksboden, der im übrigen aus dem östlichen Istrien in einer südwest-nordöstlichen Linie am Rand der Alpen wieder die Mur erreicht.

Das kroatische Volk besitzt demnach durch seinen völkischen Lebensraum Anteil an einer der bedeutsamsten Nahtzonen europäischer Naturlandschaftsräume und Kulturkreise und damit eine bedeutsame Stellung im europäischen Völkerbilde. Auf kroatischem Volksboden überschneidet sich das Landschaftsbild Mitteleuropas mit dem Natur- und Kulturbild der Mittelmeerländer, und hinzu tritt endlich als eine weitere Formengruppe der innerbalkanische Raum mit einer altartigen Kulturlandschaft. Auf kroatischem Volksboden treffen sich also auf engstem Raum drei der für das Erscheinungsbild der südosteuropäischen Kulturlandschaft wesentlichsten Bauelemente. Wie an wenigen Stellen Europas können wir im kroatischen Volksraum den unmittelbaren Übergang aus einer deutsch-mitteleuropäisch geprägten Kulturlandschaft zu einer mediterranen Kulturlandschaft mit den wesentlichen Zügen dieser an die südlichen Klimazonen und ihres Naturbildes angepaßte Lebenswelt beobachten. Nicht minder deutlich ist der Übergang nach Osten in den Bereich der dinarischen Gebirgslandschaft mit ihrer alten Balkankultur.

Das Gebiet des kroatischen Volksbodens ist zum allergrößten Teil Gebirgsland, und zwar ein Stück des dinarischen Gebirges. In mehreren kulissenförmig aneinandergereihten Gebirgsketten, die wiederum einzelne Hochtäler umschließen, steigt diese Gebirgsmauer fast unmittelbar von der Küste des Adriatischen Meeres an, um sich dann landeinwärts im bosnischen Hochland langsam gegen Nordosten sowohl zum Save- und Morawatal abzudachen. Die hellen Kalkberge des dinarischen Hochkarstes gehören zu den unwirtlichsten Gebirgslandschaften Europas und stellen daher einen ausnehmend siedlungs- und verkehrsfeindlichen Raum dar, der mitten durch das kroatische Volksland zieht. Daran schließen die bewaldeten bosnischen Berglandschaften mit ihren zahlreichen Tälern und Becken als ein für die menschliche Siedlung einladendes Gebiet. Dasselbe gilt auch von dem unmittelbaren Küstensaum der adriatischen Ostküste, die nur an einzelnen Küstenstreifen eine dichtere Besiedlung erlaubt. An das dinarische Gebirgsland schließt im Norden endlich der Anteil des kroatischen Volksbodens an dem pannonischen Becken und seinen Randgebieten. Es ist im wesentlichen das Drau-Save-Zwischenstromland, in dem ausgedehnte Flußebenen nur durch einzelne Gebirgsinseln unterbrochen werden und daher eine weite flächenhafte Durchsiedlung des Landes möglich ist. Gebirgsinseln, die als Ausläufer der Alpen den Raum durchziehen und damit auch noch den Anteil des kroatischen Volksbodens am benachbarten Alpenraum andeuten. Als Teil der großen pannonischen Beckenlandschaft ist der nördliche Teil des kroatischen Volksbodens ein offenes Land und mit den benachbarten Gebieten der Donau-Theiß-Ebene und des ungarischen Donaulandes in engstem Siedlungszusammenhang. Ähnlich ist das Bild an der Alpengrenze, wo ebenfalls keine Naturschranke eine Erschließung des Raumes verhindert. Nur im Osten, im bosnischen Bergland haben sowohl Gebirgsgruppen als auch tiefe Talschluchten sich einer Aufschließung des Raumes vielfach hindernd in den Weg gestellt. Es ist daher verständlich, daß gerade im bosnischen Gebirgsland



altes kroatisches Volks- und Kulturgut in abgelegener Lage sich so lange wenig beeinflußt von fremden Kulturströmungen behaupten konnte. Dem kroatischen Volksboden fehlt ein zentraler Mittelpunkt, wenn auch das Save-Kulpa-Gebiet oder die oberbosnischen Beckenlandschaften sowie die Landschaft um Zara an der Adriaküste gewisse Sammelfunktionen auszuüben imstande sind.

Herkunft der Kroaten

Wie große Teile des südöstlichen Europas sind auch die Landschaften zu beiden Seiten des Dinarischen Gebirges vor der Zeitenwende illyrischer Lebensraum. Diese Völker scheinen jedoch nur sehr dünn die an sich vielfach unwirtlichen Gebiete besetzt zu haben, so daß erst mit dem Eindringen der Römer in diese Gebiete eine stärkere siedlungsmäßige Aufschließung der Landschaften zu beiden Seiten des dinarischen Gebirges erfolgen konnte. Sie sind es wohl auch, die die ersten großen Straßenzüge anlegen und in vielen Grundlinien das Kulturlandschaftsbild schaffen, auf dem dann kroatische und mitteleuropäisch-deutsche sowie venezianische und byzantinische Aufbaukräfte weiterbauen konnten. Die Völkerwanderungszeit hat diese römische Kulturlandschaft weitgehend vernichtet und den Siedlungsraum des Menschen wahrscheinlich weitgehend wieder eingeengt. Eine Reihe germanischer Völkerschaften, darunter Ost- und Westgoten, aber auch Gepiden, halten sich längere Zeit im Gebiet des späteren kroatischen Volkslandes auf, und zahlreiche Funde erinnern uns an diese germanische Zeit. Mit dem 6. Jahrhundert sehen wir in diesen Raum immer stärker auch das Slawentum einströmen, das dann — und dies ist die entscheidende Wende in der völkischen Entwicklung dieses Gebietes — durch den Zustrom einer Völkergruppe aus dem Weichselraum, die in ihrer Führungsschicht gotische und antische (indogermanische Völkergruppe aus Südrußland in der Nachbarschaft der Goten) Elemente enthielt, eine wesentliche Verstärkung erfuhr. Es kommt also hier scheinbar in ähnlicher Weise wie bei den Bulgaren zu einer Neuformung im völkischen Bereich. Der Name Kroaten umfaßte somit verschiedenste völkische Grundelemente unter Führung einer kroatischen Oberschicht. Ist doch in diesem Zusammenhang noch festzuhalten, daß im Laufe der nächsten Jahrhunderte auch kleinere Restgruppen des romanisierten Illyrertumes aus diesen Landschaften, sei es nun als gebirgsbewohnende Hirten oder als Bewohner altrömischer Küstenstädte, in dieses slawisch sprechende Kroatentum eingehen.

Schon kurze Zeit nach der Aufrichtung dieser Herrschaft sehen wir das kroatische Volk und seine Führungsschicht im Kampf um die Behauptung ihres Lebensraumes mit den drei großen politischen Kräften, die auch bis in die jüngste Gegenwart auf das Kroatentum Einfluß zu nehmen versuchten: mit dem deutschen Mitteleuropa, damals vertreten durch das fränkische Königtum, mit den romanischen Machtträgern der Apenninenhalbinsel und ihrer Randgebiete (zum Beispiel Aquilea, Venedig) und dem Byzantinischen Reich im Osten. Die einzelnen sich bildenden politischen Territorien innerhalb des kroatischen Volksraumes kommen bald in Abhängigkeit zu den Großmächten jener Zeit.

Beziehungen zum Deutschen Volk

So sehen wir schon früh eine Verbindung des kroatischen Staates mit dem fränkischen Königtum und damit eine lockere Bindung eines Teiles dieses Raumes an das Deutsche Reich. Später tritt an die Stelle des deutschen Königs für einen Teil des Kroatentumes der ungarische König. Damit wird eine Bindung eingeleitet, die für den nördlichen Teil des kroatischen Volksbodens durch Jahrhunderte von entscheidender Bedeutung ist. Das Verhältnis des pannonischen Kroatiens ist doch bis ins 19. Jahrhundert zum madjarischen Kernstaat trotz vielen Spannungen



ein recht enges gewesen. Auch ein Teil der kroatischen Küste des Adriatischen Meeres ist lange dem ungarischen Staat des Mittelalters einverleibt. Damit wird dieser kroatische Volksraum eine Kampfzone zweier raumfremder Mächte: Venedig und Ungarn. Auch in dem Bereich des bosnischen Hochlandes greift schon früh dieselbe Auseinandersetzung ein, wozu aber mit dem Erstarken des serbischen Großreiches noch ein dritter Gegner auftritt, der das Entstehen einer starken Zentralgewalt in dem an sich in einzelne Kleinlandschaften aufgelösten Raum noch wesentlich erschwert. So bleibt auch die große Zeit des einzigen bosnischen Königs Trvtko eine Episode und die Herrschaft im Land trotz des Anschlusses weiter Teile an Ungarn und Kroatien in den Händen der einzelnen adeligen Stammesfürsten.

Der kroatische Volksboden des Mittelalters ist für die damalige Zeit als zur Gänze kultivierte Landschaft anzusehen. Dies trifft nicht nur für die schmale Küstenzone Dalmatiens mit seiner alten Stadtkultur zu, aus der schon im Hochmittelalter das romanische Element immer stärker durch Kroaten ersetzt wird, sondern gilt ebenso für die pannonischen Landschaften zwischen Kulpa, Save und Drau, in denen seit dem 13. Jahrhundert eine Reihe Städte begründet werden, unter deren Bürgern das deutsche Element ebenso wie im benachbarten Ungarn eine entscheidende Rolle spielt. Auch in das bosnische Hochland greift die kulturelle Durchdringung aus dem Westen ein und läßt nicht nur ebenso wie in Kroatien zahlreiche Schlösser und Burgen der Feudalherren entstehen, sondern führt deutsche Bergleute und venezianische Kaufleute ins Land, die eine Reihe von Bergstädten inmitten der Waldgebirgslandschaften Bosniens begründen und am Ausbau des Verkehrs im Lande mitwirken. Selbst unter den Feudalherren dieses Raumes finden wir Geschlechter deutscher Herkunft, die durch lange Zeit Führerrollen innerhalb der bosnischen Adelsfamilien innehaben. Ist der Adel im pannonischen Kroatien ebenso wie im nördlichen Küstenland ausschließlich Träger abendländischer Kultur und Wirtschaftsentwicklung, so finden wir im bosnischen Hochland gerade in dieser Menschenschicht auch Vertreter ältester kroatischer Familien mit betont eigenständigem Artbewußtsein, die sich vor allem im Anschluß weiter Teile des bosnischen Adels an die Bogumilensekte ausdrückt und dadurch eine ferne Beziehung nach Vorderasien betont.

Von entscheidender Bedeutung für das Schicksal des kroatischen Volksbodens bis in die jüngste Gegenwart wird aber die große Türkeninvasion in das südöstliche Europa. Schon im 15. Jahrhundert gelingt es den Türken, aus dem mazedonischen Raum und der Morawaebene vorstoßend, das bosnische Hochland in Besitz zu nehmen und damit diesen kroatischen Raum in eine vom übrigen kroatischen Volksgebiet vollständig abweichende kulturelle Entwicklung hineinzudrängen: eine Tatsache, die vor allem durch den Übertritt des bogumilischen Adels zum Islam gefördert wird. Im 16. Jahrhundert greift der türkische Machtbereich nun auch über den größten Teil des Donau-Save-Landes über und erreicht auch an einigen Stellen die Küste des Adriatischen Meeres. Es beginnt damit eine fast zweihundertjährige Kampfzeit, die sich zwischen der Ordnungsmacht des deutschen Mitteleuropas der damaligen Zeit, den Habsburgern, und der Pforte auf kroatischem Volksboden abspielt, wobei gerade hier oftmals sehr entscheidende Wendungen in diesem langen Ringen eintreten. Für die Struktur des kroatischen Volksbodens bedeutet diese Türkenzeit nicht nur ein Zerreißen der Beziehungen zwischen den einzelnen Landesteilen, sondern es wird auch das Volksland selbst durch weitgehende Verwüstungen, Abwanderungen größerer Menschengruppen aus der alten Heimat, erzwungenen Glaubensübertritten und dadurch ausgelösten kulturellen Überfremdungen stark in Mitleidenschaft gezogen.

In der damaligen Zeit wandert ein Großteil der Bevölkerung des mittleren und westlichen Slawoniens nach Norden, ziehen Tausende von Familien aus Bosnien in dieselbe Richtung. Viele Menschen werden als Sklaven nach dem Osten verschleppt und in die entvölkerten Landstriche serbische und walachische Bevölkerungsgruppen gerufen. Seit jener Zeit zeigt der ganze Osten des kroatischen Volkslandes jenes bunte Bevölkerungsbild, das auch heute noch weite Teile dieses Raumes in der Durchdringungszone zwischen Serben und Kroaten kennzeichnet. Während für die Landschaften nördlich der Kulpa und Save mit dem Ende des

17. Jahrhunderts die Türkenzeit vorüber ist, bleibt der größte Teil des kroatischen Landes zwischen Drina und dem dinarischen Karst bis ins 19. Jahrhundert unter türkischer Herrschaft. Im habsburgischen Machtbereich setzt daher schon in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ein Wiedererstarken des Kroatentums in den von den Türken befreiten Gebieten ein und beginnt unter der tatkräftigen Unterstützung des kaiserlichen Hofes in Wien durch deutsche Beamte und Offiziere ein großangelegter Wiederaufbau. Im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert ist das habsburgische Kroatien in stärkstem Ausmaß vor allem im Bereich der Militärgrenze in diese, durch die kaiserliche Regierung angeregte Wirtschafts- und Aufbauentwicklung mit ihrer starken Befürsorgung aller strebsamen Menschengruppen eingeordnet. Das Kroatentum dieses Raumes erfährt in jener Zeit starke Anregungen auch in seiner politischen Entwicklung aus dieser deutschen Nachbarschaft, und nicht umsonst entsteht in diesem Raum der Grundgedanke einer politischen Bewegung des Kroatentumes, der bis in die gegenwärtige Zeit bedeutsam gewesen ist.

Es mag in diesem Zusammenhang nicht ohne Interesse sein, daß gerade aus den Kreisen der nun wiedererstarkten deutschen Stadtkultur des pannonischen Kroatiens zwei Männer mit hohem deutschem Blutsanteil in ihrer Ahnenreihe dem kroatischen Volke entstehen, die die geistige Bewegung der südslawischen Einigung forderten: Ludwig Gaj und Josef Stroßmayer. Zur selben Zeit steht auch im venezianischen und später im napoleonischen Dalmatien das politisch erwachte Kroatentum im Kampf gegen eine romanische Überfremdung und findet bald Anschluß an die geistige Bewegung des Kroatentumes dieser Tage. Im türkischen Machtbereich hat der Anschluß der führenden Schicht des Kroatentumes in diesem Raum an den Islam eine zeitweilig sehr starke Entfremdung dieser Menschenschicht gegenüber allgemein kroatischer Belange gebracht und das kroatische Gemeinschaftsbewußtsein in diesem Raum auf die zahlenmäßig recht schwache Gruppe der römisch-katholischen Bevölkerung beschränkt. Erst im 20. Jahrhundert und vielleicht in breiterer Front erst in unseren Tagen hat das muselmanische Kroatentum in Bosnien wieder Anschluß an den kroatischen Volkskörper gefunden.

Um die Neuformung des Volksgedankens

Das 19. und beginnende 20. Jahrhundert bis zum Weltkriege bringt wohl den gesamten kroatischen Volksraum innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie in einem Staatsraum zusammen, die Aufgliederung jedoch in einzelne Kronländer mit ihrer verschiedenen Zugehörigkeit entweder zur österreichischen Reichshälfte oder zu Ungarn, beziehungsweise zum Reichsland Bosnien-Herzegowina haben eine einheitliche Ausrichtung des Kroatentums vielfach erschwert. Wieder sehen wir in etwas gewandelter Form die einzelnen alten Kräftegruppen gegen den Bestand des Kroatentums wirksam. Von Ungarn her setzt besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein politischer Druck zur immer stärkeren Angleichung und Madjarisierung des kroatisch-slawonischen Nebenlandes ein, in Istrien und Dalmatien sind starke romanische Tendenzen festzustellen, und in Bosnien und der Herzegowina ruht das politische Schwergewicht auf der im nationalkroatischen Sinn indifferenten Gruppe der muselmanischen Kroaten. Dazu kommt, daß sich bereits um die Jahrhundertwende die Zerfallserscheinungen der Monarchie vermehrten und damit die auseinanderstrebenden Kräfte freien Spielraum erhielten. Die politischen Prozesse in Agram, in denen diese Bewegungen zum Teil sichtbar wurden, zeigten zwar die immer stärker zutage tretenden Gefahren, lösten aber keine entscheidenden Taten zu ihrer Verhütung aus. Ebenso blieben die trialistischen Staatsreformpläne des Erzherzogs Franz Ferdinand unausgeführt und wurden dann von den Weltkriegsereignissen überholt.

Der Volksboden an sich erfährt in jener österreichischen Zeit nur an ganz wenigen

Stellen mehr eine Veränderung, es sei denn, daß aus der deutschen Volks- und Kulturlandschaft der den Kroaten benachbarten Donauschwaben nun auch größere Gruppen aus den südungarischen Gebieten nach Slawonien und dem nördlichen Bosnien einströmen. Ebenso ist ein nicht unerhebliches Anwachsen des Serbentums vor allem in den ostbosnischen Landschaften und im Wrbas-Gebiet festzustellen. Mit dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie gerät nun mit Ausnahme des östlichen Istriens und einzelner Inseln der gesamte kroatische Volksboden in den Bereich des jugoslawischen Staates.

Hier setzt der bekannte Unterdrückungsfeldzug gegen die eigenständige Volksauffassung des Kroatentumes ein, indem der Versuch unternommen wird, das kroatische Volksbewußtsein in ein Stammesbewußtsein innerhalb des allgemeinen Südslawentums umzuformen. Die zwei Jahrzehnte südslawischer Staat sind für das Kroatentum erfüllt mit dem Kampf um die Behauptung ihres Volksbewußtseins und ihres Souveränitätswillens gegenüber der vom Serbentum ausgehenden „Ideologie des Jugoslawismus". Der Kampf des Serbentums gegenüber den Kroaten ist auch in einen Kampf um den Lebensraum ausgeartet, indem schon gleich nach dem Weltkrieg der Versuch unternommen wurde, durch Freiwilligenansiedlung und Grundkäufe den serbischen Volksboden innerhalb des kroatischen Raumes zu erweitern. Besonders im östlichen Slawonien und in der bosnischen Save-Ebene ist diese Arbeit bis vor kurzem noch von manchem Erfolg begleitet gewesen. Entscheidend hat aber auch hier dieser letzte Vorstoß vom Osten den kroatischen Volksraum nicht einzuengen vermocht. Dasselbe gilt wohl auch für die Auseinandersetzungen, wie sie sich in Istrien auf italienischem Staatsgebiet abspielten.

Die langen Kämpfe des Kroatentums um die Wiedererlangung einer eigenständigen Staatlichkeit im gesamtkroatischen Lebensraum sind durch den Zusammenbruch des jugoslawischen Staates unter den Schlägen der deutschen Wehrmacht erfüllt worden. Wir stehen vor einem Neuaufbau des kroatischen Staates an diesem im europäischen Kräftefeld so bedeutsamen Punkte des südöstlichen Europas. Gewaltige Aufgaben harren der kroatischen Staatsmänner, die nicht nur eine politische Verwaltung auf kroatischem Volksboden aufzurichten haben, sondern die auch darüber hinaus, noch eine Neuformung des kroatischen Volksgedankens, angepaßt an die politischen Strukturformen der Gegenwart, zu geben haben. Es ist in diesem Rahmen bedeutsam, wenn erstmalig öffentlich und eindeutig von der kroatischen Staatsführung die Loslösung des kroatischen Volksbegriffes von einer bestimmten konfessionellen Bindung, nämlich der des römischen Katholizismus, festgelegt wird und damit vor allem den muselmanischen Kroaten der Einbau in den neuen kroatischen Volksstaat erleichtert wird. Aber auch manche Gruppe der nur durch Konfessionswechsel zum Serbentum übergeleiteten orthodoxen Kroaten wird dadurch die Möglichkeit der inneren Rückkehr in den kroatischen Volkskörper gegeben. Darüber hinaus vollzieht aber die kroatische Führerschicht von heute noch einen weiteren entscheidenden Schritt, indem sie unter Betonung der Rolle einer nichtslawischen Führerschicht am Aufbau des kroatischen Volkskörpers im Raum zwischen Adria und Drau und mit Hinweis auf die zahlreichen nichtslawischen Volkssplitter, die in das Kroatentum eingeschmolzen wurden, den nichtslawischen Grundcharakter ihres Volkstums besonders betont und die Eigenständigkeit des kroatischen Volkes auch aus dem neuen Herkunfts- und Geschichtsmythos zu begründen versucht.

VON DEN VOLKSTUMSFRONTEN

Versunkenes Deutschtum in der mährischen Slowakei

An den slowakischen Bewohnern des Gebietes nördlich von Lundenburg, im Raume zwischen March und Thaya, fällt vielfach hochaufgeschossener Wuchs mit langen Schädeln, Blauaugen und Blondhaaren auf. Weiter ostwärts wird der rein slawische Typus stärker, während hier zweifellos, dem äußeren Erscheinungsbilde nach, starker germanisch-deutscher Blutzuschuß stattgefunden hat.

Die Kolonisation der deutschen Ostmark, sowohl vor als während der Babenberger Zeit, hat sicherlich in den mährischen Raum hinübergewirkt. Wir wissen, daß in Lundenburg, am Hauptverkehrswege nach Mähren und Polen, schon früh Deutsche wohnten. Wenn es 1078 schon als „Civitas" bezeichnet wurde und 1212 das erste Stadtrecht im mährischen Raum erhielt — das nur deutschen Siedlungen gewährt wurde —, so ist dies Beweis genug für die Existenz des Deutschtums. Weiter ist bekannt, daß zur gleichen Zeit das nun im Protektorat liegende Kostel eine rein deutsche Siedlung gewesen ist. Ebenso wurde Göding 1228 deutsches Stadtrecht verliehen. Im 12. Jahrhundert entstanden zwischen diesen Städten die Siedlungen Opalowitz und Pruß und etwas später, etwa 1261, der Ort Jiřikowitz. Pruß und Jiřikowitz waren Gründungen des Klosters zu Wisowitz. Sie werden ganz gewiß heute verschollene deutsche Namen getragen haben, da doch die ersten Klosterinsassen überwiegend Deutsche gewesen sind. Opatowitz ist eine Gründung des Klosters Welehrad gewesen, dessen erste Walter Abt Tezzelin und die Mönche Wolkum, Eberhard und Gerung waren. Opatowitz (Abtsdorf) ist bald eingegangen. Dasselbe Stift gründete Waltersdorf (heute Mährisch-Neudorf), im Jahre 1270 eine rein deutsche Siedlung. 1293 erfährt man von Rampersdorf (tschechisch Lanštorf), das gleichfalls eine deutsche Siedlung war. 1356 wird Klein-Trautmanns (Truhmanicky) erwähnt. Der Ort besteht nicht mehr. 1368 erscheint zum erstenmal Birnbaum, 1384 Landshut und 1391 Prechau, das aber schon 1411 öde ist. Nachweisbar deutsch besiedelt waren Rampersdorf, Kostel, Ulb, Neu-Waltersdorf und Landshut. Prechau, das 1411 verödet war, gehörte in das rein deutsche Sprachgebiet.

Zwischen Kostel und Ulb lag seit 1350 der Ort Pelwitz (später tschechisch Bilowitz). Unter Franz von Lothringen, dem Gemahl der Kaiserin Maria Theresia, sind in dieser — wohl ehemals deutschen — Gemeinde Lothringer angesiedelt worden. Heute künden nur mehr gewisse Namen von ihnen: Tetur (De Tour), Lebloch (Le Bloch) usw. Birnbaum, das zuerst unter diesem Namen auftaucht und erst später als Hruškу (das heißt Birnbaum) bezeichnet wird, dürfte deutscher Gründung gewesen sein. Czeskowitz (von česka, die Wachtel) besaßen im 13. Jahrhundert die Templer. In seiner Nähe lagen die beiden Gemeinden Schönau (Janov) und Schönstraß (Senstraz). Nicht weit davon waren die Gemeinden Shegat (Czeicz) und Gobals (Kobyli). Gegen Göding zu liegt der Ort Wrbitz, ehemals Michelsdorf geheißen, wahrscheinlich ebenfalls deutschen Ursprungs. In der Nähe von Shegat (Czeicz) war eine heute eingegangene Ortschaft mit Namen Rappersdorf (Rapisdorf) gelegen.

Schritt um Schritt wurde das Deutschtum durch Kriegsläufte, Seuchen und anderes zurückgedrängt. Es kam auch kein Ersatz, und was da war, konnte sich nicht halten und ging zum Teil in der slowakischen Bevölkerung auf. Dessenungeachtet blieben aber in einzelnen Orten deutsche Volkssplitter sässig. So finden wir noch 1673 in den Orten der Lundenburger Herrschaft zahlreiche deutsche Namen. So in Mährisch-Neudorf: Oswald, Perk, Müller, Weisel, Bauer, Zuger, Temper, Strein, Bachmann, Storch, Schatz, Benedikt, Stamkelhans, Luksch, Baier; in Birnbaum: Balzer, Bramais, Placht, Teßner (zwei Brüder, die 1663 von den Türken erschlagen wurden). In Göding gibt es nach dem Dreißigjährigen Kriege 1691 noch deutsche Namen wie: Lindenberger, Kugel, Schätzel, Spring, Grantam, Schrom, Koch, Funk, Lutert, Schenk, Loch, Trubner, Springer, Hoffmayer, Schotzer, Heeppel, Bittner, Hufnagel, Heeger, Stark, Ziegler, Knauer, Klein, Essig, Plachl, Koppes, Erben, Gabriel, Facilides, Haifl, Piroll, Renz und Stenzl. Auch die Träger manch anderer,

Gewerbe oder Herkunft bezeichnender Namen dürften Deutsche gewesen sein.

In einzelnen Orten der mährischen Slowakei wurde und wird noch Weinbau betrieben. Dort, wo dieser gepflegt wird, zeigen sich die deutschen Spuren in zahlreichen Ausdrücken. Perkrecht, grefty, vincur (Weinzirl), Freyunk hotař (Huter), prešus (Preßhaus); bei den Weinmaßen: draj-ling, maz, žejdlik (Seidl). Schließlich deuten auch viele Riedbezeichnungen auf deutsche Siedler hin: Schiederberg, Stimmberg, Sumberg (Schraberg), Stammvati, Stannerrenigarten. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch Weinsortennamen deutscher Abstammung sind. Cinifadl (Zierfahndler), rynyš (rheinisch), ryzlink (Rießling), šrek (Schreck). Daß man Entscheidungen in schweren Vergehen im Weinbergrechte beim Gerichtshof im österreichischen Falkenstein suchte, sei nur nebenbei erwähnt.

Auch im Gewerbe zeigen sich Spuren des ehemals hier bestandenen Deutschtums. In Kostel und Landshut sind die vorhandenen Zechenurkunden fast sämtlich deutsch bis zum Jahre 1663. Ebenso auch in Göding. Im nordöstlich von Göding gelegenen **Straßnitz**, das im 12. Jahrhundert im Besitze der Johanniter war, zeugen noch heute die Gassenbenennungen von Deutschen. Es gibt dort eine „Deutsche Gasse", eine Binder- und Schmiedgasse. Die Satzung der Weberzeche war deutsch. 1605 siedelten sich noch deutsche Tuchmacher aus Iglau an, so daß diese Zunft ganz deutsch war. Bis etwa 1832 waren die Zechenbücher deutsch geführt! Interessant ist noch, daß in der Nähe von Straßnitz die Gemeinde Lipov einst Gamsberg geheißen haben soll. Heute ist der deutsche Name verschollen, nur im Gemeindesiegel führt diese Gemeinde einen Gemsbock.

Aus dieser Fülle von urkundlichen Belegen und unter slawischer Oberfläche weiterlebenden deutschen Namen und Erinnerungen ergibt sich, wie stark auch in diesem Raume das Deutschtum am Aufbau der Landschaft und ihrer Kultur tätig war und wieviel von dieser Kraft heute noch unerkannt weiterleben mag.

Karl Petzina, Lundenburg

BÜCHER ZUR VOLKSTUMSFRAGE

Neue Aufgaben für das Schrifttum

Bei der Durchsicht des in letzter Zeit überaus zahlreich und sehr verschiedenwertig erschienenen Schrifttums über das **Deutschtum im Südosten** mutet es auf den ersten Blick wie ein Spiel des Schicksals an, daß viele dieser Werke zu einem Zeitpunkt erscheinen, zu dem bereits wichtigste Probleme durch die Umsiedlung und Heimkehr der Gruppen ins Mutterland ihre Lösung gefunden haben. Soweit Drucklegung und Herausgabe der Arbeiten gerade in die Zeit der Umsiedlung selbst fielen, war es natürlich aus technischen Gründen nicht möglich, den rasch vollzogenen Veränderungen Rechnung zu tragen. Es gibt aber auch Veröffentlichungen, die z. B. bereits nach der Umsiedlung der Deutschen aus Bessarabien und der Bukowina verfaßt, trotzdem diesen einschneidenden Veränderungen der Volkstumslage oder der Grenzziehungen nicht Rechnung tragen. Wenn sie diese Tatsachen mit keinem Worte erwähnen, so erwecken sie damit wohl ungewollt den Eindruck, als ob es noch immer ein Bessarabiendeutschtum oder Bukowinadeutschtum **als solches**, das heißt als lösungsbedürftiges Problem gäbe.

Damit soll folgendes gesagt werden: Die deutsche wissenschaftliche Forschung (und nur diese sei hier berücksichtigt) über das Deutschtum im Südosten wird sich in der Weise umstellen müssen, daß man zwar diese Gebiete als **alten deutschen Siedlungsboden** nicht einfach übergeht — das gliche einer Aberkennung der jahrhundertelangen Pionierarbeit und Kulturleistung der südostdeutschen Volksgruppen —, aber daß man die Behandlung dieser Fragen im geschichtlichen Sinne als **abgeschlossenen Entwicklungsvorgang** löst. Denn mit dem Abzug der Deutschen aus diesen Gebieten geht auch der **Kulturboden** in sehr kurzer Zeit in andere Hände über, unterliegt raschen Veränderungen und verliert damit alsbald sein **deutsches Gesicht**. Er wird Vergangenheit.

Natürlich stößt die Umstellung auch in der wissenschaftlichen Bearbeitung auf vielfache Schwierigkeiten, weil sie rein arbeitsmäßig einen neuen, noch keineswegs allseitig geklärten Standpunkt voraussetzt, der einerseits unser bisheriges **Zahlenmaterial** usw. ungültig macht und anderseits auch dem verbliebenen südostdeutschen Siedlungsboden ein neues geistiges Gesicht verleiht.

Bei zukünftigen Veröffentlichungen über das südosteuropäische Deutschtum wird also, so viele Hindernisse dem auch gegenwärtig entgegenstehen, diesen Forderungen Rechnung getragen werden müssen.

Josef Hahn


Digitized by Google

Volkstum im Süd-Osten

Inhalt dieses Heftes: Alfred Karasek-Langer: Deutschtumsforschung in der Slowakei / Joachim Köhler: Alter deutscher Volksboden in Oberkrain / Dr. Richard Busch-Zantner: Die serbische Gesellschaft / Dr. Fritz Ruland: Rumänisches Volkstum auf der Balkanhalbinsel / Zum „großslowenischen“ Geschichtsbild / Madjarische bevölkerungspolitische Sorgen / Untersteirische Landwirtschaft

Juni-Folge 1941 Heftpreis RM —.40

Volkstum im Südosten

Volkspolitische Monatsschrift

Früher „Grenzland", Zeitschrift für deutsche Schutz- und Kulturarbeit des Deutschen Schulvereins Südmark / 18. Jahrgang

Schriftleiter: Felix Kraus

Verlag und Druck: Wiener Verlagsgesellschaft m. b. H., Betriebsführer Ernst Sopper, Wien 55, Spengergasse 43. — Die Zeitschrift erscheint am 15. eines jeden Monats. — Bezugspreis im Jahr RM 4.— (einschl. 20 Rpf. Postzeitungsgebühr). — Alle Zuschriften, die Schriftleitung betreffend, sind an Felix Kraus, Wien 65, Fuhrmannsgasse 18 (B 4 85 44) zu richten. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet. — Derzeit Anzeigenpreisliste Nr. 1 vom 11. Jänner 1939 gültig.

Inhalt des Juni-Heftes 1941

Deutschtumsforschung in der Slowakei

Von Alfred Karasek-Langer

Im Frühjahr dieses Jahres wurde in der alten deutschen Stadt Kesmark das neugeschaffene „Institut für Heimatforschung" der deutschen Volksgruppe in der Slowakei feierlich eröffnet. An dieser Feier nahmen der Volksgruppenführer Staatssekretär Ingenieur Karmasin, der Gesandte des Großdeutschen Reiches, SA.-Obergruppenführer Ludin, zahlreiche Vertreter reichsdeutscher Dienststellen und Institute sowie des Slowakischen Staates und der dort beheimateten Volksgruppe teil. Mit der Errichtung des Institutes für Heimatforschung in Kesmark ist die Deutschtumsforschung dieses Raumes in einen neuen Abschnitt ihrer Entwicklung getreten, und die starke Teilnahme an der Eröffnungsfeier beweist den Wert, den man von seiten des Reiches und der Volksgruppe dieser wissenschaftlichen Einrichtung beimißt.

In einer Reihe von Ansprachen zeichneten der Gesandte des Großdeutschen Reiches, der Volksgruppenführer und der Hauptamtsleiter des Kulturamtes der Deutschen Partei, Ingenieur Friedl, den Aufgabenbereich des Institutes. Ingenieur Friedl führte unter anderem aus, daß die Volksorganisation der Slowakeideutschen geschaffen und innerlich lebendig sei. Ihr müsse nun die Volkstumsforschung zur Seite treten und zur geistigen Festigung der Volksgruppe beitragen. Die Heimatkunde müsse voll und ganz im Dienste des Volkstums stehen. Auch der Wissenschaftler habe in der Front des Volkstumskampfes seine klar umrissenen Aufgaben. Die im pannonischen Becken früher häufige Volkstumsentfremdung in der Oberschicht und in dem Bereiche der wissenschaftlichen Forschung sei endgültig vorbei. Vorbei sei auch die Vereinzelung der räumlich voneinander getrennten Deutschtumslandschaften in der Slowakei. Ingenieur Friedl bat dann den Volksgruppenführer, das Institut für Heimatforschung zu eröffnen und Professor Dr. Liptak zu seinem Leiter zu ernennen.

In seiner Ansprache setzte der Volksgruppenführer, Ingenieur Karmasin, die Aufgaben des Institutes fest. Es müsse die Heimatforschung der Deutschen in der Slowakei mit dem Gesamtdeutschtum in einen lebendigen Zusammenhang bringen. Es solle die in der Volksgruppe vorhandenen Überlieferungen innerhalb der völkischen Arbeit in ihrer Verwurzelung erhalten und ihre Werte für die politische Arbeit nutzbar machen. Neben dem Schutze des bodenständigen Deutschtums, der geistigen Brücke zum Reich und den übrigen deutschen Volksgruppen im Südosten, habe das Institut auch die Aufgabe, neue Formen des Zusammenlebens der Völker zu ergründen. Eine klare Grenzziehung zwischen den Völkern und eine Herausarbeitung der einzelnen Ursprünge sowie der Eigenarten dieser Völker sei dafür die Voraussetzung. Das Institut solle ein lebendiges Glied innerhalb der Volksgruppe sein und der Deutschtumsforschung in der Slowakei vorbehaltlos dienen.

Gesandter Ludin ergänzte die bisherigen Ausführungen und führte unter anderem aus: Das Kesmarker Institut könne seine Erfüllung nicht nur in abstrakter wissenschaftlicher Arbeit finden. Es müsse bewußt der Stärkung der deutschen Volksgruppe in der Slowakei dienen, eine kraftvolle Tradition für die heranwachsende junge Generation schaffen und zur geistigen Klammer aller Deutschen dieses Staates werden. Volkstumsarbeit bedeute Kampf und rücksichtslosen Einsatz. Die Achtung fremden Volkstums sei selbstverständlich und bestimme die Art der geistigen Auseinandersetzung. Gesandter Ludin überbrachte Professor Liptak und dem Institute die Glückwünsche des Deutschen Reiches für eine fruchtbare Arbeit im Sinne der deutschen Aufgabe in diesem Raume.

Eine Reihe von Vorträgen reichsdeutscher und slowakeideutscher Wissenschaftler zeigte den gegenwärtigen Stand der Deutschtumsforschung in der Slowakei. In all diesen Vorträgen zeichnete sich die Wende ab, in der gegenwärtig die wissenschaftliche Volkstumsarbeit als



solche steht. Außerdem aber zeigte es sich, daß die Heimatkunde und Heimatforschung der Slowakeideutschen auf dem Wege ist, sich ihrer eigenen Aufgabe bewußt zu werden, sich gegenüber fremdvölkischen Einflüssen zu immunisieren und auf die Wirkungsbereiche gesamtdeutscher Forschung umzustellen. Von diesen Wandlungen gibt auch die Zeitschrift „Karpathenland" Kunde, die gerade dieser Tage neu erschienen ist. Sie wird vom Volksgruppenführer, Ingenieur Karmasin, herausgegeben, vom Leiter des Kulturamtes der Deutschen Partei, Ingenieur Friedl, redigiert und erscheint in Verbindung mit dem Institut für Heimatforschung in Kesmark. So hat mit der Schaffung eines eigenen Institutes und einer eigenen wissenschaftlichen Zeitschrift die Volksgruppe die Erfassung und Betreuung ihres geistigen Erbes selbst in die Hände genommen, hat die kämpferische Gesinnung ihres Aufbruches und Aufbaues in die Forschung hineingetragen.

Die eigentliche Deutschtumsforschung innerhalb der auslanddeutschen Volksinseln hat ihre Vorläufer in der Zeit der deutschen Romantik. Um 1800 herum gehört das Deutschtum der heutigen Slowakei noch voll und ganz in das geistige Gefüge des Deutschtums im pannonischen Becken. Zipser und Siebenbürger Sachsen stehen gleichwertig nebeneinander und unterscheiden sich kaum in der Art und Weise ihrer geistigen Leistung. Innerhalb des nordungarischen Raumes ist die Zips führend, neben ihr tritt Preßburg stark hervor. Aber auch in den übrigen, damals noch überwiegend deutschen Städten Oberungarns ist ein reges geistiges Leben daheim. Die Werke, die in diesem Raume und in diesem Zeitabschnitt geschaffen wurden, sind nicht streng wissenschaftlich in dem später gangbaren Sinn des Wortes. Sie sind mehr topographische Beschreibungen, sind Urkundenveröffentlichungen, mundartliche Wörterbücher, Reiseschilderungen usw. Neben deutschstämmigen Forschern stehen Nichtdeutsche, die — wie Bel unter anderen — doch stark dem deutschen Kulturkreis zuneigen, stehen auch vereinzelte eingedeutschte Slawen. Zwischen 1803 und 1804 erscheinen die ersten sprachlichen Arbeiten von Genersich, Rumy und Bredetzky, 1806 versucht Jakob Melzer den Volkscharakter der Zipser Deutschen zu zeichnen. Die Beziehungen zu Siebenbürgen äußern sich in der Gleichartigkeit einzelner Forschungsaufgaben, die zu den deutschen Volksinseln in Galizien werden durch das Wirken Bredetzkys charakterisiert.

Die Sprachinselforschung

Nach 1831 setzt eine neue Periode in der deutschen Sprachinselforschung ein. Sie geht auf das Wirken der Brüder Grimm zurück und wird vor allem durch binnendeutsche Germanisten getragen. Man sucht in den alten Volksinseln ursprüngliche Mundartformen, altartige Überlieferungen. Schmeller durchwandert die deutschen Sprachinseln in Südtirol und Venetien, Bergmann die in Graubünden, Schott die beim Monte Rosa. Angeregt durch Schmeller und Bergmann, arbeitet der Preßburger K. J. Schröer zuerst über die Mundart der Sieben Gemeinden, um dann nachher die Deutschtumsforschung in Oberungarn fortzusetzen. Schröer ist der wichtigste Vertreter der germanistischen Forschungsperiode in diesem Raum. Seine Arbeiten dienen nicht nur der Erfassung der Mundart, er behandelt auch die volkskundlichen Überlieferungen, Geschichte und Herkunft der Deutschen. Bezeichnend für die gesamtdeutsche Einstellung Schröers ist ferner die Tatsache, daß er außer den deutschen Volksinseln seiner engeren und weiteren Heimat auch das Deutschtum der Gottschee und um Zarz behandelte. Er hat die Kremnitz-Probener Volksinsel und die von Deutsch-Pilsen in das Blickfeld der Volksforschung gebracht, und es ist bezeichnend, daß beide Deutschtumsbereiche später wieder ziemlich in Vergessenheit gerieten.

Ist mit Schröer das Preßburger Deutschtum in diesem Zeitabschnitt führend an der Deutschtumsforschung beteiligt, so zeigen die Zips und die deutschen Städte Oberungarns

nach 1848 schon gewisse Verfallserscheinungen. Das Hinwenden zum Madjarentum beginnt sich langsam auszuwirken. In der Zips reifen nur wenige wissenschaftliche Werke, die sich, wie die Arbeiten von Weber und Kunz, vorwiegend mit geschichtlichen Fragen beschäftigen. In den übrigen oberungarischen Städten kommen wohl zahlreiche Geschichtswerke zum Druck, sie erscheinen auch meist noch in deutscher Sprache, aber sie sind wenig wert. Die Bücher von Kachelmann, Plath, Faller, Stelczer usw. entbehren der geistigen Fühlung mit der aufstrebenden binnendeutschen Wissenschaft. Es ist ein vielfach selbstgenugsames Provinzialschrifttum, das manchmal zur fleißigen und stoffreichen „Geschichtsklitterung" führt. Es steht in scharfem Gegensatz zu der etwa gleichzeitigen Geschichtsschreibung der Siebenbürger Sachsen, die damals unter Teutsch eine Blütezeit erlebten. Es ist eine deutschbewußte und großsächsische Geschichtsauffassung, die in Siebenbürgen zum Durchbruch gelangt. Sie ist nicht großdeutsch in unserem Sinne, sondern eher kleindeutsch, aber sie wirkt volkstumserhaltend und macht den Siebenbürger Sachsen immun gegenüber dem aufstrebenden madjarischen Nationalismus. Ihr hat das Deutschtum Oberungarns nichts annähernd Gleichwertiges für diese Geschichtsperiode an die Seite zu stellen.

Nach 1871 setzt sich im ganzen deutschen Volke die kleindeutsche Blickschau durch. In der Sprachinselforschung kommt es gegenüber der germanistischen Periode zu einem stärkeren Rückgang. Die volksdeutschen Inseln werden mehr sich selbst überlassen und geraten mehr und mehr in Vergessenheit. In Oberungarn wirkt sich diese Entfremdung ziemlich verheerend aus. In der Zips erwächst wohl ein neues und recht vielfältiges Schrifttum, doch ist es völlig anderer Art als das bisherige. Es trägt deutlich die Spuren der geistigen Madjarisierung der Oberschicht in sich und kann bestenfalls als „kleinstdeutsch" oder „verzipsert" angesehen werden. Bezeichnend für diese Entwicklungsstufe ist, daß fast alle wertvollen wissenschaftlichen Arbeiten in madjarischer Sprache erscheinen. Sie kommen zuerst außerhalb der Zips, vor allem in Budapest, bald aber auch in Kesmark, Leutschau usw. heraus. Es ist die Zeit der Gründung der „Zipser Historischen Gesellschaft", deren Jahrbücher und sonstige Veröffentlichungen ab 1885 in madjarischer Sprache erscheinen. Es ist die Zeit, da der „Karpathenverein" sein heimatkundliches Schrifttum in madjarischer Sprache erscheinen läßt, trotzdem er, ebenso wie die Zipser Historische Gesellschaft, vorwiegend deutschstämmige Menschen zu seinen Mitgliedern zählt.

In dieser Periode erscheinen auch einige deutschgeschriebene Werke, vor allem die des Belaer Pfarrers S. Weber. Sie sind gleich den anderen stärker auf die äußere Geschichte einzelner Städte als die ihres Volkstums gerichtet. Überhaupt setzt sich eine Geschichtsschreibung durch, die besonders in den Festschriften zur Jahrtausendfeier 1896 aufscheint und stark im staatlichen Denken Ungarns verwurzelt ist. Neben diesen Komitats- und Gemeindemonographien wird vor allem die Kultur-, Rechts- und Kunstgeschichte gepflegt. Die deutsche Volkskundeforschung ist wie das übrige deutschgeschriebene Schrifttum mehr in den Bereich der Zeitungsaufsätze in der „Karpathenpost", im „Zipserboten" usw. zurückgedrängt. Es ist eine heimatkundliche Tätigkeit, die gleich der aufblühenden mundartlichen Zipser Heimatdichtung als Rückzugsgebiet deutschen Lebens aufgefaßt werden muß. Sie trägt mancherlei zur Beharrung im angestammten Volkstum bei und gewinnt dadurch an Wert.

In der gleichen Zeit strömen die schöpferischen Kräfte der Deutschtumsgebiete Oberungarns, gleich denen der Schwäbischen Türkei und der Städte Transdanubiens, zumeist dem Madjarentum zu und gehen in diesem auf. Es ist die Periode der stärksten Abgabe deutscher Aufbaukräfte für die Entwicklung des ungarischen Staates und des madjarischen Volkes. Der aufblühende ungarische Nationalismus gewinnt gerade in den Bezirken der wissenschaftlichen Forschung durch deutschstämmige Menschen die Elemente, die er zur Verselbständigung seines Geisteslebens braucht. Neben den Siebenbürger Sachsen Meltzl und Hermann ist der Zipser Hunfalvy (vor der Namensmadjarisierung Hunsdorfer) der Mitbegründer der ungarischen Ethnologie und Volkskunde. Ebenso stehen am Beginn der

ungarischen Literaturgeschichte, der ungarischen Kunstgeschichte, der ungarischen Germanistik, der Sprachforschung usw. deutschstämmige Wissenschaftler. Das Deutschtum Oberungarns hat seinen starken Anteil an dieser Entwicklung. Der Preis dafür ist eine Verengung der eigenen wissenschaftlichen Leistungen deutscher Prägung auf die Bereiche einer provinziellen Heimatkunde und Mundartdichtung.

Erwachen gesamtdeutscher Kräfte

Mit der Jahrhundertwende beginnt sich ein Wandel anzukünden, der nach dem Weltkrieg zum Umbruch führen sollte. Die scharfe Madjarisierung weckt bewußt oder unbewußt Gegenkräfte. Außerdem aber setzt ab 1880 in Deutschland und Österreich die Schutzvereinsbewegung ein, die sich zuerst in den Grenzgebieten deutschen Volkstums und später in den Sprachinseln auswirkt. Es ist hier zu beachten, daß Schröer, der um 1860 infolge der Madjarisierung der höheren Schulen aus Ungarn verdrängt wurde, an der Gründung des Deutschen Schulvereins in Wien mitbeteiligt ist. Die Schutzvereinsarbeit geht zuerst in Form von Reiseberichten, Statistiken usw. auf das Vorhandensein deutscher Volksgruppen außerhalb des Reiches ein, sucht sie mit dem Mutterlande in Verbindung zu bringen. Es sind einfachere Formen der Bestandsaufnahme, die Beiträge stammen zumeist von österreichischer Seite. Über das Deutschtum in Oberungarn erscheinen Aufsätze von Groos und anderen, die wohl gut gemeint sind, aber wenig Neues bieten. Sie werfen allerdings ein bezeichnendes Licht auf die Fortschritte der Madjarisierung in den Städten und in der Oberschicht. Diese seelisch madjarisierte Oberschicht wehrt sich auch gegen die Schutzvereinsarbeit, dies vor allem in der Zips. Hier ist die madjarische Richtung alleinherrschend geworden, Werke und wissenschaftliche Arbeiten in deutscher Sprache erscheinen fast überhaupt nicht mehr.

Dennoch wäre es verfehlt, wenn man das kommende völkische Erwachen innerhalb Ungarns nur als eine Leistung des Mutterlandes ansehen würde. Die Übergangszeit zwischen 1900 und dem Weltkrieg zeigt eine Reihe deutscher Regungen im pannonischen Raume, an denen auch das Deutschtum Oberungarns und der Zips seinen Anteil hat. Im wissenschaftlichen Bereiche geht diese Bewegung von der Germanistik aus. Die allgemeine Deutschtumsforschung in Ungarn steht unter dem Einfluß der Germanistik, die sich von Budapest aus sichtbar zu regen beginnt. Die deutsche Mundartforschung hat durch den Wenkerschen Sprachatlas und die Junggrammatiker einen mächtigen Auftrieb erhalten. Gideon Petz und Jakob Bleyer bringen die neue Forschungsrichtung nach Ungarn und bauen hier die ungarländische Germanistik auf. Sie ist zuerst rein wissenschaftlich, wird später aber auch kulturpolitisch und wird mitbestimmend im Einsatz für die Volkstumserhaltung. In der Zips leitet Viktor Lumtzer 1894 die Mundartforschung ein, seine Arbeit über die Leibitzer Mundart erscheint bezeichnenderweise in der Zeitschrift der Junggrammatiker. Aufsätze und Untersuchungen über Mundarten von Kövi, Gréb und Lux erscheinen nunmehr nicht nur in madjarischen, sondern auch in reichsdeutschen Zeitschriften, S. Weber und Steinacker arbeiten sogar an der von Langhans herausgegebenen „Deutschen Erde" mit. Seit längerer Zeit werden erstmalig wieder die wissenschaftlichen Beziehungen zu den Siebenbürger Sachsen und den Donauschwaben aufgenommen, Aufsätze von Zipsern erscheinen in deren Zeitschriften.

Der Weltkrieg und sein Ausgang führten zu einem umwälzenden Wandel in der auslanddeutschen Volksforschung. Für das Deutschtum der Slowakei bedeutet dies nicht nur eine Lösung aus dem ungarischen Staatsverband, sondern auch ein Ende der Madjarisierung und eine radikale Wiederbesinnung auf die Werte eigenen Volkstums. Innerhalb kurzer Zeit wird das heimatkundliche Schrifttum, das jetzt an Wert wesentlich gewinnt, wieder deutsch. Die Zipser Historische Gesellschaft geht langsam an Mitgliedermangel ein, und nur der Zipser Verein in Budapest setzt die Traditionen madjarischgeschriebenen wissen-

schaftlichen Schrifttums für eine Zeitlang weiter fort. Es ist aber immerhin beachtenswert, daß selbst dieses Emigrationsschrifttum mit der Zeit immer mehr deutschgeschriebene Werke veröffentlicht.

Die beiden Jahrzehnte nach dem Kriege sind durch die Einordnung des wissenschaftlichen Lebens der Slowakeideutschen in den größeren Rahmen der sudetendeutschen Volkstumsforschung charakterisiert. Beleg dafür ist die seit 1928 im Verlage der Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung erscheinende Vierteljahrsschrift „Karpathenland", die bis Ende 1938 der Erforschung des Slowakeideutschtums dient. In den Beiträgen von „Karpathenland" sehen wir die ganze Entwicklung dieser Jahrzehnte aufscheinen. Vieles an Kenntnis über das Slowakeideutschtum, das in der germanistischen Periode Schröers schon lebendig war, muß nun wieder entdeckt und erarbeitet werden. Neben sudetendeutschen und binnendeutschen Forschern scheinen vor allem die Germanisten der Budapester Schule sowie die Heimatkundler aus der Zips in der ersten Zeit auf. Erst allmählich erweitert sich die Forschung auch auf die anderen Deutschtumsbereiche, die Kremnitz-Probener Volksinsel und das Streudeutschtum. Eine Reihe neuer Kräfte beginnt sich in diesen Siedelräumen zu regen, so vor allem Zeisel in der Deutsch-Probener und Damko in der Kremnitzer Gegend.

Von sudetendeutscher und reichsdeutscher Seite aus wird das Slowakeideutschtum wissenschaftlich in den Gesamtrahmen ostdeutschen Volkstums eingebaut. Es entstehen die großen Werke von Hanika, Schier, Fausel, Schürer-Wiese und anderen, die die Sprachinselforschung mit den neuen und verfeinerten Methoden deutscher wissenschaftlicher Arbeit betreiben. So wird das Slowakeideutschtum durch Schwarz in die ostdeutschen Sprachräume und -landschaften eingegliedert, erarbeitet Schier die Hauslandschaften des östlichen Mitteleuropas, baut Hanika sein Trachtenwerk auf entwicklungsgeschichtlicher und kulturgeographischer Grundlage auf, berücksichtigt außerdem die rassischen Voraussetzungen. Damit ist die Vereinzelung der deutschen Volksinseln in der Slowakei durchbrochen, sind sie in die Gesamtheit deutschen Lebens und seiner Vorposten eingeordnet. Der Zusammenstoß ostmitteldeutschen und donaubairischen Volkstums im Nordkarpatischen, das Entstehen einer ausgeprägten deutschen Kulturlandschaft am Ausgang des Mittelalters, kennzeichnen die deutsche Leistung für das Werden dieses mehrvölkischen Lebensraumes.

Neben den wissenschaftlichen Einwirkungen vom Sudetendeutschtum und vom Mutterlande her, entwickelt sich langsam und sicher eine neue Form slowakeideutscher heimatkundlicher Forschung. Sie wird in ihren Anfängen durch die Arbeiten verschiedenartiger Kräfte charakterisiert. Einzelne Forscher von Namen, die schon in der Vorkriegszeit tätig waren, wie etwa Gréb, Zipser Heimatforscher, wie Liptak, neuere Heimatkundler, wie Zeisel, geben ihr anfangs ein ziemlich buntes Bild. Am Beginn dieser immer selbständiger werdenden slowakeideutschen Heimatforschung stehen kleinere Zeitschriften, wie der ab 1925 erscheinende „Gründler" und heimatkundliche Beilagen heimischer Zeitungen. Später verbreitert sich die Grundlage der heimatkundlichen Arbeit ziemlich wesentlich, Belege dafür sind die Zeitschrift „Der karpatendeutsche Erzieher", „Karpatendeutsche Heimat" und andere.

Mit dem Selbständigwerden der Slowakei ist die Zeit der sudetendeutschen Patenschaft auch innerlich im wesentlichen abgeschlossen. Das Slowakeideutschtum ist reif geworden, seine wissenschaftliche Forschung selbst in die Hand zu nehmen und auszubauen. Zuerst nimmt nach den Märztagen 1939 die Organisation und der Ausbau der Volksgruppe alle Kräfte in Anspruch. Wie die politische und kulturelle Organisation aber lebendige Wirklichkeit geworden ist, kann man an den Ausbau der wissenschaftlichen Organisation gehen. Die Schaffung des Kesmarker Instituts für Heimatforschung, die Neuherausgabe von „Karpathenland" im Rahmen der Deutschen Partei sowie das Entstehen neuer heimatkundlicher Schriftenreihen sind die ersten Marksteine dieser Entwicklung.



Alter deutscher Volksboden in Oberkrain

Von Joachim Köhler, Graz, zur Zeit im Felde

Von den drei Wegen, die Villach mit Triest verbinden, führt der mittelste durch die Wochein. So wird das von Veldes erst südlich, dann westlich verlaufende Tal genannt. Die Wocheiner Save durchfließt in ihrem Oberlauf den schönen, von düsteren, ernsten Felsen umstandenen Wocheiner See.

Wenige kleine Orte beleben das Tal. Sie zeigen alle deutsche Bauweise und deutsche Siedlungsanlage. Die Namen dreier Orte weisen auf ihr Entstehen durch Rodung hin: Deutsch-Gereuth, Wälsch-Gereuth, Fisch-Gereuth. Nördlich des Tales liegen Althammer und Mitterndorf am Südaufstieg zum Triglav. Hier standen einst berühmte Eisenwerke. Die Gründer der Eisenhämmer waren ohne Zweifel Deutsche. So heißen alte Besitzer Franz Küchl (1554), Johannes Kemperle (1704), Matthias Warll (1739) und Michael Zois (1740). Aus der Mundart der Bewohner von Wocheiner Feistritz wurde geschlossen, daß sie slawisierte Deutsche seien. Deutsche oder entstellte deutsche Namen sind unter den Bewohnern sehr zahlreich.

Neuming hat besonders schön die alte deutsche Bauweise erhalten. Ein Haus zeigt den Typ des bairischen Einheitshauses besser als das andere. Die hintere Wochein weist riesige überalterte Waldungen auf, die bisher mangels geeigneter Wege nicht auszuwerten waren.

Als in den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende die Bahnlinie nach Triest durch die Wochein gebaut wurde, erhoffte man sich dadurch ein neues Aufblühen. Denn nach dem Eingehen der alten Eisenhütten (1890 wurde nach einem Brande das Feistritzer Werk endgültig geschlossen) setzte hier starke Auswanderung ein. Aber zu einem erwünschten starken Fremdenverkehr ist es nur in Veldes, am Talausgang der Wocheiner Save, gekommen. Zwar wurden schon vor dem Weltkriege mit staatlicher Unterstützung große Fremdenunterkünfte und Wintersportplätze angelegt, aber die neuen Grenzen von 1919/20 wirkten sich naturgemäß sehr verkehrsfeindlich aus, obwohl das Wocheiner Tal mit landschaftlichen Reizen und Schönheiten geradezu überreich ausgestattet ist.

Slawisierung deutschen Landes

Die Slawisierung der Bewohner reicht schon ins 19. Jahrhundert zurück; schon bei der Volkszählung des Jahres 1910 bekannten sich zum Beispiel in Wocheiner Feistritz unter 870 Einwohnern nur 29 als Deutsche. Die Schuld trägt in erster Linie wohl das deutschfeindliche, die Slawen ermunternde System im Habsburgerstaate. Die Ersten aber, die den Slowenen Waffen in die Hand drückten, die sie später gegen das Deutschtum schwingen konnten, waren auch hier Deutsche. Mit Hilfe der protestantischen Stände Deutschlands konnte Primus Truber, der „slowenische Luther“, die ersten in slowenischer Sprache gedruckten Bücher von Urach in Württemberg aussenden und legte den Grund zur slowenischen Schriftsprache. 1584 wird die erste vollständige slowenische Bibel gedruckt. 1777 gibt der Kärntner Gutsmann eine windische Sprachlehre und ein Wörterbuch heraus, Rohlin veröffentlicht eine „Kranjska grammatika“, Graf von Erling arbeitete an der krainischen Rechtschreibung, Friedrich Linhart betätigt sich literarisch in slowenischer Sprache. Der Tierarzt Dr. Bleiweiß, den die Slowenen den „Vater der Nation“ nannten, begründet 1840 das erste slowenische Hetzblatt. Zur selben Zeit setzte die massenweise Slowenisierung der deutschen Familiennamen in den Matriken durch den niederen Klerus ein, der am Bischof von Laibach die stärkste Stütze fand. So wird aus dem Weber ein Bebar, aus Zimmermann ein Cimperman, aus Schwab ein Švab, aus Wagner ein Vagnar, aus Schuster ein Šustar, aus aus Mayr ein Majr usw.



So ist das schöne Krainerland, von dessen Ehre und Deutschheit noch Valvasor zu rühmen weiß, trotz des Fleißes deutscher Bauern, Bergleute und Handwerker, die noch bis ins späte Mittelalter in fast ununterbrochenem Strome ins Land gekommen waren, dem Deutschtum entrissen worden.

Die Besiedlung mit Deutschen hat im 10. Jahrhundert begonnen. Im 11. Jahrhundert taucht schon der Name des alten Krainer Adelsgeschlechtes der Auersperge auf, dessen später Sprößling im 19. Jahrhundert als Dichter Anastasius Grün weit über die Grenzen Krains in deutschen Landen bekannt wurde. Die Bischöfe von Brixen und Freising und der Patriarch von Aquileja riefen bairische Siedler ins Land, die ihre umfangreichen Lehen unter den Pflug nahmen. Über die Besiedlung einiger Orte wissen wir ganz genau Bescheid. So ruft 1283 Bischof Emicho aus Innichen im Pustertal Tiroler Bauern nach Zauritz, heute Zarz, im oberen Selzachtal, südlich des Wocheiner Tales. 1875 wurde in Zarz der letzte deutsche Schulmeister „aus Ersparnisrücksichten" auf Betreiben des Ortspfarrers entlassen, der dann selbst den Unterricht — aber in slowenischer Sprache — übernahm. Damals zählte der Ort an 1800 deutsche Einwohner. Schon bei der Volkszählung 1880 wurde aber kein Deutscher mehr gezählt. Bis 1876 aber hatte sich das Andenken an die Einwanderung aus Tirol noch erhalten, denn noch wurde jährlich Geld für eine Wachskerze für die Kirche in Innichen gesammelt. An deutschen Hausnamen meldet Ludwig Jahne: Gasser, Lamprecht, Mayerle; an Familiennamen: Eckart, Findler, Fröhlich, Gartner, Geiger, Graf, Holzmar, Kobler, Konrad, Mert, Mertel, Plaschinger, Richter, Strauß, Sturm, Thaler und Weber. Czoernig nennt noch Jensterle, Puchner und Schwarzkobler. Der Flurname „zen Hueben" läßt sich leicht als „zu den Huben" erkennen.

Vom Wocheiner See gelangt man über den 1273 Meter hohen Rindslochsattel oder durch den knapp 6½ Kilometer langen Wocheiner Tunnel in das enge felsige Batschatal. Schon nicht mehr altkrainerisches Gebiet, gehörte es vor dem Weltkriege zum Küstenland und ist seit dem Weltkriege italienischer Besitz. Hierher rief Anfang des 14. Jahrhunderts der Patriarch von Aquileja Tiroler Bauern ebenfalls aus der Innichener Gegend. So wird 1346 neben anderen Orten Deutsch-Rut* gegründet. Czoernig zählte 1873 hier noch 650 Deutsche. Auch läßt sich damals ihre Herkunft aus dem Pustertale noch eindeutig aus der Mundart bestätigen. Jährlich sammelte man noch das „Kässergeld" für den Pfarrer von Innichen. An Familiennamen zählt Czoernig auf: Daxkobler, Katzenecker, Kempler, Kusterle, Stendler und andere. Die Berge der Umgebung wurden Hochkobel, Katzeneck, Rodeneck und Stadeleck genannt. Obwohl sich Maria Theresia noch um die Erhaltung dieses Deutschtums bemüht hatte, spricht dort heute kaum ein Bewohner mehr ein deutsches Wort. Wenige Jahre vor dem Weltkriege starben die letzten alten Leute, die nie Slowenisch erlernt hatten, während 1820 die Kinder noch kein Wort Slowenisch konnten.

Deutsche Berg- und Hüttenwerke

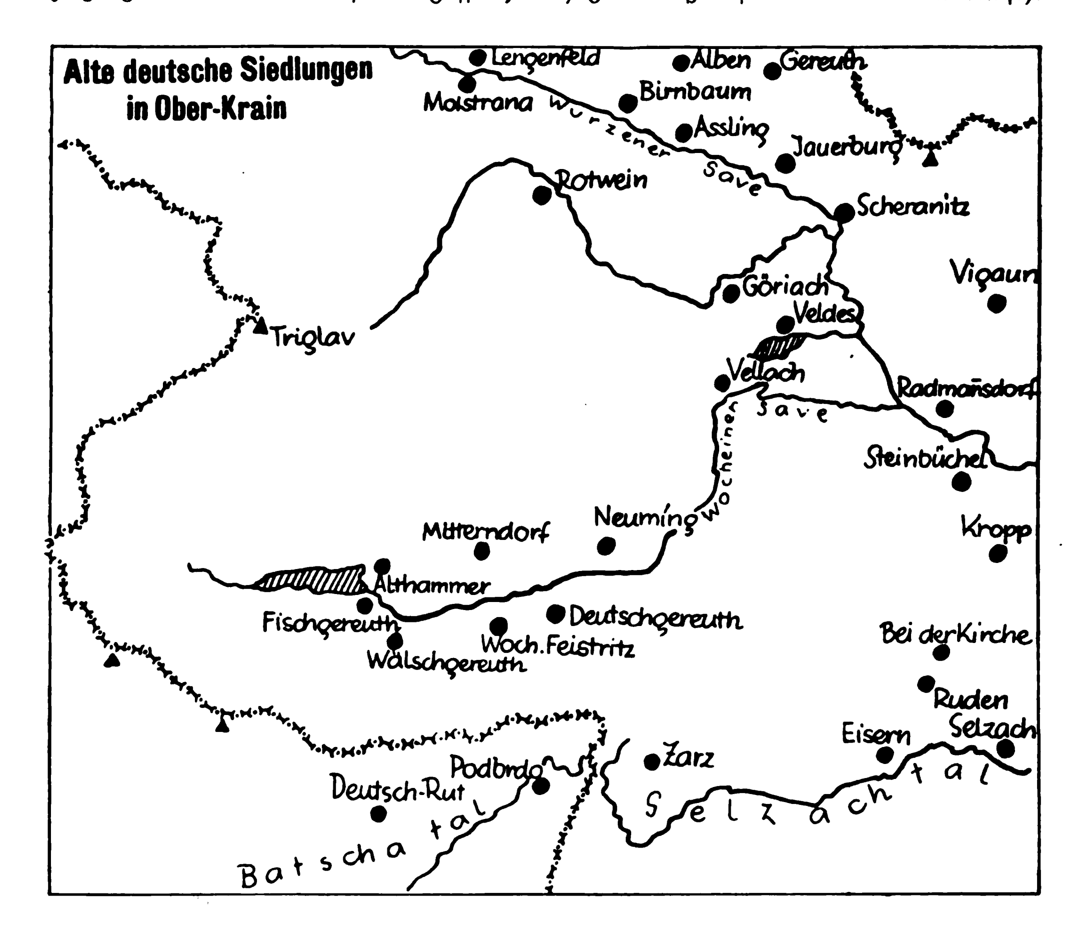
Von den durch Bergbau und hüttenmännische Tätigkeit erfolgten Besiedlungen müssen noch Eisern im Salzachtal, Kropp und Steinbichel bei Radmannsdorf und Alben und Rotwein bei Aßling genannt werden. In Eisern gab es schon 1348 Eisenerzbergbau, Kropp besaß 1550 eine Bergordnung, sächsische Bergleute sollen die Gewerkschaft gegründet haben. L. Jahne gibt von dort folgende Familiennamen an: Aschmann, Forger, Gaffel, Hafner, Korber, Mosler, Papler, Pinter, Ratter, Rauter, Scholler und Schüller. Heute wird dort noch eine absonderliche Mundart gesprochen. Die Einwohner gelten bei ihren Nachbarn als Sonderlinge.

* Der Name hat wohl dieselbe Bedeutung wie Gereuth im Wocheiner Tal und Ruden im Selzachtal und weist auf die Rodungen der ersten Ansiedler hin.



Von den Hütten der Umgebung Aßlings (außer Alben und Rotwein in der weiteren Umgebung noch Lengenfeld, Pleyofen, Moistrana und Jauerburg) hat heute nur noch die Hütte in Aßling selbst eine Bedeutung. An der jugoslawischen Binnenerzeugung hatte sie großen Anteil. Bis in die letzten Jahre wirkten dort deutsche Fachleute. Aber es waren zumeist nicht Oberkrainer Deutsche, sondern sie kamen aus dem Reich. Das bodenständige Deutschtum war auch hier untergegangen.

Für das alte Österreich waren vor dem Weltkriege die Stahlwerke Weißenfels (Erzeugung von Ketten und eisernen Fässern) wichtig. Weißenfels war als rein deutsche



Gemeinde laut Vollzugsanweisung des Deutschösterreichischen Staatsrates vom 3. Jänner 1919 im Austausch mit dem slowenischen Seeland unterhalb des Seebergsattels an Kärnten gekommen, da es als Grenzgemeinde unmittelbar dem kärntnerischen Kanaltal benachbart war. Nur in Weißenfels und in den Dörfern der Gottschee war noch bäuerliches Deutschtum in Krain erhalten geblieben. Durch den Übergang des Kanaltales an Italien wurde die neue Grenze östlich Weißenfels gezogen. Auch Weißenfels ist eine Gründung von Deutschen, die hier Eisenhämmer errichtet hatten. Die Eisenindustrie bildete im gesamten Gebiete Oberkrains das wirtschaftlich belebende Element und hat immer wieder Deutsche angezogen und dem Lande Wohlstand und Fortschritt gebracht.

Schrifttum:

Adriaticus: Deutschlands gerechte Grenzen. Verlag Dietrich Reimer, Berlin 1924.

Czoernig, Carl Freiherr von: „Zeitschrift des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins", 1876, VII, Seite 163.

Dimitz: Die Geschichte Krains, 1874.

Jahne, Ludwig: Völkischer Reiseführer durch die deutschen Siedlungen Südösterreichs. Verlag Joh. Heyn, Klagenfurt 1914.

Janeschitz, Dr.: Die Besiedlung Krains durch die Deutschen, 1906.

Lange, Friedrich: Der Wiederanschluß Deutschösterreichs, Berlin 1924.

Lange, Friedrich: Das Deutschtum der Nachfolgestaaten Österreichs. Zentralverlag, Berlin 1924.

Penck, Albrecht: Die österreichische Alpengrenze. „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde", Berlin 1915.

Sidaritsch, M.: Landschaftseinheit und Lebensraum in den Ostalpen. „Petermanns Mitteilungen", 1923, Seite 256 ff., Heft 11/12.

Sieger, Robert: Die Südgrenze der deutschen Steiermark. Denkschrift des Akademischen Senats der Universität, Graz 1919.

Valvasor: Ehre des Herzogtums Krain, 1699.

Wotawa, Dr. A.: Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Verlag Hölder, Wien 1919.

Die serbische Gesellschaft

Von Dr. Richard Busch-Zantner

Im alten Habsburgerstaate hörte man in allen Gesprächen um den Südosten stets den Stoßseufzer: „Immer wieder Serbien!" Die Einhelligkeit, mit der in allen nichtslawischen Kreisen der Monarchie diese Auffassung zum Ausdruck kam, zeigte, daß es sich hierbei nicht um den Ausdruck einer billigen Stimmungsmache, sondern eine tiefgreifende Sorge handelte, die, wie die Ereignisse bewiesen, nur allzu berechtigt war. Gerade heute, auf Grund der jüngsten Erfahrungen, erscheint es neuerlich naheliegend, zu fragen, welches „Serbien" denn eigentlich als Unruhestifter in den Ablauf der südosteuropäischen Geschichte einzugreifen sucht und welche gesellschaftliche Schichtung diese Vorgänge begünstigt. Diese Frage stellen soll nicht heißen, den einen Teil des Serbentums belasten und den anderen entschuldigen zu wollen. Nichtsdestoweniger aber ist diese Frage berechtigt, denn wenn auch das Serbentum zahlenmäßig nicht groß und sein Siedlungsbereich so eng gezogen ist, daß auch ein bescheidener Horizont die Totalität des serbischen Lebensraumes zu überblicken vermag, so ist trotzdem die gesellschaftliche Struktur des Serbentums unverhältnismäßig differenziert und mit gewissen traditionellen Gewichten belastet, die sich auf politischem Gebiete auszuwirken pflegen. In diesem Sinne greifen im Serbentum Volkstumsfragen und Politik unlösbar ineinander.

Die große Masse des Serbentums setzt sich aus Bauern zusammen. Wenn auch diese bäuerliche Schicht als solche nicht selbst aktiv Politik macht, so ist sie doch als Resonanz wichtig, und die in ihr populär gewordenen Ansichten sind mit besonders zähem Leben erfüllt, so daß sie nur schwer durch bessere, klügere und zweckmäßigere Einsichten ersetzt werden können. Das hat sich in der serbischen Vorweltkriegsgeschichte in verschiedenen Situationen gezeigt: die austrophile Richtung in den urbanen, bürgerlichen Kreisen der Hauptstadt Belgrad stieß auf den Widerstand des konsequent russophilen Bauerntums und seiner Vertreter, die, ohne klare und reale Vorstellungen von den russischen Möglichkeiten zu haben, zum „Brüderchen Rußland" von jenem unzerstörbaren Vertrauen beseelt gewesen sind, das etwa Kinder auszeichnet, die nach der glücklich beendeten Keilerei auseinanderlaufen und nun versprechen, die Rache ihrem „großen Bruder" überlassen zu wollen.

Altserbien und Donauserbentum

Bei alldem aber war das serbische Gesellschaftsbild in jenen Sektoren, die Politik gemacht haben und damit geschichtlich bedeutungsvoll geworden sind, noch verhältnismäßig einfach. Die sozialen Entwicklungsbedingungen waren innerhalb des alten Serbien vor 1914 für alle Schichten, auch die divergentesten, sehr einheitlich gewesen. Dies wurde erst anders, als nach 1919 auch jene serbischen Siedlungsgebiete hinzugekommen sind, die, anders als im Fürstentum, nicht aus dem immerhin orientalischen Milieu eines türkischen Vasallenstaates entwachsen waren, sondern aus der mitteleuropäischen Umwelt der österreichisch-ungarischen Monarchie. Diese hat zwar den oft bedenklichen politischen Radikalismus gewisser Neusatzer Liberaler nicht eben gefördert, sondern im Gegenteil häufig sogar unterdrückt, sie hat aber — und das war weitaus wichtiger — der serbischen Jugend immer wieder die Schulen zur Verfügung gestellt, über die sie in die geistigen Bereiche des Westens hinein vordringen konnte. Darin müssen wir eine der entscheidenden Wurzeln der späteren Entwicklung erkennen.

Für die Soziologie der serbischen Führerschichten, das heißt also jener doch nur verhältnismäßig kleinen Minderheit, die für die Politik des Landes verantwortlich ist, ist ferner wichtig, daß sie auch blutmäßig keine einheitliche Herkunft besitzt. Das Serbentum (im Fürstentum und späteren Königreich) war, als es an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert seinen Eintritt in den Kreis der neuzeitlichen Staatengesellschaft vorzubereiten begann, ein Bauernvolk gewesen, das wohl eine Reihe von örtlich durch persönliche Autorität groß gewordene Persönlichkeiten besaß, die als Führer in politischer und militärischer Hinsicht in Betracht kommen konnten. Eine städtisch-bürgerliche Schicht aber war nicht vorhanden, und von einem eingeborenen, konnationalen Adel vollends konnte überhaupt nicht die Rede sein. Das, was die — abgesehen von Belgrad — durchweg unwichtigen Städte an bürgerlichen Schichten damals belebte, waren zumeist parasitäre Gestalten, viele Türken, Juden, Griechen, Armenier, Zinsaren (das heißt städtisch gewordene Abkömmlinge der über den ganzen Balkan verbreiteten aromunischen Wanderhirten) und dann freilich auch Serben, die sich aber sehr bald dem eigentümlichen Milieu dieses, wie gesagt, parasitär bestimmten Städtertums angepaßt hatten, und sich, wie der serbische Literat Vuk Karatschitsch verachtungsvoll sagte, in Tracht und Gehaben türkischer gab als die türkischen Herren.

Nach der Befreiung Serbiens (1804 bis 1815) gelang es allerdings, den größten Teil der fremdvölkischen Stadtbevölkerung zu vertreiben, aber wenn damals auch die Türken und, mit ihnen, die Juden beseitigt worden sind, so sind doch die anderen Elemente geblieben. Sie haben, da sie sich gleichfalls zur serbisch-orthodoxen Kirche bekannten, leicht Anschluß an die Serben gefunden. Einerseits serbisierten sie sich selbst sehr rasch, anderseits haben sie ihre Töchter erfolgreich an die aus dem Dorf neu und unbeholfen in die Städte ziehenden Emporkömmlinge zu verheiraten verstanden, die dergestalt in das unentwirrbare Dickicht dieses unvorstellbaren Dschungels gesinnungsloser, aber ertragsreicher Familienintrigen einbezogen worden sind. Diese Tatsache hatte ihre Folgen namentlich auch insoweit, als verhältnismäßig wenige Mitglieder der jungen Intelligenz das soziale Milieu ihres Dorfes als Grundlage ihrer sozialen Existenz zu behalten vermochten und statt dessen nur zu schnell die Politur der „städtischen" Schichten annehmen mußten.

Das serbische Bauerntum hat diesem Städtertum von Anfang an mit Mißtrauen gegenübergestanden. Dies war materiell schon durch den beispiellosen Wucher begründet, mit dem der Typ des „reichen Mannes", volkstümlich „gazda" genannt, in der delikaten Situation des Überganges von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft den hilflosen Bauern überzog und dem von seiten des Staates keinerlei ernstliches Hindernis bereitet worden ist, da neben den zahllosen „Privatbankiers" jener Zeit öffentliche Banken mit sozialem Auftrag überhaupt nicht aufkommen konnten.

Politik und Geheimbündelei

Diese städtischen Kreise haben nun Politik gemacht. Es ist sehr symptomatisch, daß die Dynastie Obrenovitsch, die neben ein oder zwei klugen und begabten Fürsten in der Mehrzahl doch von Repräsentanten bestimmt war, die durch ihre sexuellen wie finanziellen Skandale dazu beigetragen haben, Serbien vor dem Weltkrieg zum Gegenstand des täglichen Spottes Europas zu machen, dieser sozialen Gruppe entstammt. Es ist bekannt, daß ein großer Teil des Serbentums diese Entwicklung abgelehnt hat — der Königsmord von 1903 war das Resultat dieser Opposition —, aber es wäre trotzdem geschichtlich falsch, diesen Mord allein vom dynastischen Gesichtspunkt her erklären zu wollen: er ist nur ein besonders krasser Fall inmitten des zähen, erbitterten Ringens neuer, spontan zur Herrschaft drängender Kreise, die jetzt, nahezu ein Jahrhundert nach der Befreiung, sich anzuschicken schienen, die alte, städtische Gesellschaft aus der politischen Führungsposition zu verdrängen.

Diese Opposition ging von zwei Seiten aus: vom Bauerntum und von der Armee. Diese war wirksam durch ihre politisierenden Offiziere, jenes aber hatte seine politische Organisation in der Radikalen Partei gefunden, die, ursprünglich stark auf russisch-nihilistischen Ideologien begründet, bald ihre intellektuellen Kapriolen vergaß und zum reinen Machtmittel des Bauerntums avancierte — nicht zuletzt deshalb, weil ihr in der Gestalt Paschitschs ein genialischer Führer von selbst bäuerlicher Herkunft erwachsen war. Das Ringen der Radikalen um die Macht ist der eigentliche Inhalt der serbischen Geschichte gegen Ende des 19. Jahrhunderts gewesen. Und als diese Radikalen, das heißt die breite Masse des bäuerlichen Volkes, die Herrschaft nun endlich errungen hatten, da mußten sie sich mit jenen Offiziercliquen auseinandersetzen, die ebenfalls einen unabdingbaren Anspruch auf Alleinherrschaft erhoben und ihn allein mit der gewalttätigen Kraft ihrer Kriegsmaschinen durchzusetzen versuchten.

Diese Offiziere waren, gleich wie die Radikalen, Abkömmlinge des Landes und zumeist erbitterte Feinde der alten versippten parasitären Bourgeoisie. Sie haben aber eine seltsame, intrigante Entwicklung genommen, deren soziologische Elemente heute noch nicht endgültig klargelegt sind — das ist der Weg der leidenschaftlichen Geheimbündelei. Es ist erstaunlich, welche Vielzahl von Geheimverbänden im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die serbische Politik gleichsam unterminiert hat, Geheimverbände, die oft mit, oft aber auch gegen die Absicht der offiziellen Regierung gearbeitet haben. Der bösartigste Repräsentant dieser Unterwelt war der Oberst Dimitrievitsch-Apis, der Urheber des Mordes von 1903 und desjenigen von 1914.

Es ist bemerkenswert, daß das Problem des Ringens um die Macht innerhalb Serbiens zwischen den Radikalen und den Offizieren oder, wenn man die persönlichen Repräsentanten dieser gegensätzlichen Gruppen nennen will, zwischen Paschitsch und Dimitrievitsch während des Rollens des Weltkrieges zur äußersten Entscheidung getrieben wurde, unbeachtet und abseits des serbischen Landes: es ist Paschitsch gewesen, der verschlagene, zähe Paschitsch, der 1917 im Verschwörerprozeß von Saloniki die Hinrichtung des Dimitrievitsch durchgesetzt hat, bewußt davon ausgehend, daß solche Elemente beseitigt werden müßten, wenn er, wovon er stets überzeugt war, nach dem Ende des Weltkrieges ein neues Serbien aufzubauen imstande sein sollte.

Tatsächlich haben diese typischen Militärkreise nach 1920, als der junge Staat sich zu konsolidieren anfing, die Politik nicht mehr maßgeblich beeinflußt. Die ganze Fülle des politischen Geltungswollens der übrigen Südslawen, die da im Belgrader Parlament und in der Armee zusammenströmten, drückte zunächst die Serben auf die Stufe einer Minderheit hinab. Auch die Radikalen sahen sich aus ihrer Rolle als Alleinbeherrscher der politischen Maschine verdrängt. Diese Spannung fand ihre — abermals repräsentative — Entladung in jenem Mord von 1928, als der serbische Radikale Ratschitsch den Kroaten Raditsch in der

Skupschtina erschoß. Die daran anschließende Königsdiktatur eines klugen Mannes, der Alexander zweifelsohne war, hat die innere Brüchigkeit zunächst verschleiert, aber es hat nun doch nur der wenigen Jahre von 1934 bis 1941 bedurft, bis das Offizierselement wieder durch einen Gewaltstreich zur Herrschaft gelangte.

„Immer wieder Serbien!" — diese alte, scheinbar verklungene Mahnung, die neuerdings durch das Hervorbrechen der alten Zerstörerkräfte zur Katastrophe führen mußte, beweist in ihrer unverminderten Geltung nur, daß auch im Südslawischen Staate von 1918 bis 1941 dieselben inneren Gegensätze wirksam waren, die vor dem Weltkriege das altserbische Gebiet erschütterten: nicht die kroatisch-serbische Spannung, so verhängnisvoll sie sich auch für den Aufbau des Staates auswirkte, hat schließlich seinen Zusammenbruch — der nach der Bereitwilligkeit der Achsenmächte, Südslawien in ihr System einzubeziehen, nicht notwendig gewesen wäre — verursacht, sondern die unausgereifte soziologische Struktur des serbischen Volkes und seine traditionell die politische Führung beanspruchenden Cliquen. Nicht von außen her durch die militärische Niederlage, sondern wesentlich tiefer begründet, aus diesen Strukturmängeln ist die „südslawische Idee", weil sie zu einem großserbischen Zwangsmittel umgefälscht werden sollte, als unreif gescheitert und von den Kräften zerstört worden, die nicht einmal innerhalb des eigenen serbischen Stammes, noch viel weniger darüber hinausgreifend, im breiteren Volkstumsbereiche des Südslawentums die Aufbaukräfte zu sammeln vermochten.

Rumänisches Volkstum auf der Balkanhalbinsel

Von Dr. Fritz Ruland

Im Augenblick, wo sich auf Grund der überragenden deutschen Waffensiege in Jugoslawien und Griechenland die Einbeziehung dieser beiden Gebiete Südosteuropas in eine neue politische Ordnung anbahnt und jedem der kleinen Völker dieses Raumes sein volles Lebensrecht gemäß der Zahl, der Bereitwilligkeit zur ehrlichen Mitarbeit am Aufbau Europas unter der Führung der Achse und der tatsächlichen Leistung gegeben werden wird, haben wir neben der Betrachtung der kroatischen, serbischen, bulgarischen und griechischen Volkstumsfragen auch einen Blick auf die zahlreichen rumänischen Volkssplitter südlich der Donau zu werfen.

Der Lebensraum rumänischen Volkstums

Die Sprachwissenschaft unterscheidet verschiedene Gruppen des Rumänentums. Die erste und wesentlichste bilden die Dako-Rumänen in einer Stärke von rund 15 Millionen. Ihr Siedlungsgebiet hat als Kernlandschaft das alte historische Dakien. Es umschließt heute die angrenzenden Randlandschaften und südlich der Donau die Norddobrudscha sowie die Gegenden vom Timokfluß bis zum Schwarzen Meere.

Südlich des Balkangebirges, in Albanien, Mazedonien, Thessalien und im Epirus lebt eine romanische Bevölkerung, die eine Mundart der rumänischen Sprache spricht und nach dieser „Aromunen" oder Mazedo-Rumänen, Kutzowalachen und Zinzaren genannt wird. Die Angaben über ihre Volkszahl schwanken zwischen 300 000 und 500 000. Zu dieser großen Volksgruppe gesellen sich noch die Istro-Rumänen in Istrien mit einer Stärke von 30 000 und die Megleno-Rumänen bei Saloniki mit einer Seelenzahl von 17 000 hinzu. Daß die Balkanhalbinsel einst in weit stärkerem Maße vom romanischen Element bewohnt war, lehrt uns schon eine kurze Betrachtung der wirtschaftlichen und politischen Bedeutung romanischer Bevölkerung für die Entwicklung der Völker und Staaten dieses Raumes.



„Große Walachei"

Die völkische Eigenart der romanisierten Bevölkerung der Balkanhalbinsel und Daziens wurde lediglich durch das Eindringen der Slawen im 6. Jahrhundert neuer Zeitrechnung gefährdet. Während die verschiedensten Herrenvölker — die Gepiden, Goten, Hunnen, Langobarden, Awaren, Bulgaren und Madjaren — nur ihre Herrschaft über eine bereits vorhandene, bodenständige Bevölkerung ausbreiteten, kamen die Slawen in weit größerer Anzahl und mit einer der romanisierten Bevölkerung nahe verwandten Arbeitsweise und Lebensart.

Professor E. Gamillscheg, der Leiter des deutschen wissenschaftlichen Institutes zu Bukarest, weist als Romanist in seinem umfassenden Werke „Romania Germanica" (Band II, Seite 258) entschieden auf folgende Tatsache hin. „Als nun im Laufe des 6. Jahrhunderts die Gebiete südlich der Donau andauernd zum Kriegsschauplatz gemacht wurden, mögen zahlreiche von ihren Wohnsitzen vertriebene Ackerbauer romanischer Herkunft in das Gepidenreich nördlich der Donau gezogen sein, in dem ein Jahrhundert lang Frieden herrschte, und diese Wanderung mag sich nach dem Abzuge der Slawen noch verstärkt haben. Sie ist eine der Ursachen, daß die nördlich der Donau zurückgebliebenen Dakoslawen, aus deren Sprache die Mehrzahl der altslawischen Elemente des Rumänischen stammen dürfte, in der romanischen Bevölkerung aufgingen."

„Umgekehrt wurde in den zugänglichen Gebieten der Balkanhalbinsel die romanische Bevölkerung allmählich verdrängt oder aufgesogen. Nur in unzugänglichen Gegenden erhielt sich die romanisierte thrakische Bevölkerung." Dies bemerkt Fr. Müller in seinem Werke „Lehrbuch der Geschichte Rumäniens", Seite 23.

Eine recht aufschlußreiche Studie über rumänisches Volkstum auf der Balkanhalbinsel erschien 1939, herausgegeben von Dr. Marin Popescu-Spineni und C. Noe. Sie trägt den Titel: „Die Rumänen in Bulgarien." Als wesentlichste Grundlage zur Darstellung des einstigen Ausmaßes und der historischen Entwicklung dieses rumänischen Elementes dienten überlieferte altrumänische Namensbezeichnungen für Festungen, Berge, Ortschaften usw. Diese Beweisführung unterstrich auch Professor Weigand von der Universität Leipzig in seiner Schrift: „Rumänen und Aromunen", wenn er z. B. mehrere rumänische Bergnamen in der unmittelbaren Umgebung von Sofia nennt.

Im Schutze der hohen Gebirgsgegenden konnten sich also große Reste des Romanentums gegen die weit zahlreichere slawische Bevölkerung halten und ihre Selbständigkeit erfolgreich gegen Byzantiner und Türken verteidigen. Die byzantinischen Chronisten bezeichneten dieses romanisierte Bevölkerungselement zwecks Unterscheidung vom römischen mit dem besonderen Namen „Vlachen". Die Hauptbetätigung der „Vlachen" war und ist die Viehzucht. Der Historiker C. Jiricek schreibt in seiner Schilderung über die innere Lage Bulgariens im 11. und 12. Jahrhundert, daß die Rumänen in dieser Zeit ein zahlreiches Volkselement, das Schaf- und Pferdeherden auf den hohen Bergen weidete, gewesen seien. Ihr volklicher Mittelpunkt lag in den nördlichen Gegenden Griechenlands, so daß Thessalien vom 12. bis 15. Jahrhundert einfach „Groß-Vlachien" (die große Walachei) hieß. Byzantinische Chronisten aus der Zeit der Komnenen berichten uns über einen regen Warenaustausch zwischen aromunischen Hirten und Griechen.

Dr. Valeriu Papahagi, ein in Rumänien lebender Aromune, veröffentlichte in der Zeitschrift: „Volk im Osten" (Bukarest, Januar 1941) einen Artikel: „Die Aromunen", in dem er durch Nennung zahlreicher Dokumente die wirtschaftliche Bedeutung der Aromunen, ihre Kulturbeziehungen zu Deutschland, ihre Kulturerzeugnisse und ihre heutige Lage schildert. Nur zwei der zahlreichen Beispiele seien angeführt. Neben ihrem Hirtendasein widmeten sich seit alters her Aromunen dem Handel. Mit ihren Maultieren durchzogen sie alle Gegenden des Balkans. So schreibt der französische Konsul in Saloniki im Jahre 1831: „Die Walachen aus Mazedonien unterscheiden sich wesentlich von jenen, die an den Ufern der

Donau wohnen, obwohl die einen und die andern ein verunstaltetes Lateinisch sprechen. Die aus Mazedonien haben nicht nur die völkische Eigenart und den Namen der Römer bewahrt, sondern auch den Stolz und den Mut ihrer Vorfahren. Bei verdächtigen Übergangsorten stellen sie sich an die Spitze der Karawanen, die zu den Jahrmärkten nach Rumelia ziehen. Auf der Reise tragen alle dasselbe Gewand, die gleichen Waffen und eine aus schwarzer Wolle angefertigte Mütze, die ihnen ein sehr kriegerisches Aussehen verleiht."

Welch wirtschaftliche und kulturelle Höhe das Aromunentum im 18. Jahrhundert erreichte, erkennen wir aus einer Urkunde von Venedig aus dem Jahre 1761, indem sie Kaufleute aus Moscopolis, „die in Deutschland Handel treiben und große Mengen Baumwolle und Lederzeug bis nach Wien führen", erwähnt. Der deutsche Historiker Johann Thunmann, Professor an der Universität Halle, schreibt im Jahre 1774 über Moscopolis, die Hauptstadt der Aromunen, folgendes: „Es ist eine ziemlich weitläufige Stadt, ungefähr eine halbe geographische Meile von Koritza oder Kuritza, wo der Kadi wohnt, und vier Meilen von Ochrida, unweit des Sees Prespa. Die Einwohner reden alle wlachisch." Dieser Mittelpunkt der Balkanrumänen konnte in jener Zeit eine Druckerei, eine Bibliothek, eine Akademie, an der klassische Sprachen gelehrt wurden, und eine große Anzahl von Kirchen schaffen.

Die politische Bedeutung des rumänischen Elementes, das unter eigenen Gaufürsten lebte und im 13. Jahrhundert eine eigene kirchliche Führung besaß, zeigt allein schon die Tatsache, daß die Gründung des zweiten bulgarischen Reiches (1186 bis 1257) durch die unermüdlichen Kämpfe der Aromunen gegen die byzantinische Oberherrschaft seit dem Untergang des ersten Bulgarenreiches (1018) zustande kam. Der Nachfolger der walachischen Hirten Peter und Asan, Jonitza, der Beziehungen zu Papst Innozenz III. unterhielt, nannte sich „rex Bulgarorum et Blachorum", das heißt König der Bulgaren und Wlachen. An der rumänischen Nationalität der Assaniden kann, nachdem auch deutsche Forscher sich hiefür ausgesprochen haben, nicht mehr gezweifelt werden. Zum Studium dieser Fragen verweise ich auf den umfangreichen Abschnitt „Romanii din penisula balcanica" in dem Werke des rumänischen Historikers C. Giurescu „Istoria Romanilor", das eine ausgiebige Bibliographie enthält.

Die Rumänen der Balkanhalbinsel im Spiegel der Statistik

Wie der Historiker C. Jiricek, so weiß auch Professor V. N. Zlatarski zu berichten, daß die rumänische Bevölkerung der Balkanhalbinsel einst sehr zahlreich war. Er stellte nämlich fest, daß die Bulgaren nur in geringer Anzahl aus dem Wolgagebiet über die südrussische Steppe und das untere Donaugebiet nach der Balkanhalbinsel eingewandert seien und im Jahre 679 ihre Herrschaft über die slawische und romanisierte Bevölkerung aufrichteten. Zahllose innerpolitische Wirren, Kriege, Tartarenherrschaft und Türkennot bestimmten das weitere Schicksal der rumänischen Bevölkerung südlich der Donau im Laufe der Jahrhunderte.

Alle diese Drangsale vermochten es aber nicht, dieses zähe Volkstum der Balkangebirgsgegenden zu vernichten. Wie für das Deutschtum im Südosten, so sind auch für das rumänische Volkstum der Balkanhalbinsel nicht Unterdrückungen und Verfolgungen die entscheidenden Gegenkräfte völkischer Aufwärtsentwicklung gewesen, sondern die Assimilationsbestrebungen von staatlicher Seite. Der deutsche Geschichtsforscher Thunemann schrieb im Jahre 1774, daß die Aromunen „ein großes und zahlreiches Volk seien und daß sie über die Hälfte der Einwohner Mazedoniens und Thessaliens ausmachten". Aus dem Jahre 1856 besitzen wir wiederum ein durchaus objektives Urteil über die Stärke des rumänischen Volkstums in diesen Gegenden. Der griechische Schriftsteller Alex. Rhizos Rangabes, gewesener Außenminister von Griechenland, Sonderbeauftragter und Gesandter in Paris und Berlin, mußte bekennen: „Die Rumänen, die heute (1856) in Griechenland, Thessalien, Epirus und Mazedonien wohnen, haben eine Volkszahl von 600 000 Seelen!"

Seit jener Zeit aber haben verschiedenste Ereignisse die im 18. Jahrhundert noch sehr günstige Lage der Rumänen auf der Balkanhalbinsel wesentlich verschlechtert. Die Aufteilung Mazedoniens auf drei Staaten bewirkte eine wirtschaftliche Krise der aromunischen Gemeinden. Dazu kamen dann die stattlichen Entnationalisierungsbestrebungen. So schreibt C. *Jiricek* in seinem Werke „Das Fürstentum Bulgarien" (Wien 1891), Seite 115 bis 124: „Das rumänische Element war einst in Bulgarien viel stärker und eine Menge Walachen hat sich schon vor langer Zeit bulgarisiert. In vielen Landschaften, wo sich gegenwärtig nur im Sommer einige walachische Wanderhirten blicken lassen, zeugt eine an Gebirgshöhen und Hochtälern haftende romanische Nomadenkultur von einer jetzt verschwundenen altansässigen Bevölkerung lateinischer Zunge."

Ähnlich wie in den amtlichen ungarischen Statistiken der Jahre 1880 bis 1910 ein stetes Fallen der Volkstumszahlen sämtlicher Minderheiten innerhalb des ungarischen Staatsverbandes festzustellen ist, schwindet auch die Zahl des rumänischen Bevölkerungsanteiles in der *bulgarischen Statistik* in den letzten 60 Jahren. Für das Jahr 1881 liegen folgende amtliche Zahlen vor: 49 070 Rumänen im Timokgebiet und 6663 vom Timok- bis zum Jantrafluß und an das Schwarze Meer, also zwischen Donau und dem Balkangebirge. Daneben finden sich noch Mazedo-Rumänen im westlichen Teile des Rhodopegebirges. Professor *Weigand* nimmt hingegen für das Gebiet zwischen Donau und Balkangebirge 63 000 Rumänen an. 1905 gab es nach den Statistiken insgesamt rund 80 000 Rumänen im gesamten bulgarischen Staatsbereich. Bis zum Jahre 1926 sinkt nun die Zahl auf 70 361. Innerhalb von nicht einmal einem Jahrzehnt, von 1926 bis 1934, jedoch fällt diese Zahl auf 16 495. Im „Anuaire statistique" des Jahres 1938 sind die Rumänen überhaupt nicht mehr verzeichnet.

Demgegenüber finden sich in der *griechischen Statistik* von 1920 noch rund 100 000 und in der *jugoslawischen Zählung* aus dem Jahre 1931 rund 138 000 Rumänen erwähnt. Nach diesen Angaben würde sich die Zahl der Rumänen im griechischen und serbischen Bereich des Jahres 1930 auf rund 240 000 Seelen belaufen, während sie nach der eingangs gegebenen sprachwissenschaftlichen Übersicht zu jener Zeit im bulgarischen Staate auf mehr als 100 000 geschätzt werden müßten.

V. *Papahagi* schrieb daher in seinem Artikel: „Die Zahl der Aromunen — als der stärksten rumänischen Volksgruppe auf der Balkanhalbinsel — ist sicher kleiner geworden, sie hat jedoch eine halbe Million nicht unterschritten, so daß das rumänische Element im Süden der Donau weiterhin eine Realität auf der Balkanhalbinsel darstellt. Die rumänische Sprache wird noch immer im Pindusgebirge gesprochen, und die Zahl der Aromunen bleibt, den ungenauen und tendenziösen Statistiken zum Trotz, auch weiterhin groß. Das Vorhandensein des rumänischen Elementes kann dort von jedem Fremden festgestellt werden."

Es stehen sich im *statistischen Bild* und in der Wirklichkeit eines kaum lösbaren *Völkergemengsels* des Balkans, auch im Falle eines Rumänentums, starke Widersprüche gegenüber, die in Form der dauernd schwankenden Bekenntnisgrenzen zahlenmäßig bisher nicht voll befriedigend geklärt werden konnten. Die Kulturen und die Lebensformen schieben sich in diesem südöstlichsten Teile Europas unentwirrbar übereinander, und die von immer neuen Überfremdungen erfüllte Geschichte ließ für weite Gebiete das ursprüngliche stammliche Volkstumsgefühl der „Minderheiten" gegenüber dem Kulturkreis der herrschenden Gruppe verblassen, auch wenn keine innere Verwandtschaft diesen Vorgang beförderte.

Die neuen entscheidenden Ereignisse auf der Balkanhalbinsel, die einer dauernden Ordnung den Weg bahnen, berühren im stärksten Maße auch die rumänischen Volksgruppen, die in diesem Raume ein wertvolles Aufbauelement darstellen. Ihre Streulage erfordert es, daß sie, eingefügt in fremdvölkische Räume, die Möglichkeit erhalten, ihr Volkstum zu pflegen. Dann erst wird festzustellen sein, welchen Umfang diese Gruppen tatsächlich besitzen.

Zum „großslowenischen" Geschichtsbild

In ihrem Haß gegen alles Deutsche empfand die nationalslowenische Intellektuellenschicht ganz besonders den Mangel großer geschichtlicher Vergangenheit ihres Volksstammes, die ihnen die Möglichkeit geboten hätte, dem völkischen Selbstbewußtsein der breiten Massen eine tragfähige Grundlage zu schaffen. In dem hemmungslosen Streben, die Massen zu blindem Nationalismus aufzupeitschen, griff die Laibacher politische Führerschicht unbekümmert selbst zu Fälschungen, sei es in der Darstellung geschichtlicher Vorgänge der Frühzeit oder der angeblichen ehemaligen Ausdehnung des Siedlungsbodens, aus denen sie ihre politischen Ansprüche abzuleiten suchte. Dabei soll nicht übersehen werden, daß diese Treibereien in den nationalistischen Verbänden eines Erfolges nicht entbehrten, wenn sie auch ins Volk nicht einzudringen vermochten.

Da diese politisierende Oberschicht das bodenständige Deutschtum der Städte überrannt und gemeinsam mit den nach 1918 scharenweise ins Land geschickten Serben die Macht, insbesondere der windischen Landbevölkerung gegenüber, durch Gewinnung des katholischen Klerus für die Absichten hemmungslosen Nationalismus an sich gerissen hatte, konnten sich auf die Dauer auch die plumpsten Geschichtsfälschungen durchsetzen. Darin liegt die schwere Schuld dieser slowenischen Intellektuellen, deren Haß ebenso gegen Deutsch als gegen Italienisch gerichtet ist. Für das slowenische Volk, das jahrhundertelang mit den Nachbarn in Frieden gelebt hatte, bedeutet daher — wenn auch im Augenblick nicht in voller Tragweite erkannt — der Zusammenbruch dieser chauvinistischen Führerschicht eine Befreiung von üblen Elementen. Die Unverantwortlichkeit, mit der dieses Schicksal herausgefordert wurde, zeigt folgender Vorfall:

Anläßlich der zwanzigsten Wiederkehr des „Tages der Befreiung der ersten Hälfte der Slowenen" — also der Errichtung des Südslawischen Staates im Jahre 1918 — erschien um die Jahreswende 1938/39 eine Broschüre unter dem Titel: „Slowenische Nationalfibel". Bezeichnend für die Absichten, die damit verbunden wurden, war es, daß sie nicht im Buchhandel erschien, sondern nur innerhalb der nationalistischen Kampfverbände verbreitet wurde. Als Herausgeber zeichnete anonym „die junge Generation". Da diese Broschüre, die nur eines unter mancherlei ähnlichen Erzeugnissen darstellt, als politisches Schulungsmittel gerade durch diese Verbände das Geschichtsbild der slowenischen Jugend in bedenklichster Weise zu beeinflussen suchte, sei hier kurz ihr Inhalt wiedergegeben.

Es wird zunächst darin die Frage gestellt, welches Problem für die Slowenen heute das wichtigste sei. Die Antwort lautet: der Slowene müsse zum eigenen Volk zurückfinden und aus der Kenntnis der eigenen Vergangenheit den Weg für die Zukunft wählen. Es gelte nach Jahrhunderten der Überfremdung nunmehr alles Fremde auszumerzen. Man müsse das wahre „völkische Heim" erst errichten und könne nicht die „Ergebnisse einer tausendjährigen Schuld sanktionieren".

In der Darstellung des geschichtlichen Werdens wird als ursprünglicher Zustand bis zum „falschen Bund" mit den Bajuvaren im 8. Jahrhundert volle Freiheit des Volkes angenommen. Die Abhängigkeit von den Awaren, die die Slowenen bei den Baiern Schutz suchen ließ, wird nicht erwähnt. Dagegen wird erklärt, die Slowenen hätten bei ihrer — ins frühe 6. Jahrhundert verlegten — Einwanderung den Raum vom Meere bis zu den höchsten Gipfeln der Alpen geschlossen besetzt. Es sei dies ein Gebiet von 72 000 Quadratkilometern gewesen, während dem „freien Slowenien" nur 16 000 Quadratkilometer zur Verfügung stünden. Dieses „jenseits des freien Sloweniens" liegende Vorfeld von Triest bis zum Plattensee, in dem das slowenische Blut auf mindestens weiteren 16 000 Quadratkilometern „ununterbrochen und lebendig pulst", müßte ebenso, wie ein weiteres ebenso großes Gebiet, in dem es allerdings nur mehr verwässert vorhanden sei, zurückgefordert werden.

Hier wird also der slowenischen Jugend ein Bild vorgezaubert, das an Phantastik kaum zu übertreffen ist und das nur deswegen hier erwähnt sein soll, um die psychologische Situation zu überschauen, in die ein nationali-

stischer Klüngel solche Kleinvölker, deren inneres Gefüge überhaupt noch nicht geklärt ist, verantwortungslos hineinsteigert. Es paßt zu diesem Bilde, wenn es z. B. in der Broschüre heißt, man sei zwar gewillt, „um des lieben Friedens und der guten Nachbarschaft willen das slowenische Blut jenseits der Hohen Tauern vorläufig dem Nachbarn zu überlassen", doch sei man sich dessen bewußt, daß das „Mißverstehen dieses slowenischen Schrittes auf der Gegenseite die kommende slowenische Generation zu einem konsequenteren Standpunkt führen werde"! Eine „vorläufige Lösung" der nationalslowenischer Frage mache also — geschrieben an der Jahreswende 1938/39! — die „Erlösung und Organisierung des slowenischen Blutes zumindest im Gebiete bis zu den Hohen Tauern und zum Semmering" notwendig. Die Bilder, die der Broschüre beigegeben sind, veranschaulichen diese Wünsche: sie stellen Graz, Maria-Saal in Kärnten, den Großglockner usw. dar. Eine Karte zeigt, wie das Slowenentum einen Teil des slawischen Westens bildet und legt demgemäß ein Gebiet von der Isonzomündung über die Karnischen Alpen, westlich Lienz zu den Hohen Tauern und vom Großglockner nordöstlich bis Preßburg, von da in südlicher Richtung quer durch den Plattensee zur slowenisch-kroatischen Sprachgrenze und weiter zur Adria — man kann nur sagen — als Wunschgebiet fest. Eine Tabelle über die angebliche Volkszahl spiegelt fünf Millionen Slowenen vor.

Wir überschätzen die Wirkungen solcher phantastischer Darstellungen, denen jede reale Grundlage mangelt, keineswegs und wissen, daß es nur ein enger nationalistischer Klüngel von Intellektuellen war, der in verantwortungsloser Weise die Mittel zur Aufstachelung der öffentlichen Meinung benutzte, während ruhig denkende Kreise um eine klare Erkenntnis der tatsächlichen Lage, wenn auch nicht allzu erfolgreich, bemüht waren. Aber die Art, wie ein Volkstum, dessen nüchterner und arbeitssamer Sinn bekannt ist, von politischen Abenteurern mißbraucht wird, um dann in phantastischer Überschätzung der eignen Kräfte einem Niederbruch zuzutreiben, erinnert unmittelbar an jene berüchtigten Pläne, die noch lange nach 1918 im tschechischen Volke unter dem Namen Hanuš Kuffner verbreitet waren und die gefährliche Neigung von Kleinvölkern bewiesen, sich um politischer Träume willen allzu leicht zur Maßlosigkeit verleiten zu lassen.

Madjarische bevölkerungspolitische Sorgen

Immer ernster werden die Mahnungen madjarischer Bevölkerungspolitiker angesichts der von Jahr zu Jahr ungünstigeren Zahlen der Bevölkerungsentwicklung. Man weist darauf hin, daß sich die Lage in den letzten fünfzig Jahren so verschlechtert habe, daß statt der rund 44 Geburten auf das Tausend der Bewohner nunmehr nicht einmal mehr 20 erreicht werden. Nur die geringe Sterblichkeitsziffer, die trotz großer Säuglingssterblichkeit nur etwa 12,8 v. T. beträgt, verschleierte den Zustand und ermöglichte zum Beispiel im Jahre 1939 noch eine Bevölkerungsvermehrung von 4,8 v. T. gegenüber 7,2 im Jahre 1932 und 11,4 in den Jahren 1911 bis 1913.

Man untersucht die Ursachen dieses erschreckenden Rückganges, der sich auch in den absoluten Zahlen schlagend ausdrückt: 1925 wurden in Ungarn noch 250 000 Kinder geboren, im Jahre 1932 nur mehr 205 000 und 1937 waren es 178 000! Dabei blieb die sinkende Tendenz seither unverändert. Mit größter Sorge erfüllt es die madjarischen Beobachter, daß diese Zahlen im eigenen Staate weit rascher sinken als die entsprechenden Zahlen bei den Nachbarn. 1911 bis 1913 seien die Verhältniszahlen noch nicht wesentlich unterschieden gewesen, während 1938 Ungarn mit 5,2 v. T. mit seiner Bevölkerungsvermehrung weitaus an letzter Stelle hinter dem Deutschen Reiche mit 8,6, Italien mit 9,7 und Rumänien mit 10,4 stünde. Im Jahre 1940 sei Ungarn auf 3,4 abgesunken, erreichte also kaum ein Drittel der Zahlen seiner Nachbarn.

Man ist aber in Kreisen madjarischer Bevölkerungspolitiker auch darüber im klaren, daß diese gefährlichen Verschiebungen in der Bevölkerungsvermehrung nicht nur im Verhältnis der Staaten zueinander eine bedeutende Rolle spielen, sondern auch innerhalb des eigenen Staates. Wenn auch bisher umfassendes Vergleichsmaterial mangels geeigneter statistischer Grundlagen — die von einer klaren Scheidung der Volkstümer ausgehen müßten — nicht zu gewinnen ist, so zeigt sich doch bereits deutlich die bedenkliche bevölkerungspolitische Lage des Madjarentums, hauptsächlich veranlaßt durch eine äußerst ungünstige strukturelle Entwicklung. Wir haben über die Probleme „bevölkerungspolitischer Ausblicke im Süd-

osten" in unserem Beitrag in der Jännerfolge 1940 (Seite 7 ff.) berichtet und weisen ausdrücklich auf die dort gemachten Ausführungen hin. Hier seien ergänzend nur einige wenige Zahlen aus madjarischen Quellen erwähnt.

Nach den Feststellungen des ungarischen Innenministers Kéresztés-Fischer sind in Ungarn von 1,8 Millionen Familien über 380 000 kinderlos. Staatssekretär Johan errechnet davon 128 000, also ein Drittel, als Dorfbewohner. Der Reichstagsabgeordnete M. Matolcsy gab vor einiger Zeit im „Magyarság" dazu noch nähere Aufklärungen. Auch er sieht das Übel im Absinken des Familienlebens begründet. Nur ein Drittel aller Familien in Ungarn habe drei oder mehr Kinder, biete also den unerläßlichen Schutz gegen eine Schrumpfung des Volksbestandes. Zwei Drittel aller Familien hätten nur ein bis zwei Kinder oder seien überhaupt kinderlos. Ein Drittel der Familien könne aber die Nation nicht vor Schwächung bewahren. Matolcsy erklärt dann, daß fast vier Fünftel der kinderreichen Familien dem Bauernstande angehören, demnach also nur knapp 100 000 der städtischen Bevölkerung. Dabei ist zu bemerken, daß nach anderen Statistiken 40 v. H. der städtischen Bevölkerung innerhalb der letzten Jahrzehnte vom Lande zugewandert seien. In Gemeinden mit weniger als 10 000 Einwohnern zählte man noch in der Zeit von 1921 bis 1930 rund 230 000 Abwanderer in Städte, seither mindestens 150 000. Die Konkurrenz dieser vom Lande in die Städte zuströmenden Arbeitskräfte, die eine Folge der fortschreitenden Proletarisierung der Landarbeiter ist, drückt aber übermäßig stark auf die Industriearbeiterlöhne. Nach den Ausweisen des größten Sozialversicherungsinstitutes, das etwa ein Viertel der Industriearbeiterschaft Ungarns umfaßt, sind die Kategorien der Industriearbeiter mit durchschnittlichem Tageslohn von 2,— bis 2,80 Pengö am stärksten besetzt (30 v. H.), die Lohnklassen von —,80 bis 1,20 Pengö Tageslohn umfassen aber auch rund 27 v. H., während die höchste Lohnklasse von 6,— Pengö nur rund 12 v. H. der rund 540 000 Industriearbeiter, deren Löhne hier verglichen wurden, erreichten. Der außerordentlich niedrige Lebensstand des städtischen Industriearbeiters wird damit deutlich. Da es bisher keine einheitliche Statistik über die Arbeitslosenziffern gibt, sind in dieser Richtung nur Schätzungen möglich. Auch hier geben die Zahlen der bei den Versicherungsinstituten geführten Industriearbeiter gewisse Anhaltspunkte, die zeigen, daß in den letzten Jahren trotz eines Aufschwunges gegenüber der Krisenzeit 1931 bis 1933 noch lange nicht einmal die Höchststände von 1928/29 erreicht sind, während die Städte inzwischen unaufhörlich weiterwachsen. Die furchtbaren Schwierigkeiten dieses Problems werden deutlich, wenn wir erfahren, daß zum Beispiel in Budapest (nach „Pest" vom 6. Februar 1940) rund 10 v. H. der Bevölkerung, etwa 86 000 Personen, kein eigenes Zimmer besitzen, sondern in Massenquartieren untergebracht sind — darunter auch 7200 Kinder unter zwei Jahren!

Dieses ungelöste soziale Problem muß auf die gesunde Volksvermehrung drücken. Wenn wir erfahren, daß das Jahreseinkommen auf den Kopf der Bevölkerung Ungarns mit nur rund 500 Pengö berechnet werden muß, wovon noch 10 v. H. an Steuer und anderen Lasten abzuziehen sind, dann wird es begreiflich, daß über 20 v. H. der Gesamtbevölkerung Ungarns, das sind rund 500 000 Familien, sich mit einem Jahreseinkommen von 360 bis 660 Pengö zurechtfinden müssen, also zweifellos bittere Not leiden! Nicht viel besser sind weitere 16 v. H. oder 400 000 Familien daran, die zwischen 660 und 1150 Pengö verbrauchen können. Weitere 870 000 Familien, also 35 v. H., haben bis 1800 Pengö zu verzehren und nur 680 000 Familien, das sind 27 v. H., erreichen Jahreseinkommen, die über 1800 Pengö liegen. Aber die Zahl aller Jahreseinkommen über 9000 Pengö macht nur 3 v. H. aus. Es ist demnach ersichtlich, daß über 36 v. H. der Gesamtbevölkerung Ungarns nur knapp 10,7 v. H. des Gesamteinkommens der arbeitenden Bevölkerung erhalten. Matolcsy errechnet, daß bei den Urproduzenten immerhin noch 575 000 Familien drei oder mehr Kinder haben. Er kann aber nicht feststellen, welchem Volkstum sie überwiegend angehören. 124 000 Familien sind aber kinderlos, 148 000 haben ein Kind, 159 000 zwei Kinder. So stehen den 450 000 Familien, die drei Kinder nicht erreichen, lediglich 375 000 volksbiologisch gesunde Familien gegenüber. Er weist als Ursache auf die noch immer nicht gelöste Bodenfrage hin, die für die madjarischen Familien in vielen Gebieten Ungarns geradezu unerträglich wird und die Vermehrungskräfte — ebenso wie das Elend beim städtischen Arbeiter — im madjarischen Volkstum in ihren Wurzeln gefährdet.

Dagegen zeigen die nichtmadjarischen Volksgruppen Ungarns, wie aus allen diesen Darstellungen von madjarischer Seite ersichtlich ist, ein verhältnismäßig günstigeres Bild ihrer biologischen Entwicklung, weil sie nicht im gleichen Maße der Proletarisierung und der Abwanderung in die Städte ausgesetzt sind, sondern in weiten Bereichen als echte Bauern dem Boden verbunden bleiben. K.

Untersteirische Landwirtschaft

Mit der Rückkehr des steirischen Unterlandes ist eine uralte Landeseinheit, die seit dem Jahre 1918 für fast dreiundzwanzig Jahre zerrissen war, wiederum in neuer Form erstanden. So wenig diesseits und jenseits der Zwangsgrenze das Bewußtsein organischer Verbundenheit — selbst im windischen Bevölkerungsteil — in dieser Zeit ausgetilgt werden konnte, so wirkten sich doch z. B. die verschieden verlaufenden Entwicklungen des Wirtschaftslebens merklich aus. Die Not im Österreich von St.-Germain ließ in den Jahren der ständigen, furchtbaren Wirtschaftskrisen die Verhältnisse im südslawisch gewordenen Landesteil, in dem die landwirtschaftlichen Produkte sozusagen im Überflusse vorhanden schienen, insbesondere für den Verbraucher in den Städten oft günstiger erscheinen, als sie tatsächlich waren. Denn der untersteirische Landwirt litt gerade darunter, daß ihm die Märkte versperrt waren, und so sah er sich um so weniger in der Lage, die von früher her vielfach gegenüber dem mittel- und obersteirischen Gebiete bestehende Rückständigkeit in den Bewirtschaftungsmethoden, die sich wiederum aus gewissen strukturellen Bedingtheiten erklärten, zu überwinden. In den letzten Jahren steigerten sich für den deutschen Grundbesitzer die Schikanen der Behörden bis zur Unerträglichkeit, während der windische Bevölkerungsteil erst recht nicht — mangels ausreichender Schulung — in der Lage war, die Zeit für sich zu nützen und den Vorsprung der deutschen Landwirte aufzuholen. Die ungesunden Verhältnisse des südslawischen Staates wirkten sich auch hier, als Widerspiel der tagespolitischen Kämpfe, in einer völligen Vernachlässigung dieses nördlichen Grenzgebietes durch die Belgrader Zentralstellen aus.

In die 341 000 Hektar landwirtschaftliche Nutzfläche des steirischen Unterlandes teilen sich 69 000 Betriebe, deren mittlere Größe nur etwa die Hälfte des durchschnittlichen Umfanges im bisherigen Gaugebiete Steiermarks erreicht. 55 000 Betriebe liegen zwischen 1½ bis 5 Hektar. Das bedeutet, daß rund vier Fünftel aller landwirtschaftlichen Betriebe Untersteiermarks die im Großdeutschen Reiche festgesetzte Mindestgröße für Erbhöfe nicht erreichen. Nur rund 11 000 Betriebe beschäftigen außer Familienmitgliedern fremde Arbeitskräfte. Es überwiegt also weitgehend der Familienbetrieb. Etwa zwei Fünftel der untersteirischen Nutzbodenfläche sind von Wald bedeckt. Weite Flächen sind noch versumpft. Die Streulage der Felder in den Grundbesitzen ist außerordentlich groß. Unter solchen Verhältnissen mußte trotz der an sich verhältnismäßig niedrigen Menschenzahl von 74,7 auf den Quadratkilometer von einer agrarischen Übervölkerung gesprochen werden, weil ein Großteil der Betriebe unter der Selbstversorgergrenze liegt. Hier warten große Aufgaben für gesunden Aufbau des Landes, dessen Klima und Boden ausgezeichnete Ergebnisse gewährleisten.

Der Feldbau, angesichts der überwiegenden Kleinheit der Besitze zumeist handarbeitlich betrieben, zeigt häufig fünf Schlagfolgen (Mais, Weizen, Hackfrucht, Sommerung, Klee) gleich der oststeirischen Fünfelderwirtschaft. Als kennzeichnend sei hier auf die reichlich geübte Unterkulturnutzung in Mais und auf den Zwischenfruchtbau nach Getreide hingewiesen. Kürbisbau wird stark betrieben, die Kernernte liefert — bei einem Ertrage von rund 7,5 Meterzentner auf das Hektar — etwa 280 Liter des im Lande allgemein verwandten Kernöles und etwa 460 Kilogramm Ölkuchen, die wiederum wertvolle Abfälle für Milch- und Mastzwecke bieten. Im Pettauer Feld wird als Zwischenfrucht besonders Buchweizen verwendet.

Im Gebiete des vom Verkehr völlig abgeschlossenen Bachernmassivs und der Sannalpen hat die Viehhaltung ungefähr eine Stufe erreicht, wie sie in der übrigen Steiermark der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts betrieben wurde. Während sonst im steirischen Großbetriebe die Braunviehrasse das Pinzgauer Rind verdrängte, ist hier seit etwa 1895 an Stelle des von den Windischen bevorzugten illyrischen Rindes die Murbodener Rasse getreten. Das enge Dasein im Kleinstbetriebe war dem Aufschwung zu gehobener Viehhaltung hinderlich, sosehr auch

der Kleinbauer und seine Familie das Vieh lieben und auf ihre Weise sorglich pflegen. So konnte sich in diesen ärmlichen windischen Gegenden des Bachern- und Sanntalgebirges auch die Almwirtschaft nur wenig entwickeln. Die an manchen Stellen erreichten Fortschritte sind späte Ergebnisse der 1910 vom steirischen Landesausschusse für den slowenischen Volksteil geschaffenen Ackerbauschule in St. Georgen ob Cilli und stellen damit einen der zahlreichen Beweise fruchtbarer deutscher Schulungsarbeit für dieses Gebiet dar.

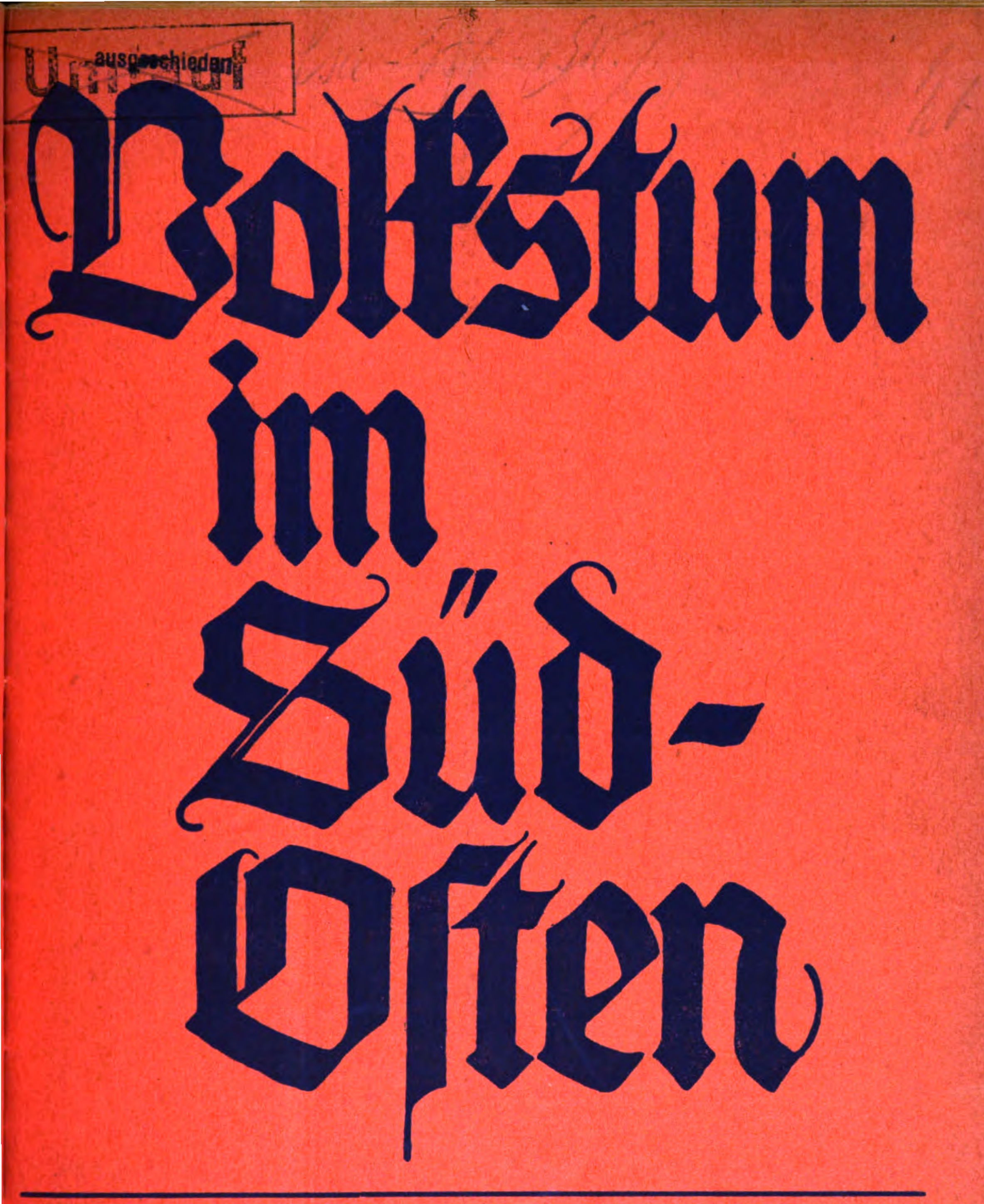
Im obersten Sanntale nahm vor dem Weltkriege die Zucht des Kärntner Seeländerschafes einigen Aufschwung. Er wurde zunichte gemacht, als die Behörden des Südslawischen Staates aus Gründen der Hochwasserbekämpfung die Waldweide, ohne Ersatz zu schaffen, kurzerhand verboten. In der Pferdezucht war sowohl das schwere, gängige, dem Noriker ähnliche Kaltblut der Sanntaler wie das leichtere Warmblut um Friedau-Luttenberg im ganzen Lande stets sehr geschätzt.

Ein besonders wichtiger und durch die Pflege deutscher Besitzer zu hoher Blüte gebrachter Produktionszweig der untersteirischen Landwirtschaft ist der Weinbau. Besonders im nördlichen Teile des Unterlandes, in der Pettauer Kollos, den Windischen Büheln und um Marburg, wo das Klapperwindrad der Rebberglandschaft eine unvergeßlich schwermütige Note gibt, liegt das Kerngebiet des Weinbaues. Allerdings hat sich auch dieser Zweig landwirtschaftlicher Tätigkeit stark verringert. Im Jahre 1881 hat der Weinbaukommissar Göthe in seiner Weinbaustatistik Steiermarks die Rebenfläche des Landes mit 34 200 Hektar ermittelt, wovon fast 26 000 Hektar auf das steirische Unterland entfielen. Seither hat das bald nachher einsetzende Hereinbrechen der Reblausseuche, das mit der Krise in Verbindung stehende Hybridenverbot und späterhin die im Südslawischen Staate immer schwieriger werdende Absatzfrage die Anbaufläche auf rund 19 000 Hektar herabsinken lassen. Ihr Ertrag wurde schließlich auf etwa 400 000 Hektoliter eingeschätzt. Da als Haustrunk fast nur Obstmost Verwendung findet, steht diese Weinmenge fast zur Gänze für den Verkauf zur Verfügung. Die Weinpreisgestaltung gewinnt somit einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Gesamtwirtschaftslage des Landes. Die Zwangsgrenze, die den untersteirischen Weingartenbesitzer von seinem natürlichen Markte schied, war daher für das deutsche Bürgertum der untersteirischen Städte, das seine Weingärten durch Winzer bewirtschaften läßt, wie für die Weinbauern Ursache schwerer finanzieller Verluste. Wie sehr das Land Steiermark von je der Pflege und Förderung des Weinbaues in Untersteiermark sein Interesse zugewandt hatte, erwiesen zahlreiche Maßnahmen. Insbesondere hat der im ganzen Lande unvergessene Erzherzog Johann, der „steirische Prinz“, der große Anreger und Lehrmeister, auch hier selbst eingegriffen, indem er im Jahre 1822 bei Marburg ein Weingut kaufte und daraus den Musterbetrieb „Johannisberg“ schuf. Zum Ende des 19. Jahrhunderts errichtete das Land zahlreiche Winzerschulen zur fachlichen Ausbildung für Weinbau und Kellerwirtschaft. Diese tatkräftige Förderung gereichte insbesondere dem windischen Bevölkerungsteile — der den Großteil der Winzer stellte — zum Nutzen. Nach der Reblauskatastrophe der achtziger Jahre sicherte das Land durch großzügige Unterstützungen von Neuanlagen der Rebgärten Rettung. Hier muß auch der außerordentlichen Tätigkeit des völkischen Schutzvereines „Südmark“ gedacht werden, der allein in den Windischen Büheln in 17 Gemeinden auf rund 800 Hektar 64 deutsche Bauernfamilien — viele aus Württemberg — neu angesiedelt und für rund 12 000 Hektar aus den von ihm gesammelten Mitteln den hart um ihre Existenz ringenden deutschen Besitzern Erleichterungen für Hypotheken, Zinshilfen usw. gebracht hat. Damit ist nicht nur der Plan einer Siedlungsbrücke zur deutschen Stadt Marburg verfolgt, sondern auch die Wirtschaftslage wesentlich gehoben worden.

Auch der untersteirische Obstbau ist durch Wanderlehrer, Fachberater und Musteranlagen in der Vorweltkriegszeit großzügig gefördert worden. Hunderttausende von Edelsortenbäumen sind damals von der Landesbaumschule in Cilli ausgegeben worden.

Diese kurze Übersicht zeigt, wie auch auf dem Gebiete der Landwirtschaft die deutsche Leistung durch die vergangenen 23 Jahre einer willkürlichen Grenzziehung und Abschließung von den natürlichen Märkten zwar gehemmt und zum Teil gefährdet, nicht aber zerstört werden konnte, und wie nunmehr nach dem Fallen dieser Schranken mit einem starken Aufschwung dieses ebenso fruchtbaren, wie schönen Gebietes gerechnet werden kann.

Ing. Fritz Schneiter-Graz



Inhalt dieses Heftes: Um die Sicherheit Europas / E. Lendl: Die deutsche Volksgruppe im neuen Kroatien / Dr. K. Egger: Zur Frage der ungarischen Bodenreform / Erneuerung in Griechenland / Franz Basch – vierzig Jahre alt / Die Staudensiedlungen / Madjarische Bildungsfragen / Die Kraft des madjarischen Volkes / Jüdischer Bodenbesitz in Ungarn / Buchbesprechung

Juli-Folge 1941 Heftpreis RM –.40

Volkstum im Südosten

Volkspolitische Monatsschrift

Früher „Grenzland", Zeitschrift für deutsche Schutz- und Kulturarbeit des Deutschen Schulvereins Südmark / 18. Jahrgang

Schriftleiter: Felix Kraus

Verlag und Druck: Wiener Verlagsgesellschaft m. b. H. (Verlagsleitung: Betriebsführer Ernst Sopper), Wien 55, Spengergasse 43. — Die Zeitschrift erscheint am 15. eines jeden Monats. — Bezugspreis im Jahr RM 4.— (einschl. 20 Rpf. Postzeitungsgebühr). — Alle Zuschriften, die Schriftleitung betreffend, sind an Felix Kraus, Wien 65, Fuhrmannsgasse 18 (B 4 85 44) zu richten. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet. — Derzeit Anzeigenpreisliste Nr. 1 vom 11. Jänner 1939 gültig.

Inhalt des Juli-Heftes 1941



Um die Sicherheit Europas

Mit dem 22. Juni d. J. ist ein Schleier weggezogen worden, der die Sicht behindert hat. Dies gilt in besonderem Maße für Südosteuropa. Denn man empfand dort deutlicher als anderswo den Druck, der von einem seine Grenzen nach Westen vorschiebenden Sowjetrußland ausstrahlte und der zweifelsfrei erkennen ließ, daß die seit einundeinhalbtausend Jahren in verschiedensten Formen immer wieder wirksamen Kräfte Asiens sich noch einmal anschickten, die Tore Europas aufzubrechen. Es war, angesichts der schicksalhaften Aufspaltung des Südostteiles unseres Kontinentes vorauszusehen, daß er aus eigener Kraft nicht imstande sein würde, sich einem solchen Vorstoß auf die Dauer erfolgreich zu widersetzen, um so weniger, als mancherlei verworrene Strömungen diesen Absichten sogar entgegenzukommen und die Abwehr zu lähmen schienen.

Daher mußte die Last der Entscheidung wie der Abwehr von der Gesamtheit des europäischen Erdteiles getragen werden. Ihn aber in dieser Aufgabe zu einigen, konnte nur von der Mitte heraus erfolgen, und nur deshalb, weil das deutsche Volk in unerhörten Anstrengungen inzwischen zur höchsten Zusammenfassung seines Willens und seiner Fähigkeiten gelangt war und damit gleichsam zum Magneten wurde, der alle Aufbauelemente eines neuen Europas aus seinem Kraftfelde heraus auszurichten imstande ist.

Daher sind es Vorgänge höchster geschichtlicher Bedeutung, die sich in unseren Tagen vollziehen: es geht um nichts Geringeres als die entscheidende Auseinandersetzung zwischen den scheinbar zeitlosen Mächten der endlosen Weiten Asiens, in denen der Mensch ohne Bindung an Boden und Familie immer wieder zu „kollektivistischer Vermassung" gelangt ist; in denen Staatsformen entstanden, deren Wesen die Despotie ist; demgegenüber die Kultur des vielgegliederten Europa, die auf die Höchstentwicklung des organisch in die Gemeinschaft seines Volkes eingefügten Einzelindividuums gegründet, alle Werte der Bodenverbundenheit, der Familie und der reichsten Ausgestaltung des Einzellebens in sich vereinigt. Während die Despotien des Ostens durch Willen und ungehemmtes Machtstreben eines Einzelnen zu Raubzügen und Einbrüchen in die Sphäre anders gearteter Kulturen gelenkt werden, in denen sie nur zerstörend wirken können, erwies sich der europäische Raum immer von neuem diesen Vorstößen gegenüber gefährdet, weil er sich infolge der Vielheit seiner politischen und geistigen Lebensformen nur in Augenblicken höchster Not zu einheitlicher Abwehr zusammenzufinden vermochte. Ob es nun die großen Züge der Awaren, Hunnen oder Madjaren und die in ihrem Gefolge aus dem asiatischen Raume mitgerissenen Reiter- und Nomadenvölker waren, der fünfhundert Jahre währende Vorstoß der Osmanen oder die von westeuropäischen Vorstellungen eines Großstaates genährten Ideen Peters des Großen, die sich letzten Endes bis in unsere Tage — nach vielen Verkleidungen „europäisch" erscheinender Politik — als die treibende Kraft erweisen, es geht stets um dieselbe Frage, ob der asiatische Kontinentalraum über die breite Zwischenzone des ebenen Stromlandes des Ostens hinaus in das Innere Europas hereingreifen kann oder ob die hier verwurzelten Kräfte diesen Angriff abzuwehren und ihren Vorraum zu sichern vermögen.

Wir kennen die großen Beispiele der Geschichte, allen voran jene schon einmal aus deutschem Geiste geborenen Siedlungen freier Wehrbauern, die im 13. Jahrhundert von der Ostsee bis in die Moldau und Walachei reichten und später wieder in der großartigen Schöpfung der k. k. Militärgrenze die Völker des Südostens zum Schutze des pannonischen Raumes aufriefen. Immer wieder sind durch die Spannungen und inneren Kämpfe Europas, das jahrhundertelang in Einzelräume zu zerfallen drohte, diese großen grundlegenden Ideen verdeckt und auf die Ebene innereuropäischer Auseinandersetzungen gezogen worden. Ja, selbst das bolschewistische Regime schien nur eine besondere „Färbung" einer sozialistischen Staatsform

und eine „innere Angelegenheit" der Sowjets, seit es Herr Tschitscherin in Genf salonfähig zu machen verstanden hatte. In den Augen der Demokraten war es damit zum willkommenen Helfer gegen die Erneuerung Europas geworden. Hier liegt der Verrat an Europa begründet, den die plutokratischen Mächte in ihrem Haß begangen haben. Wenn der Führer im Sommer 1939 den Versuch unternommen hatte, durch großzügige Vereinbarungen die Gefahren des bolschewistischen Angriffes auf Europa in einer Stunde des ihm aufgezwungenen Kampfes auf Leben und Tod zu bannen, so bewies die Wachsamkeit, mit der das zweideutige Spiel von ihm verfolgt wurde, zur Genüge, daß es sich dabei nicht um Gewinnung eines „Bundesgenossen" im Kampfe gegen die plutokratische Mächtegruppe Europas handelte, sondern ausschließlich um das Bestreben, Sowjetrußland von der Teilnahme an diesem Kampfe und damit der Möglichkeit, daraus immer neue Forderungen zu erheben, auszuschließen.

Der Südosten unseres Erdteiles hat alle diese einzelnen Phasen der Entwicklung in besonderem Maße durchlebt. War es des Reiches Streben, dem Raume den Frieden zu erhalten und ihn in ruhiger, von den eigenen Kräften getragener Entwicklung dem Europa der Erneuerung nahezubringen, so wühlten englische Agenten so lange, bis auch hier der Schlag gegen England unvermeidlich wurde. In dieser durch Monate fiebrigen Atmosphäre verstand es Moskau, wie sich längst erwiesen hat, durch seine Sendlinge die Unruhe zu vergrößern und jede friedliche Entwicklung zu verhindern. Sein äußeres Ziel, den Durchbruch nach dem Mittelmeer zu erreichen, das es ebenso wie den Ausgang zum Atlantik im hohen Norden seit den Tagen Peters des Großen unverrückbar anstrebt, hat es auch in dieser scheinbar günstigsten Stunde nicht zu verwirklichen vermocht. Es wird diesen Versuch im neuen Europa nicht mehr wiederholen. Aber man darf sich darüber nicht täuschen: es handelte sich dabei nur um Teilziele, die aus der Zeit der äußerlichen Annäherung des zaristischen Rußland im 18. und 19. Jahrhundert an die Ideen und Formen Europas einen zuweilen sehr breiten Raum in seiner Außenpolitik eingenommen haben, die aber die entscheidenden Kräfte, die sich aus der bald stärkeren, bald schwächeren Überfremdung dieses ungeheuer weiten Zwischenraumes mit den Ideen Asiens — die wir oben in ihrem Gegensatze zu Europa gekennzeichnet haben — nicht berührten. Sie konnten jederzeit wieder aufleben, und der Bolschewismus, der sie mit jüdischem Denken vereinigte, glaubte in einem sozial kranken Europa dazu die geeignete Stunde zu finden. So kam es zu dem Doppelspiele Moskaus, das unter dem Schutze politischer Abkommen mit Deutschland den Augenblick erwartete, in dem es selbst bereit zu sein und das Reich in neuen Kämpfen gebunden glaubte.

Auch dafür schien der Südosten als Schrittmacher geeignet. Durch Jahrhunderte war er das Herrschaftsgebiet einer asiatischen, nach Europa eingebrochenen Macht gewesen, die hier raumfremd war und sich damals auch in ihren Herrschaftsformen als asiatisch erwies. Aber selbst nach der Befreiung vom „Türkenjoch", die durch die glanzvollen Siege deutscher Reichsheere eingeleitet wurde, war ein ruhiger Aufbau des Südostens nur in verhältnismäßig eng begrenzten Räumen möglich. Die Vielheit der völkischen und staatlichen Gliederungen, die immer wieder in diesen Raum hineinspielenden Gegensätzlichkeiten der europäischen Großmächte — ausgelöst vor allem durch den schon oben berührten Drang des zaristischen Rußland nach dem „freien Ausgang zum Meere" — und die wirtschaftliche Verelendung großer Massen seiner Bevölkerung hinderten den erfolgreichen Aufbau. So blieben die entscheidenden Probleme ungelöst: der Bauernraum des Südostens hat die Bodennot nicht überwunden, seine Städteentwicklung ist überwiegend eine aus der sozialen Lage entstandene Notlösung und baut sich in den meisten Fällen nicht auf aus organischem Werden der volkseigenen Kulturkräfte. Seine sprunghafte Industrialisierung entsprang überwiegend ungesunden nationalistischen Absichten. Dazu kommen die vielfachen Spannungen völkischer Mischzonen, ungelöster Gebietsfragen und

schließlich ein unter Mißbrauch der raumfremden „Demokratie" hochgezüchteter Nationalismus, der allzu leicht die Grenzen der eigenen Volkskräfte verkennt.

So schien der Südosten unseres Erdteiles eine Beute jener das Chaos bewirkenden Kräfte zu werden, die Europas Untergang zu ihrem letzten Ziele, die „Vermassung" zur Herrschaftsform erheben wollen. Der 22. Juni d. J. hat den Schleier von allen diesen Wühlereien gerissen: Mit der siegreich und unaufhaltsam vorstürmenden deutschen Wehrmacht, der sich als Zeichen der von Europa begriffenen Aufgabe freiwillige Abteilungen und die Armeen der an der Seite des Reiches in den Kampf getretenen Staaten anschließen, ist die bolschewistische Gefahr gebannt und zugleich Englands letztes Attentat auf die Sicherheit Europas abgewehrt! K.

Die deutsche Volksgruppe im neuen Kroatien

Von E. Lendl

Die Neubildung des kroatischen Staates nach dem siegreichen Balkanfeldzug der deutschen Wehrmacht im Frühjahr 1941 hat die Aufmerksamkeit im besonderen Maße auf die Landschaften zwischen der Adria und dem pannonischen Becken gelenkt. In diesem Raum, der in überwiegender Mehrheit vom kroatischen Volke bewohnt wird, ist aber nicht nur für dieses Volk eine entscheidende Neugestaltung im kulturellen und politischen Lebensbereich erfolgt, sondern auch das Deutschtum dieses Raumes, auf viele ausgedehnte Inseln und Streusiedlungen verteilt, erfährt in dieser Zeit eine Neuformung seines politischen und kulturellen Lebens. In diesem Zusammenhang erscheint es am Platze, einen Überblick über die deutsche Siedlungsleistung in diesem Raume zu geben und auf die enge kulturelle Verbundenheit des Kroatentums mit den Deutschen im Lande und darüber hinaus zum gesamten deutschen Volke hinzuweisen.

Der kroatische Volks- und Staatsraum mit seinen drei großen Naturgebieten, dem kroatisch-slawonischen Zwischenstromland, dem bosnischen und herzogewinischen Bergland und der dalmatinischen Küstenregion ist nur in seinem nordöstlichen Abschnitt, im Bereich des Zwischenstromlandes zwischen Drau, Donau und Sawe, in stärkerem Ausmaß von deutschen Volksinseln und vereinzelten Deutschtumssiedlungen durchsetzt. An wenigen Punkten greift bäuerliche Deutschtumssiedlung darüber hinaus auch ins nordbosnische Berg- und Hügelland über. Im Nordwesten des kroatischen Volksgebietes und in den dalmatinischen Küstenstädten finden wir nur Streudeutsche, unter denen die Deutschen der Landeshauptstadt Agram seit altersher eine sehr beachtliche Stellung einnehmen. Trotz seiner verhältnismäßig starken Verteilung über weite Teile des kroatischen Staatsgebietes stellt somit das Deutschtum Kroatiens einen nicht unwesentlichen Faktor innerhalb des kroatischen Staates, vor allem in seinen nordöstlichen Teilgebieten, und darunter besonders zwischen Sawe und Donau, im östlichen Syrmien dar, wo der deutsche Bevölkerungsanteil den kroatischen weit überwiegt.

Deutsche bäuerliche Siedlungen sind in großer Anzahl von der Donau-Sawemündung im Osten bis weit hinein in die Mitte der slawonischen Landschaft vertreten. Besonders nördlich und nordwestlich von Semlin, der alten deutschen Militärgrenzstadt gegenüber von Belgrad, aber auch um die deutsche Stadt Ruma, finden wir eine große Anzahl deutscher Gemeinden. Weiter im Westen erweisen sich der Bahnknotenpunkt Winkowitz und die alte Bischofstadt Diakowar als Mittelpunkte zahlreicher größerer und kleinerer deutscher Bauerngemeinden. Als Zentralort aller slawonischen Deutschtumssiedlungen ist aber die Festungsstadt an der Drau, Esseg, anzusehen, deren Bevölkerung rund zur Hälfte heute noch aus Deutschen besteht, die in immer stärkerem Ausmaße als völkisch bewußte Glieder der



Volksgruppe in Erscheinung treten. Weiter im Westen Slawoniens wird die deutsche Siedlung immer schütterer, wenn sie auch noch um Wirowititz in der Drauebene, um Daruwar, in der Ilowasenke und bei Slawonisch-Brod noch einmal stärker zusammengefaßt ist. Südlich der Sawe, schon auf bosnischem Boden, finden wir in unmittelbarer Nachbarschaft der neu vorgesehenen Hauptstadt des kroatischen Staates, Banjaluka, an der Werbas, eine größere Gruppe deutscher Bauerngemeinden und vor allem westlich davon, sowie an der unteren Drina ebenfalls noch eine nicht unbedeutende Anzahl deutscher Siedlungen.

Entstehung der deutschen Siedlungen

Das heutige Deutschtum des kroatischen Raumes ist zur Gänze erst mit der Siedlungsbewegung der Neuzeit, also nach den Türkenkriegen, ins Land gekommen. Die gewaltigen Verwüstungen weiter Landstriche des kroatischen Volksraumes in dieser Zeit sowie die dadurch ausgelösten Bevölkerungsbewegungen sind vielfach mit die Ursache, daß gerade diese Landstriche von deutschen Siedlern aufgesucht wurden, während das kroatische Volksland im Westen in seinem Siedlungsgefüge weit besser erhalten blieb und daher auch einer Einwanderung deutscher Kolonisten kaum bedurfte.

Die deutsch-kroatische Nachbarschaft ruht aber auch rein volksmäßig auf einer viel älteren Geschichte. Schon im Zuge der deutschen mittelalterlichen Südostkolonisation sind nicht unbedeutende deutsche Siedlergruppen in Kroatien festzustellen. Sie kommen als „Gäste" im 13. und 14. Jahrhundert in die Städte des Sawe- und Draulandes, nach Agram, Warasdin, Kreutz, Wirowititz, Kopreinitz und vor allem nach Esseg, Wukowar und Semlin. Deutsche Zisterzienserklöster aus den Alpenländern, wie Viktring in Kärnten und Sittich in Krain, haben starke Beziehungen zu den zahlreichen Klostergründungen in Kroatien. Nach Bosnien werden im Spätmittelalter zahlreiche deutsche Bergleute in die reichen Erzgruben von Fojnica und Srebrenica und an andere Orte des bosnischen Gebirgslandes gerufen. In der bosnischen Geschichte spielen ebenso wie auch an anderen Stellen des kroatischen Raumes deutsche Adelsgeschlechter des Mittelalters eine nicht unwesentliche Rolle.

Die Verteidigung des kroatischen Landes gegen die Türken ist unter starkem Truppeneinsatz und Unterstützungen aller Art aus den deutschen Alpenländern organisiert worden. Aus jenen Tagen rührt auch heute noch das Gefühl der deutsch-kroatischen Waffenbrüderschaft her, das bis in die Gegenwart hinein so lebendig geblieben ist. Eine Großleistung gemeinsamer deutscher und kroatischer Arbeit stellt die Organisation der österreichischen Militärgrenze im Raum zwischen der Adria und Belgrad dar. Hier ist unter deutscher Führung jener kroatische Menschen- und Soldatentyp herangebildet worden, der sich bis in den Weltkrieg hinein als vorbildlicher Kämpfer bewährt hat. Aber auch über den Rahmen des Soldatischen hinaus ist aus dieser Verbindung heraus eine kulturelle Umprägung eines vorher vernachlässigten Landes in eine mitteleuropäische Kulturlandschaft erfolgt, die heute noch nachwirkt.

Während aber bis zum 18. Jahrhundert der Einsatz deutscher Menschen im kroatischen Raum auf eine relativ kleine Führungsschicht beschränkt bleibt und die Türkenkämpfe die deutsche Frühsiedlung fast zur Gänze vernichtet hatten, tritt nun mit der Befreiung weiter Gebiete aus der Hand der Türken auch die ländliche deutsche Siedlungsbewegung in Erscheinung. Mit Ausnahme einzelner direkter Ansiedlungen aus dem Mutterland, gewissermaßen als Ableger der großen donauschwäbischen Ansiedlung in der Schwäbischen Türkei, der Batschka und des Banates, sind es vor allem Tochtersiedlungen aus diesen Siedlungsräumen, die hier im 19. Jahrhundert begründet werden. Nach der Befreiung Bosniens aus der türkischen Herrschaft dringt der deutsche Siedler auch dahin vor

und begründet sowohl an der unteren Werbas als auch östlich davon eine Reihe von Siedlungen, von denen sich besonders die Siedlungen nördlich von Banjaluka zu einer größeren Volksinsel gruppieren. Neben den ländlichen Siedlungen erfährt auch das städtische Deutschtum seit jener Zeit einen nicht zu unterschätzenden Zuwachs. Bis tief in den bosnischen Raum hinein entstehen deutsche städtische Gemeinschaften, so daß heute in Kroatien rund 170.000 Deutsche anzutreffen sind. Die deutsche Volksgruppe ist daher neben der serbischen in Kroatien auch rein zahlenmäßig die stärkste. Ihre kulturelle und politische Bedeutung geht aber heute mehr denn je im kroatischen Volks- und Staatsraum über die rein zahlenmäßigen Bestand der Volksgruppe hinaus. Ist doch die deutsche Volksgruppe im kroatischen Volksraum zugleich auch der Vertreter in deutscher Lebensart und Wirtschaftsgesinnung.

Schicksale des Deutschtums im kroatischen Raum

In der politischen Geschichte der deutschen Volksgruppe im kroatischen Raum zeichnen sich deutlich mehrere klar umrissene Epochen ab, die mit der politischen Geschichte des Kroatentums engstens verbunden sind. Wir können deutlich die Zeit vor dem Weltkrieg, dann die Zeit innerhalb des jugoslawischen Staates von der jüngsten Entwicklung trennen. Vor dem Weltkrieg, besonders im 19. Jahrhundert, ist das Deutschtum Kroatiens stellenweise erst im Entstehen begriffen oder kommt erst zum Bewußtsein seiner Aufgabe. Daher ist eine eigenständige politische Geschichte nicht festzustellen. Überdies war der kroatische Raum innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie auf zwei verschiedenartige Verwaltungsgebiete verteilt: ein Teil gehörte dem ungarischen Nebenland Kroatien-Slawonien an, der andere wurde direkt von Wien als Reichsland Bosnien-Herzegowina verwaltet. Die großen politischen Bewegungen des Kroaten- und Serbentums innerhalb der Habsburgermonarchie sind für die politische Entwicklung der deutschen Volksgruppe nicht ohne Bedeutung gewesen. Der aus den liberalen Gedankengängen des vorigen Jahrhunderts geborene kroatische Nationalismus dieser Zeit glaubte ähnlich wie im benachbarten Ungarn eine Einschmelzung besonders des katholischen Deutschtums anstreben zu müssen, wobei besonders die deutschstämmige Oberschicht der Städte als Führer der Entwicklung auftrat. Nur im östlichen Syrmien konnte sich schon im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts eine bewußte deutsche Volksbewegung durchsetzen. Hier wurde auch der einzige deutsche Abgeordnete des kroatischen Landtages der Vorweltskriegszeit gewählt.

Da das Donauschwabentum bis zum Weltkrieg im ungarischen Kernstaat ohne politische Vertretung geblieben war, war also dieser deutsche Abgeordnete aus Ostsyrmien im kroatischen Landtag der Vorkriegszeit der einzige politische Vertreter des fast ein und eine halbe Million Seelen zählenden Donauschwabentums. In jener Zeit erstanden auch in Ostsyrmien zahlreiche deutsche Vereine, die besonders in Ruma, Semlin und Neu-Pasua sich die Pflege der angestammten deutschen Lebensart zur Pflicht machten. Für den übrigen Teil Kroatiens kann man aber in dieser Zeit kaum von einem besonders ausgeprägten deutschen politischen Leben sprechen. Selbst in der kulturell stark deutschbestimmten Landeshauptstadt Agram sowie in den alten Festungsstädten Karlstadt, Warasdin, Esseg und Sisseg sind überall in jenen Jahrzehnten zahlreiche deutsche Familien wenigstens sprachlich kroatisiert worden. In den bosnischen Landesteilen erfuhren die deutschen Siedler wesentliche Förderung und unterlagen dort nur wenig der Gefahr der äußerlichen Entvolkung. Manche der spät angelegten sogenannten „ärarischen Kolonien“ hatten allerdings schon bald nach ihrer Gründung wirtschaftlich stark zu kämpfen.

Nach dem Weltkrieg und der Eingliederung des gesamten kroatischen Volksgebietes in den jugoslawischen Staat trat auch in den Geschicken der deutschen Volksgruppe eine sehr



einschneidende Wende ein. Die staatstragende Schichte war jetzt das Serbentum und das kroatische Volk, ebenso wie die nun um das Deutschtum des Banates und der Batschka angewachsene Volksgruppe zu einer, trotz der berüchtigten „Minderheitenschutzverträge" der Siegerstaaten, fast rechtlosen „Minderheit" herabgedrückt. Zur selben Zeit beginnt, wie auch in allen anderen deutschen Volksgruppengebieten aus dem Kriegserlebnis heraus ein kultureller und politischer Aufschwung, der besonders in den früher ungarischen Gebieten der Batschka und des Banates mit elementarer Wucht losbrach.

Seit den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts greift, von Batschka und Banat ausgehend, die völkische Erneuerungsbewegung auch immer stärker auf die Teile des slawonischen Deutschtums über, die völkisch bisher noch nicht organisiert waren, und in Esseg entsteht ein sehr lebendiges Zentrum der Deutschtumspflege. Auch die bosnischen Deutschtumsgebiete werden in den Fürsorgebereich des Neusatzer Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes einbezogen. Es gilt vor allem neben der völkischen Organisation an einem Aufbau eines deutschen Schulwesens zu schreiten. Dies vor allem in den Gebieten, in denen schon seit Jahrzehnten ein geordneter deutscher Schulbetrieb vollständig fehlte, sei es nun aus Mangel an einer deutschbewußten Intelligenzschicht oder veranlaßt durch deutschfeindliche Verordnungen liberaler kroatischer Kreise aus der Zeit vor dem Weltkrieg. Die Erfolge der deutschen Volksgruppe in der jugoslawischen Zeit bleiben in jener Zeit vorwiegend auf das Gebiet der Erfassung des Deutschtums beschränkt, während alle kulturellen und politischen Forderungen vor allem durch die Belgrader Amtsstellen sabotiert werden. Eine gewisse Erleichterung hat auf manchen Gebieten die Gründung der Banschaft Kroatien, ohne jedoch die Verhältnisse ausreichend zu klären.

Erst mit der Neubildung des kroatischen Staates beginnt auch für die deutsche Volksgruppe eine neue Periode ihrer politischen Entwicklung. Die Heimatlandschaft der Kroatiendeutschen war durch deutsche Truppen befreit worden und im neugebildeten unabhängigen kroatischen Staat hatte die Ustaschabewegung unter Führung des Poglavnik Ante Pawelitsch die politische Führung übernommen. Nicht mehr der kroatische Liberalismus der Zeit vor dem Weltkrieg oder der antimitteleuropäisch eingestellte serbische Chauvinismus der Nachkriegsjahre stand nun der um ihren Volksgruppenführer Altgayer gescharten deutschen Bewegung gegenüber, sondern der junge kroatische Nationalismus. Es ist daher verständlich, daß sich alsbald ein äußerst gutes Verhältnis zwischen der deutschen nationalsozialistischen Volksgruppenführung und der Ustascha herausbildete und der deutschen Volksgruppe alle Rechte, gleich wie dem kroatischen Staatsvolk, zugestanden und gesichert wurden. Die deutsche Volksgruppe besitzt heute das Recht, überall, wo genügend deutsche Kinder vorhanden sind, deutsche Schulen zu errichten, hat überall Anteil an der Verwaltung des Landes und der Gemeinden (der Großzupan von Wukowar ist ein Volksdeutscher) und innerhalb der kroatischen Wehrmacht werden deutsche Abteilungen entstehen. In einem feierlichen Staatsakt hat der Poglavnik am 21. Juni 1941 durch ein Gesetzesdekret die Deutsche Volksgruppe als Rechtspersönlichkeit anerkannt. In seiner Rede hat der Poglavnik ausdrücklich darauf hingewiesen, daß durch dieses Gesetz die engeren Beziehungen des Großdeutschen Reiches zu Kroatien und das friedliche Zusammenleben des kroatischen Volkes und der deutschen Volksgruppe in Kroatien gefördert wird. Der Volksgruppenführer aber schloß seine Dankansprache mit den Worten: „Poglavnik! Das Beste was wir haben, ist unser Deutschtum. Sie werden auf Ihre Deutschen stolz sein." Damit erscheint ein langer Weg der deutschen Volksgruppe im kroatischen Volksraum an einem entscheidenden Wendepunkt seiner Entwicklung angekommen und das Deutschtum dieses Raumes wieder in die alte Mittlerrolle zwischen deutscher Kultur und kroatischem Volkstum gerückt.

Zur Frage der ungarischen Bodenreform

Von Dr. K. Egger

Die Bodenreform in Ungarn dringt heute brennender denn je auf eine Lösung. Der neue Ministerpräsident Ungarns, Lajos Bárdossy, kündigte in seiner Antrittsrede vor dem ungarischen Abgeordnetenhaus am 25. April 1914 als zweiten Programmpunkt nach der Durchführung einer Verfassungsreform die Lösung der Bodenfrage an. „Unser zweites großes Problem", führte er an, „ist die sogenannte Bodenfrage, die Aufgabe, eine proportionelle Verteilung des ungarischen Bodenbesitzes herbeizuführen, in der wir die Anfangsschwierigkeiten bereits überwunden haben. Das Ziel der bodenbesitzpolitischen Gesetze der letzten beiden Jahrzehnte bestand stets darin, das Gleichgewicht zu suchen, das es ermöglicht, die Zahl der wirtschaftlich selbständigen Landwirte zu vermehren, anderseits aber die Bodenproduktion des Landes auf die höchste Potenz zu bringen und damit auch die Befriedigung der sozialen Interessen der besitzlosen landwirtschaftlichen Bevölkerung sicherzustellen. Die Durchführung der bodenbesitzpolitischen Gesetze ist nach dem Programm der vorangehenden Regierung, beziehungsweise entsprechend den Grundsätzen, die sich bei der Diskussion über dieses Programm herausgebildet haben, im Zuge." Der Ministerpräsident wies noch darauf hin, daß eine möglichste Beschleunigung erstrebt sei, besonders bezüglich der Schaffung von Hausstellen und der Inanspruchnahme des in jüdischen Händen befindlichen Landbesitzes.

Am 28. Mai hielt die siebenbürgische Partei in Klausenburg ihre konstituierende Generalversammlung ab, auf welcher ihr Programm verkündet wurde. Innerhalb dieses Programms bildet ebenfalls die Forderung nach einer Bodenreform, welche die radikale Lösung der sozialen Fragen der Landwirtegesellschaft sowie Schaffung neuer Kleinbesitze ermöglicht, einen wichtigen Punkt.

Blättert man nun bedeutendere madjarische Zeitungen und Zeitschriften, besonders jene, welche die junge Generation der Wissenschaftler und Schriftsteller zu Worte kommen lassen („Magyar Szemle", „Egyedül vagyunk", „Magyar Ut" usw.) durch, dann fällt ganz gewiß die Fülle jener Aufsätze und Studien ins Auge, die sich mit der Bodenfrage Ungarns befassen, auf bisherige Versäumnisse hinweisen und eine durchgreifende Reform fordern (in Tagespresse publizistische Form, in wissenschaftlichen Zeitschriften durch reiches Material unterlegte Studien).

Wie ist nun diese immer dringender auftretende Forderung nach einer Reform zu verstehen und woraus erklärt sie sich? Darüber gibt das Buch von Mihály Kerék „Die madjarische Bodenfrage" („A magyar földkérdés") Aufschluß. Dem Buche, das 1939 im Handel erschien, kommt heute die größte Bedeutung zu. Es ist nämlich das umfassendste Werk über die ungarische Bodenfrage, das nicht nur einen Rückblick auf die bisherigen Kämpfe um die Bodenreform enthält, sondern auch bemüht ist, die Fehler der Vergangenheit aufzudecken und, belehrt durch diese, einen Vorschlag zur Lösung zu bringen.

Es ist leider unmöglich, das 500 Seiten umfassende Buch in diesem beschränkten Rahmen so ausführlich zu besprechen, wie es dies verdienen würde. Es soll hier lediglich versucht werden, seinen Inhalt in großen Zügen wiederzugeben und die darin aufscheinenden Grundprobleme herauszustellen.

Auf den Zweck dieser Arbeit weist der Verfasser in seinem Vorworte selbst hin. Sie soll beitragen, den Problemkreis der Bodenfrage zu erhellen. Das Werk wurde zu einer Zeit geschaffen, in der die Struktur der ungarischen Gesellschaft, die Besitzverhältnisse und die soziale Schichtung in Ungarn eine dringende Reform erfordern. Es handelt sich bei dieser Reform um den Abbruch des Großgrundbesitzsystems, wobei es der Auffassung des Verfassers nach keinen Kompromiß geben kann. Von der Beseitigung des Großgrundbesitzes hängt nicht allein eine gesündere Besitzverteilung ab — wie Kerék betont —, sondern auch das ganze Schicksal der sozialpolitischen, gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Reform sowie

eine moderne Ausgestaltung des Gemeingeistes. Wir haben es also hier mit einer der wichtigsten Schicksalsfragen des Madjarentums zu tun.

Das Buch behandelt die Fragen in — wie schon oben erwähnt — drei großen Abschnitten. Der erste Teil (Geschichte der ungarischen Bodenfrage) befaßt sich eingehend mit den Kämpfen um die Bodenreform und mit den bisherigen Reformversuchen. Der zweite Teil (Argumente und Gegenargumente) bringt alle jene Stimmen, die für und wider die Bodenreform laut wurden, während der dritte Teil (Neue Bodenreform) einen Lösungsvorschlag des Verfassers selbst bringt, der darin die Ergebnisse einer mehr als fünfzehnjährigen Forschungsarbeit verwertete.

Der historische Teil, der auf die Schilderungen Szekfüs (Ungarische Geschichte) zurückgeht, zeigt dem Leser die ungeheure Macht, mit welcher der Großgrundbesitz in Ungarn bisher jeden ernsteren Versuch vereitelte oder beiseiteschob. Die Bodenfrage wurde besonders seit dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts in den Vordergrund gerückt, als unter den unablässig anwachsenden Massen des ungarischen Agrarproletariates Unruhen zu entstehen begannen. Zu einer Auseinandersetzung jedoch kam es erst bei dem ersten ernstlichen Versuch, das ungeheure Mißverhältnis zwischen der Bevölkerungsdichte und dem Bodenbesitz zu beseitigen.

Erst die erste Gesetzesvorlage des bedeutenden Bodenpolitikers Ignác Darányi um die Jahrhundertwende, der eine Lösung durch staatliche Ansiedlung auf Riesenbesitzen sowie durch Schaffung von Bauernbesitzen und Arbeitersiedlungen erreichen wollte, mobilisierte die Vertreter des Großgrundbesitzes gegen eine derartige Reform. Aus der Tatsache, daß der Großgrundbesitz in Ungarn seit je der mächtigste Faktor war, während die Besitzlosen keinen Verteidiger hatten, ist es erklärlich, daß dieser Vorschlag Darányis — ebenso wie ein zweiter Vorschlag, der die Schaffung von Mittelbesitzen vorsah und für eine großzügige durchdachte Durchführung der Bodenreform Sorge getragen hätte — nicht zur Ausführung gelangte. Kerék zeigt auf, daß die Regierung — hier machte sich besonders der Einfluß von István Tisza, der für die Bodenfrage keinerlei Verständnis aufbringen konnte — ihre Verantwortung auf ein Geldinstitut abwälzte, das mit der Durchführung der Bodenreform betraut wurde. So konnte es geschehen, daß gerade in der Zeit bis zum Weltkrieg der madjarische Boden Handelsobjekt wurde, der von Fremden und Juden erworben werden konnte, wodurch die Lage nur noch mehr verschlechtert wurde. Bei Kriegsausbruch war also die Lage um nichts verbessert worden. Nach dem Kriege — da wohl die Gesellschaft zu Opfern bereit und eine radikale Reform leicht durchzuführen gewesen wäre — fehlten die dazu geeigneten Männer. Nach den mißlungenen Reformversuchen der Proletarierdiktatur, welche eine Sozialisierung der Betriebe anstrebte, kam es zur Bodenbesitzreform von 1920. War für die Zeit vor dem Kriege die Auffassung kennzeichnend, daß allein der Großgrundbesitz die Produktion sichern könne, so änderte sich dies auch nach dem Kriege nicht. Es kam noch hinzu, daß keine Zeit zur Überlegung vorhanden war und man, um einer Revolution auszuweichen, möglichst viele Menschen mit Boden beteilen wollte. Es wurden nun durch die Gesetzesvorlage von 1920 zwei Extreme geschaffen. Auf der einen Seite standen die Riesenbesitze — da man ja vor deren Zerstörung zurückschreckte —, auf der anderen Seite wurde eine Menge von lebensunfähigen Zwergbesitzen geschaffen. Eine Reform des Gesetzes konnte nicht mehr durchdringen, da die alten Kräfte wieder erstarkten und Zwangsmaßnahmen nicht mehr angewandt werden konnten. Durch diese Reform wurden in Ungarn 8,5 v. H. des urbarialen Landes verteilt. Sie steht also weit hinter den Reformen zurück, die nach dem Weltkrieg in anderen Ländern unternommen wurden. Aber auch in anderer Beziehung hatte dieses Gesetz schwere Mängel aufzuweisen. Es begnügte sich mit der Reform, ohne für das weitere Geschick der mit Boden beteilten Leute Sorge zu tragen. Die Durchführung der Reform wurde einem Bodenregulierungsgericht übertragen, das über keine Fachkenntnisse verfügte. Es ist daher klar, daß sich bei den neuen Besitzen bald Produktions-

schäden zeigten, wozu noch die finanziellen Schwierigkeiten der Beteilten kamen, die noch durch eine unvernünftige Steuerpolitik erhöht wurden.

Der Verfasser beschließt den historischen Teil seiner Arbeit mit der Besprechung neuerer besitzpolitischer Bestrebungen. Die Reform von 1920 hatte eine schwere Enttäuschung hervorgerufen, der eine völlige Gleichgültigkeit der Massen sowie ein allgemeines Mißtrauen gegen ähnliche Versuche folgte. Anderseits waren die alten Kräfte wieder erstarkt und ließen Reformbestrebungen überhaupt nicht durchdringen. Darin liegt die Erklärung dafür, daß der Kreis junger Publizisten und Dorfforscher — der die Lösung der Bodenfrage auf rein geistiger Grundlage und auf Grund persönlicher Forschungen erstrebte — gegen so viele Widerstände anzukämpfen hatte. Erst die Regierung Gömbös ermöglichte ihnen eine Arbeit, die so weit ging, daß heute bereits alle Gesellschaftsschichten von der Notwendigkeit einer Reform der Bodenfrage durchdrungen sind. Dies ist alles, was bisher positiv erreicht wurde.

Im zweiten Teil seines Buches führt Mihály Kerék eine Fülle von Daten an, um die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Besitzverteilung zu erweisen. Kerék, der selbst nach einer ehrlichen Bodenreform im Interesse der ganzen Nation strebt, untersucht die Verteilung der Grundbesitze, Pachtböden und die Schichtung der landwirtschaftlichen Bevölkerung, um daraus die verhängnisvolle Lage zu beleuchten. In Ungarn, das als Ackerland in Europa an führender Stelle steht, beträgt das Landesminimum der Zahl der Zwergbesitze 60,9 v. H.; das Landesmaximum der selbständigen Bauerngüter 22,2 v. H.

Bezüglich der Verteilung der Pachtböden genügt es, darauf hinzuweisen, daß von 1,5 Mill. Joch Pachtfläche 28,1 v. H. an Kleinpächter, 24 v. H. an Mittelpächter und 47 v. H. — also fast die Hälfte — auf Großpächter entfallen. Daß weiter die Großpachten in Händen von 29 Aktiengesellschaften sind.

Diese Verhältnisse in Ungarn sind vor allem dadurch zu erklären, daß der Feldarbeiter keinerlei sozialen Schutz genießt und daher gezwungen ist, seine Arbeit gegen Hungerlöhne zu leisten. Ersparnisse sind unter solchen Umständen keinesfalls zu machen. Noch klarer wird die Lage, wenn man die Schichtung der landwirtschaftlichen Bevölkerung betrachtet. In Ungarn gehören 67 v. H. der 5,5 Mill. Seelen umfassenden Agrarbevölkerung der Agrararbeiterschaft an. Davon sind 1,5 Mill. ganz besitzlos, während die anderen 1,5 Mill. Seelen über einen gewissen Besitz verfügen. Demgegenüber teilen sich 30 392 Besitzer in 5,7 Mill. Joch Boden. Kerék sieht in diesem 3 Mill. Seelen umfassenden Agrarproletariat die größte madjarische Schicksalsfrage. Zur Hebung dieser Lage wurden von verschiedenen Seiten außer der Bodenreform verschiedene Lösungsmöglichkeiten angeführt, die allerdings mit den nationalen Interessen des Landes nicht immer zu vereinen sind.

Zum Vorschlag einer neuerlichen Auswanderung meint Kerék, daß dies gleichbedeutend mit nationalem Selbstmord und eine ehrlose Flucht vor der Aufgabe wäre. Eine steigende Industrialisierung würde zwar die Massen des Agrarproletariats vermindern, aber noch keine Lösung bedeuten. Auch die Sozialpolitik würde keine Besserung schaffen, da die Arbeitslosenversicherung wohl eine Notwendigkeit, aber keine Lösung sein kann. Auch die öffentlichen Arbeiten können keine dauernde Arbeitsmöglichkeit schaffen. Aus all dem gelangt Kerék zu dem Schlusse, daß die Bodenfrage gelöst werden müsse. Seiner Auffassung nach bedeutet die Schaffung selbständiger Bauernwirtschaften die einzige Lösung. Dadurch würde der Kreis der Erwerbenden erweitert werden. Heute ist die Bodenfrage noch dringlicher als früher. Die madjarische Rasse erhält ihren Kräftezustrom allein vom madjarischen Bauern, nicht aber von der Intelligenz oder dem Großgrundbesitz. Diese beiden Gruppen sind in hohem Maße nichtmadjarischer Herkunft. Nur im Wege der Madjarisierung sind sie für das Madjarentum gewonnen worden.

Der Verfasser drängt daher auch auf eine baldige Neubesiedlung der Grenzkomitate. In Ungarn ist die „natürliche Entwicklung" nicht abzuwarten, da infolge dieser



eine Veränderung erst nach einigen Jahrzehnten eintreten würde. Durch eine Bodenreform aber würde die „historische Ungerechtigkeit“ dem madjarischen Bauern gegenüber wiedergutgemacht, der unter allen Nationalitäten Ungarns den geringsten Anteil am madjarischen Boden hat. Der madjarische Boden ist an einem der exponiertesten Punkte Europas in ständiger Gefahr. Ein Volk mit 70 v. H. Proletariern würde — wie Kerék betont — der ungeheuren Expansionskraft der Slawen, welche durch ihre ungeheure Vermehrung die Grenzen sprengen, und der Germanen, welche durch zielbewußte Bevölkerungspolitik aus ihrem Raum streben, keinen Widerstand leisten können. Abschließend weist er darauf hin, daß Ungarn heute mit seinem Feudalismus in Europa ziemlich alleinstehend sei. Während alle umliegenden Staaten innerlich neu aufgebaut werden und die Gemeinschaft über dem Einzelnen steht, bringen in Ungarn die Interessen einiger weniger Menschen Millionen um ihre elementarsten Rechte und verhindern Reformen, welche anderswo bereits vor Jahrzehnten verwirklicht wurden.

Im dritten Abschnitt bringt der Verfasser einen Vorschlag zu einer neuen Bodenreform, auf den hier ebenfalls nur kurz verwiesen werden kann. Die Bodenreform soll seiner Auffassung nach das soziale Gleichgewicht durch eine gesunde Besitzverteilung schaffen. Dabei darf aber keineswegs der Gedanke vorherrschend sein, möglichst viele, sondern möglichst würdige Familien zu beteilen. Dadurch würden die selbständigen Existenzen vermehrt, anderseits aber würde ein Produktionsrückgang vermieden werden. Zur Durchführung einer wirksamen Bodenreform würde dieser Vorschlag ungefähr 2,6 Mill. Katastraljoch Boden beanspruchen. Dadurch würde der Bodenanteil der Mittel- und Großbesitze auf 24 bis 25 v. H. herabgemindert werden. Zur Durchführung der Reform sieht Kerék zehn Jahre vor, eine längere Zeit würde keinen durchschlagenden Erfolg zeitigen, während in einer geringeren Zeit die technische Durchführung unmöglich wäre. Bei der Durchführung der Reform muß seiner Auffassung nach das nationale Interesse an erster Stelle stehen, daher ist die Stärkung des selbständigen madjarischen Bauerntums besonders in den Grenzgebieten eine dringende Forderung ohne Rücksicht auf irgendwelche Vorrechte dortiger Besitzer. In erster Linie sind Besitze fremder Staatsbürger, Großpachtungen, schlecht verwaltete Mittel- und Großbesitze und schließlich Besitze, welche ihren Pflichten nicht nachkommen, in Anspruch zu nehmen. Das Ziel der Bodenreform ist die Schaffung von Eigenbesitzen. Als Übergangsstadium schlägt Kerék die Schaffung von langfristigen Pachten für die finanziell wenig leistungsfähigen Bauern vor. Die Reform muß in zwei Richtungen durchgeführt werden.

1. Müssen die örtlichen Bedürfnisse befriedigt werden,

2. ist die Siedlung besonders dort, wo eine hohe landwirtschaftliche Bevölkerungsdichte gemeinsam mit einer hohen Zahl extensiver Zwergbesitze vorkommt, unerläßlich.

Zur finanziellen Durchführung macht Kerék folgende Vorschläge: 10 v. H. des Kaufpreises des abgelösten Bodens sollen vom Staat erlegt, der Rest durch Obligationen abgezahlt werden. Zugleich schlägt er die Enteignung eines Teiles des Aktienkapitals der Industrieunternehmungen vor, da die Bodenreform als eine Maßnahme anzusehen ist, welche alle Schichten des Volkes betrifft. Seiner Meinung nach sind zur Durchführung jährlich 75 Millionen Pengő notwendig, die teils aus einer Innenanleihe, teils aus einer Anleihe bei Versicherungs- und verwandten Instituten (die über große Kapitalsmengen verfügen) zu beschaffen sind.

Die technische Durchführung würde er einem Regierungskommissar mit voller Unabhängigkeit und Verantwortlichkeit überlassen, dem eine Anzahl von Männern, die über die nötigen Fachkenntnisse verfügen, unterstellt sind. Dieser Apparat hätte auch für die weitere Betreuung, Organisierung und wirtschaftliche Lenkung der Beteilten zu sorgen.

Heute, da in Ungarn so viele Gebiete rückgegliedert wurden, auf denen bereits eine Bodenreform durchgeführt wurde, scheint es an der Zeit, im Interesse des inneren



Gleichgewichtes und der ungestörten wirtschaftlichen Entwicklung des Landes eine solche Reform endlich zu verwirklichen. Es ist also nicht zu verwundern, wenn die Ankündigung Bárdossys, der den Weg der Teleki-Regierung fortsetzen will und eigentlich nur die Aufteilung des jüdischen Besitzes und die Förderung der Hausplatzbeschaffung versprach, Enttäuschung hervorrief. So schreibt „Magyar Ut" (1. Mai 1941) diesbezüglich: „... das Land der ‚Proletarier' sehnte sich, bekennen wir es nur, nach einem radikaleren Programm in bodenbesitzpolitischer Beziehung um so eher, als die Feudalisten und Konservatisten, welche das Land mit ihrer egoistischen Politik schon einmal ins Verderben brachten, ständig auf der Wacht sind. Wir wünschen nur so viel, daß dies die letzte Regierung sein soll, welche die Bodenreform in ihr Programm aufnimmt."

So schwierig zweifellos angesichts der mächtigen Stellung, die der Großgrundbesitz in seiner engen Verbindung mit dem Finanzkapital in Ungarn auch heute noch einnimmt, eine rasche und ausreichende Lösung der Bodenfrage sein mag, so ist wenigstens dadurch, daß sie von den leitenden Regierungsstellen als eine der vordringlichsten und wichtigsten Aufgaben anerkannt ist, der Weg für nicht mehr abreißende Vorstöße aller jener Kräfte frei, die in der endlichen großzügigen Lösung die Schicksalsfrage des madjarischen Volkstums erblicken.

Erneuerung in Griechenland

Als die englischen Invasionstruppen aus dem südöstlichsten Teile des Kontinents vertrieben wurden und der griechische Soldat die Waffen niederlegte, bedeutete dies keine Niederlage Griechenlands. Nicht das griechische Volk war geschlagen, zusammengebrochen war nur ein System, das sich blind gestellt hatte gegenüber allen Zeichen des europäischen Umbruches, um das Schicksal des eigenen Landes an die alten, zum Untergang reifen Mächte zu ketten.

Wir erinnern uns dabei an die Revolution von Saloniki, im Jahre 1916, die unter englischem Schutze den legitimen Herrscher vertrieb und sich als Revolution des englischen Kapitals entpuppte. Sie war das tragische Ergebnis doppelter Abhängigkeit des griechischen Volkes und hatte nichts mit seiner echten politischen Entwicklung zu tun: sie war getragen von den Interessen einer reichen, egoistischen Händlerkaste im Innern und der schutzlosen Lage des Landes gegenüber der damals das Mittelmeer beherrschenden englischen Flotte, die ebenso die langen offenen Küsten des Festlandes wie der Inseln bedrohte. Die innere Auflehnung gegen diesen Zustand war im griechischen Volke selbst stets lebendig. Aber sie konnte nicht zum Durchbruch kommen. Es fehlte an einer klaren Formung dieses Willens gegenüber der allmächtigen Großhändlerschicht, die diese Abhängigkeit gar nicht schädlich für ihre eigenen Geschäfte fand. Und in diesen volksfremden Interessen lagen die eigentlichen Triebkräfte des Venizelismus. Man kann ihn auf eine Gleichung bringen: Händler gegen Arbeiter, Bauern und Soldaten!

Aber selbst nach dem Sturze Venizelos gelang es dem Händlergeiste der maßgebenden Schicht, in entscheidenden Stunden stets die wahre Meinung des Volkes zu verdecken. Sie überhörte den Anruf der längst auch an alle Völker des Mittelmeerraumes erging: frei zu sein im eigenen Meere.

Heute, da die Fronten eindeutig geklärt und auch in Griechenland die Stimme des Volkes vernehmbar geworden ist, dürfen wir einer Bewegung gedenken, welche, seit langer Zeit bestehend, das stets vorhandene, aber unklare Freiheitsverlangen des griechischen Volkes und die Notwendigkeit einer Erneuerung von innen heraus in scharf umrissenen nationalen und sozialen Aufgaben geformt hat; und der Männer, die um die Erhaltung mit leidenschaftlichem Fanatismus einen zehnjährigen harten Kampf führten und Leiden, Not und Verfolgungen auf sich nahmen.



Grundlagen der Bewegung des griechischen Nationalsozialismus

Im Juni 1931 wurde durch Alexander Yannaros die nationalsozialistische Partei Griechenlands gegründet. Yannaros ist auch heute der Leiter der Partei. Von 1928 an hatte der junge entschlossene Nationalist den Kampf Adolf Hitlers verfolgt. Immer klarer erkannte er, daß das griechische Volk vor ähnlichen Aufgaben stehe wie das deutsche: Die Auslieferung des Landes an England, die seit dem Weltkrieg gleich verhängnisvoll in ihren Wirkungen geblieben war, empfand Yannaros als eine Schmach, da er nicht die Seele eines Händlers, sondern die eines Kämpfers in sich trägt. Entscheidend für ihn wurde es, den Zusammenhang zwischen der Außenpolitik, dem innerpolitischen System und der sozialen Lage des Volkes zu erkennen.

Griechenland stand vor einer schier unlösbaren Aufgabe: Es hatte aus dem Kriege mit der Türkei die Folgerungen gezogen und seine Volksgenossen aus Kleinasien zurückgeholt. Damit wuchs die Bevölkerung des Landes mit einem Schlage um rund ein Viertel. Wie sollten diese Menschen ernährt, bekleidet, untergebracht werden? Wäre eine solche Aufgabe schon in einem reichen Lande nur durch eine großartige Anstrengung und Umstellung der Lebensverhältnisse des Gesamtvolkes zu lösen gewesen, wieviel mehr mußte sich in einem Lande, das arm und unentwickelt war, eine Revolution der Wirtschaft und der sozialen Verhältnisse zur Folge haben!

Alexander Yannaros sah klar den Weg, der allein aus dieser furchtbaren Notlage führen konnte. Nicht Steigerung der Einfuhr konnte Griechenland helfen, sondern die Entwicklung der Eigenkräfte des Landes, Reform auf allen Gebieten der Wirtschaft, Erschließung der Bodenschätze, Kultivierung des Bodens, ein großes Siedlungswerk; nur so konnte Griechenland Aussicht gewinnen, sein Volk zu freiem, diszipliniertem Leben auf freiem Grund zu erziehen. Nur damit konnte aber auch ein Zustand geschaffen werden, das moderne Griechenland würdig zu machen, die Tradition der ältesten europäischen Kulturgüter zu pflegen, die von hier aus der Menschheit geschenkt worden waren.

Dieses Ziel wollen, hieß aber zugleich die händlerisch-kapitalistischen Methoden ablehnen. Nur ein zuchtvoller nationaler Sozialismus konnte das Volk zu jener sittlichen Größe und zu jener Arbeitsenergie steigern, welche die Voraussetzungen für das Gelingen eines solchen Werkes waren.

Zwangsläufig zog die Ablehnung des Kapitalismus auch die Absage gegen England und das von ihm vertretene händlerische Weltprinzip nach sich. Alexander Yannaros war entschlossen, sich mit seiner Bewegung dafür einzusetzen, daß Griechenland seinen Platz in einem solchen neuen Europa einnehmen könne. „Wir Griechen befinden uns in einem schrecklichen erniedrigenden Zustande“, so verkündete er in seiner Zeitung. „Wir sind das mißbrauchte Werkzeug der englischen Plutokratenkaste geworden. Aber wir dürfen nicht verzagen. Wir müssen den Blick nach Deutschland richten und uns ein Beispiel nehmen am Erwachen der Deutschen. Wir dürfen nicht bequem die Hände falten und untätig zum Himmel blicken. Die Hilfe liegt im Boden und in der Arbeit unserer Hände.“ Yannaros vertraute darauf, daß die deutsche Rassenkraft der Welt eine neue Losung geben und sie durchsetzen werde.

Kampf und Gegenkräfte

Im August 1931 entwickelte Alexander Yannaros auf der ersten Hauptversammlung der Partei im Zentraltheater zu Athen vor rund 8000 nationalsozialistischen Parteimitgliedern die 17 Punkte seines Programmes. Sie sind im wesentlichen unverändert bis heute Richtlinie für die Bewegung — soweit die Ereignisse der letzten Monate sie nicht bereits erfüllt haben. An erster Stelle verkündete Yannaros die Notwendigkeit der Lösung aus der englischen Schuldknechtschaft, die jeden inneren Aufschwung und jede tiefgreifende Reform in

Griechenland unmöglich mache. Auch auf die Gefahr gewaltsamer Auseinandersetzungen hin müsse die „internationale Finanzkontrolle", die Griechenlands Leben abschnüre, gebrochen werden. Diese Forderung ist erst durch den Einmarsch der deutschen Wehrmacht nach zehn Jahren verwirklicht worden, sie zeigt aber, daß man in den nach Erneuerung strebenden Kreisen des griechischen Volkes frühzeitig die Quelle des Übels, die allgemeine Versklavung über die Geldmacht, richtig eingeschätzt und die Freiheit in der Gestaltung des Schaffens als die Grundlage der Gesundung erkannt hat.

Auch die weiteren Grundlinien der Bewegung waren schon damals von Alexander Yannaros klar zusammengefaßt worden. Wir sehen da die Forderung nach weitestmöglicher Erschließung der Erzeugungsquellen des Landes, um durch eigene Mittel die Ernährung zu sichern und damit dem Elend der Massen an der Wurzel zu steuern, aber auch hier wieder die Abhängigkeit von fremden Mächten und Geldgebern aufzuheben. Deswegen verlangte das Programm auch die Verstaatlichung der Banken, um ihre blutsaugerische, verderbliche Tätigkeit ein für allemal auszuschalten. Bezeichnend für die furchtbare Not, in der diese soziale Bewegung im Nachweltkriegsgriechenland genau so ihre Wurzeln hatte wie in der schmachvollen Mißachtung seiner nationalen Würde, ist die Forderung nach gesetzlicher Ungültigerklärung aller Leihakte und das schärfste Verbot des Wuchers. Auch die Beteiligung des Arbeitenden an der Verwaltung der Betriebe, die Forderung nach Hebung des Lebensstandes des arbeitenden Volkes und aller Schaffenden entsprang der Einfühlung in die großen Ideen, die sich im verjüngten Europa bereits geformt hatten. Dazu kam als bedeutsamer Punkt ein großes Siedlungswerk, das die überfüllten Städte auflockern und die Menschen wieder mit dem Boden der Heimat verbinden sollte.

Aber auch auf kulturpolitischem Gebiete traten entscheidende Forderungen zutage, so insbesondere nach der kostenlosen Erteilung des Schulunterrichtes.

In den Mittelpunkt dieser großen Richtlinien der Erneuerung des griechischen Volkes stellte Yannaros aber den Satz, daß die Familie die Grundlage des Staates bilde und von da aus forderte er als ethisches Zentrum des Programmes Ehrfurcht gegenüber denjenigen, die alles für die Gemeinschaft geopfert haben.

In den Massen des griechischen Volkes fand die Bewegung rasch Eingang. Sie hatte ein Bild der Zukunft erahnen lassen und weckte auch dort, wo es noch nicht möglich war, die Tiefen dieses Erneuerungsstrebens verständlich zu machen, wenigstens die Hoffnung zu neuem Leben und den Willen, sich der trostlosen Gegenwart zu erwehren. Schon 1932 zählte die Partei über 100 000 Mitglieder. Die Zeitung „Esperini" erreichte die für Athen sehr bedeutsame Auflageziffer von 45 000. Massenkundgebungen, Aufmärsche uniformierter Parteigliederungen trugen den Kampf in das Land hinein. Aber dieser Kampf war von Anfang an sehr schwer. Es war klar, daß es hier keinen Ausgleich geben konnte, denn eine unüberbrückbare Kluft trennte die Lager, und er mußte bis zum Äußersten durchgefochten werden. Die mächtigen Gegner, die Besitzenden, gedeckt durch Judentum und englischen Kapitalismus, erkannten in der Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes im Sinne dieses englisch-jüdischen Systems die Sicherung ihres eigenen Lebens. Also wurden die hörigen Parteien, die Presse, Konzerne und Banken und schließlich auch der Staat — mit allen Mitteln seiner Gewalt — in die Reihen dieser Gegenfront gestellt. Sie traten der umsichgreifenden Bewegung mit immer schärfer werdenden Unterdrückungsmaßnahmen entgegen. Es war dies in der Zeit, als die Machtergreifung in Deutschland die erste große Haßwelle der jüdisch-kapitalistischen Front ausgelöst hatte. Zunächst ging man gegen die uniformierten Gliederungen der Partei vor. Es folgten Verbote von Aufmärschen, Versammlungen, schließlich jeder nationalsozialistischen Propaganda. Am 2. März 1935 wurde die Einstellung des Parteiorgans, des „Esperini", verfügt. Am 13. März setzte zwar Armeegeneral Petretis die Aufhebung der Verordnung durch, aber nur zwei Stunden später griff der damalige Ministerpräsident Tsaldaris persönlich ein, ließ die Parteidruckerei besetzen und von der Polizei versiegeln.

Die Diktatur Metaxas, die am 4. August 1936 ins Leben trat, verstärkte die Unterdrückung. Die Parteiführer wurden auf kleine Inseln verbannt oder ins Gefängnis geworfen, aus dem Staatsdienst und allen anderen unter staatlichem — oder jüdisch-englischem — Einfluß stehenden Stellungen entlassen. Der Sicherheitsminister Maniadakis erfand das politische Führungszeugnis, das die Arbeitsentziehung für die Parteimitglieder bezweckte, um durch Organisierung des Hungers die Partei niederzuzwingen. Ihren ersten Märtyrer erhielt die Partei in Demeter Papantonopoulos, der nach Mißhandlungen im Kerker starb.

Ausgeklügelte seelische Verfolgungen, Ehrabschneidung, Verleumdungen, gesellschaftlicher Boykott ergänzten das System der Gewalt. Die Unterdrückung war eine vollständige und hatte die Partei zunächst aus dem öffentlichen Leben Griechenlands scheinbar völlig verbannt.

Die Führer aber, die zum Teil wenigstens nach einiger Zeit aus der Verbannung zurückkehrten, gaben, wenn sie auch weiterhin unter strengster Polizeiaufsicht standen, nicht nach und arbeiteten im geheimen weiter. Die außenpolitische Lage wurde immer spannungsreicher, und die englische Propaganda im Lande wuchs in einem bisher ungekannten Maße. Im Juli 1940 wurden die Parteiführer neuerdings in die Verbannung geschickt. Zwar hielt es die Regierung bei Ausbruch des italienisch-griechischen Konfliktes für angezeigt, die Verbannungen zunächst aufzuheben, aber es sollte dies nur eine Geste sein. Eine Neigung, sich den Forderungen der Bewegung im geringsten zu nähern, bestand nicht. Die Parteiführer nützten ihrerseits aber die wiedergewonnene Freiheit, um wenigstens eine friedliche Beilegung des Konfliktes mit Italien zu erzielen. Sie stellten all das zurück, was sie von dem System erlitten hatten, um Griechenland zu retten. Ihre Anstrengungen waren vergeblich.

Ein letzter Versuch, die Katastrophe abzuwenden, wurde unternommen, als Offiziere der Nordfront beim Beginn des Vormarsches der deutschen Wehrmacht auf die Sinnlosigkeit des Widerstandes hinwiesen. Denn diese Offiziere teilten die Auffassung von Alexander Jannaros und seiner Anhänger, daß der Kampf der deutschen Südostarmee nicht dem griechischen Volke, sondern der englischen Invasionsarmee gelte. Aber auch diese Stimmen verhallten, und so mußte dies Unheil zum Schaden Griechenlands hereinbrechen, das ausschließlich von der englandhörigen politischen Händler- und Herrschaftsschicht heraufbeschworen wurde.

Die Lage Griechenlands ist heute gewiß schwer. Wohl ist dank der Zurückhaltung Deutschlands die befürchtete nationale Katastrophe nicht eingetreten. Eine grundlegende Umgestaltung der inneren Verhältnisse Griechenlands — auch im Sinne der Erleichterung der Beseitigung von Kriegsschäden — ist notwendiger denn je geworden. Es ist dabei gewiß von großer Bedeutung, daß im griechischen Volke bereits, erprobt und gehärtet in langjährigem Kampf und Not, Verfolgung und Unterdrückung, eine Bewegung Fuß gefaßt hat, die in ihren wesentlichen Grundlagen völlig auf dem Boden der Erneuerungsbewegung Europas steht. Damit ist der Weg Griechenlands zu diesem neuen Europa erleichtert, mag es auch den englandhörigen Machthabern von gestern gelungen sein, in dem Auf und Ab pseudodemokratischer Willkürherrschaft die früheren organisatorischen Formen dieser Bewegung zu zerschlagen und ihren Neuaufbau zu hindern. Wir erkennen aber deutlich in der Geisteshaltung dieser Bewegung fernste Auswirkungen jener Ströme germanischen Blutes, das auf den großen Wanderzügen auch nach Griechenland gekommen ist und hier, nach endlosen Zeiten der Unterdrückung, wieder aufwacht. Diese Kräfte sind spürbar vorhanden und werden sich — so wenig sich die Einzelheiten bereits abzeichnen — an den künftigen großen Aufgaben zu bewähren haben. Die idealistische Grundhaltung, die wir aus den seit zehn Jahren unverrückt bestehenden Forderungen und dem Opferwillen dieser Bewegung erkennen, wird dabei die Voraussetzung für das Freiwerden der wahren Volkskräfte sein.

VON DEN VOLKSTUMSFRONTEN

Franz Basch - vierzig Jahre alt

In der Regel gedenkt man eines Geburtstages erst, wenn es zum mindesten der fünfzigste ist, und der Gefeierte „auf ein reiches Leben zurückblicken" kann. Wenn wir von dieser Übung abgehen und darauf hinweisen, daß Dr. Franz Basch am 13. Juli d. J. vierzig Jahre alt geworden ist, so erscheint dies berechtigt, weil das Werk, das er in unermüdlicher Schaffenskraft und mit dem vollen Einsatz seiner Person aufgerichtet hat, gerade jetzt gleichsam an einem wichtigen Abschnitt zur Besinnung auf Weg und Leistung auffordert.

Es sind erst wenige Jahre her, daß der Weg, den Franz Basch als Schüler des unvergeßlichen Bleyer einzuschlagen unternahm, auch für die, die vom kompromißlosen Ernste seiner Absichten durchdrungen waren, fast aussichtslos erscheinen mußte. In einem Staate, dessen soziale Struktur politische und gesellschaftliche Geltung nur der Oberschicht zuerkannte, ging dieser Fanatiker der deutschen Sache auf ungarischem Boden hinaus in die Dörfer, sammelte die deutsche Jugend um sich und formte daraus eine Kameradschaft. Er konnte seiner Gefolgschaft nichts bieten als den glühenden Glauben an die Gerechtigkeit und die Zukunft, aber es schien mehr als einmal aussichtslos, gegen all die Gegner — mehr noch aus dem Lager derer, die ihr deutsches Volkstum zu vergessen und wegzuwerfen bereit waren, als aus dem des Staatsvolkes — anzukämpfen.

Wäre in Dr. Basch nicht außer dem Politiker auch der scharf geschulte wissenschaftliche Geist wirksam gewesen, der ihn zu Zähigkeit und ruhiger Beharrung zwang, wo andere gefühlsmäßig an Erfolge glaubten, die noch nicht gefestigt waren, so wäre der Wiederaufbau deutschen Lebens in Ungarn kaum möglich gewesen.

So aber fand er unfehlbar die Wege zum echten Volkstum nicht nur, weil er selbst sich ihm blutsmäßig unlösbar verbunden fühlte, sondern weil er in seiner wissenschaftlichen Arbeit vom Volkskundlichen her die ungeheuere Kraft des Erbes erkannte, das dem von schweren Schicksalen der letzten Jahrzehnte getroffenen ungarländischen Deutschtum lebendig vor Augen geführt aufs neue die Kräfte zum Wiederaufstieg weckte. Und gerade weil er — im bewußten Gegensatz zur bisher geübten Auffassung — an die Gewinnung der an die Lebensform des Staatsvolkes verlorengehenden städtischen Oberschicht seine Kraft nicht vergebens verschwendete, konnte er aus dem gesunden Bauerntum die ersten, nicht mehr wankend zu machenden Gruppen und Gefolgschaften bilden, die ihm dann mit dem Aufmarsch der dreißigtausend Deutschen aus der Schwäbischen Türkei den unvergeßlichen Tag von Likó, den Tag der wirklichen Gründung des VDU., bereiteten.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, mit denen zu diesem Tage des Werkes von Doktor Basch gedacht werden soll, nun alle die einzelnen Phasen darzustellen. Niemand vermag heute die Kraft, die Disziplin und die Bedeutung der Volksgruppe innerhalb des ungarischen Staates zu verkennen! Die Volksgruppe ist ein lebendiger Körper geworden und ist durchpulst von der Gewißheit, Teil des ganzen deutschen Volkes zu sein, mit der besonderen Aufgabe, im Staate Ungarn zu leisten und zu wirken. Niemand übersieht dabei, daß diese Entwicklung nur möglich war, weil sie sich einfügen konnte in die große Erneuerungsbewegung des deutschen Volkes unter der Führung Adolf Hitlers! Aber daß die Volksgruppe nunmehr geschlossen und innerlich stark ihre Aufgabe als Außenposten von mehr als einer Million von Volksgenossen zu erfüllen vermag und auf Grund ihres Wertes wesentlichen Anteil zu nehmen berufen ist an dem künftigen inneren Aufbau des Staates, in dessen Grenzen sie lebt, wird vom ungarländischen Deutschtum mit freudiger Dankbarkeit als die Leistung ihres Volksgruppenführers, dem hier unser Gruß gilt, gesehen. K.

Die Staudensiedlungen

Die Volksdeutschen um Kremnitz in der Slowakei siedeln in Waldhufendörfern. Heute ist allerdings die ursprüngliche Struktur dieser Dörfer zum größten Teile verwischt und nur bei einigen, so z. B. bei Deutsch-Litta, erkennt man noch deutlich die alte Anlage. Infolge zunehmender Übervölkerung und dem dadurch bedingten Raummangel baute man die Häuser dort, wo gerade Platz war, eines dicht am anderen.

Drei heute slowakische, früher aber ebenfalls

deutsche Dörfer, Ostergrün, Kläck und Prochetshäu, scheiden die Kremnitzer Volkstumsinsel von der im Süden, im Grantal gelegenen, Doppelgemeinde Hochwiesen-Paulisch.

Diese beiden Orte haben sich durch siebenhundert Jahre deutsch erhalten, und weder den Madjaren noch den Methoden der Tschechoslowakei ist es gelungen, diesen von den übrigen abgetrennt lebenden Menschen ihre Sprache und Eigenart zu nehmen. Umgeben von Slawen leben sie hier gleichsam auf einsamer Insel und sprechen eine Mundart, die mehr dem Mittelhochdeutschen als unserer Hochsprache gleicht. „Hochwiesen am Brunnen", wie es früher hieß, war einmal ein von Wällen umgebener fester Platz gewesen und sollte die häufigen Einfälle türkischer Banden von den Bergstädten Kremnitz und Königsberg abhalten. Dem jüngeren Paulisch gaben die Gründer, die Paulanermönche, den Namen.

Kommt man in einen dieser beiden Orte, so ist man erstaunt — im Gegensatz zu den Dörfern im Norden —, so wenig Häuser im geschlossenen Ortskern zu finden. Denn um die Kirche geschart stehen hier nur Schule, die Gasthäuser und Kaufgeschäfte und die Häuser der Dorfhandwerker. In Hochwiesen kommt noch die Post und die Gendarmenstation dazu. Dabei zählt Paulisch 2573, die „Stadt" Hochwiesen sogar 3562 Einwohner. Bald aber erfährt man, daß die meisten Bewohner „auf den Stauden" wohnen.

Dies interessierte mich. Ich forschte nach der Bedeutung dieser Bezeichnung und der Entstehung dieser Besonderheit nach und konnte folgendes feststellen: „Stauden" ist eine durch die Lehrer entstandene Verbildung aus dem mundartlichen „Stauben", das heißt Stuben. Stube heißt hier aber soviel wie Haus. Die alten Holzhäuser haben nämlich, wie einst die Häuser der Germanen, nur einen Raum. In den nördlich von Kremnitz gelegenen Orten Ober-, Unterstuben und Badstuben hat sich dieses Wort ebenfalls noch erhalten.

Ursprünglich wohnten auch in Hochwiesen alle Leute nur in der „Stadt". Erst später haben sie sich auf den umliegenden Bergen ihre Ställe und Wirtschaftsgebäude inmitten ihres Besitztumes erbaut. Dort lebten sie — und manche machen es heute noch so — den Sommer über, solange die Wirtschaft es erforderte. Im Herbst kamen sie wieder ins Tal in ihre Häuser und verbrachten hier den Winter. Wurde der Besitz später geteilt, so zog der eine Sohn hinaus und der andere bekam die Wirtschaft in der „Stadt". Erschien es dem Bauer günstiger, die Felder nur von seinen Wirtschaftsgebäuden aus zu bebauen, dann erweiterte er wohl die Anlage durch ein Dauerwohngebäude und blieb selbst ständig mit seiner Familie draußen. So wurde hier aus der eigentümlichen Wirtschaftsform der Grund zu einer weitgehenden Auflockerung der ursprünglichen Schutzsiedlung gelegt.

Da aber außerdem in der Gemeinde Erbteilung herrscht, entstanden bald neben dem einen Haus neue Anwesen, und mit der Zeit entwickelte sich eine kleine Siedlung. Meist sind es nicht mehr als höchstens zehn Familien, die auf diese Weise eng zusammen wohnen. Diese Siedlungen nennt man heute „Stauden". Durch Rodung wurde zum ursprünglichen Besitz neuer Boden hinzu gewonnen. Die Zahl solcher Anwesengruppen wuchs, und man kann heute viele Stunden weit im Umkreis um den alten Siedlungsmittelpunkt auf Stauden stoßen. Fast jede trägt den Namen der Familie, die sie begründete. So gibt es eine Thoma-, Oberthoma-, Honig-, Max-, Waldmax-, Tabernaus-, Müller-, Wolf-, Schwarz-, Holler-, Bann-, Schönmädl-, Zerr-Staude und noch viele andere. Die Leute, die hier wohnen, wissen noch alle, von welchem Hause in der „Stadt" sie kommen. Sie gehören alle in eine „Freundschaft" (Verwandtschaft) und sind stolz darauf, alle von einem „Paarl oder einem Samen", wie sie sagen, zu stammen.

Nicht nur in Hochwiesen und in Paulisch gibt es „Stauden". Im ganzen Neutragebirge sind solche anzutreffen. So in der nächsten Umgebung von Königsberg, Oberhammer, Kleinhäu, Großhäu, Radobitz, Olsany, Uherce. Dies sind alles Orte, die früher einmal rein deutsch waren. Ihre Stauden haben sich bis heute noch vielfach deutsch erhalten. Die Slowaken kennen diese Siedlungsart daher sehr gut und haben sie, wie in diesen ehemals deutschen Gebieten, vielfach übernommen. Sie nennen diese Stauden dann „Štále" (sprich Schtale). Auch in den Weißen Karpaten, die Mähren von der Slowakei trennen, finden sich ähnliche Siedlungsformen. Hier nennt man diese Gruppen von Gehöften auf den Bergen „Kopanice", was ungefähr unserem „Häu", Rodung, entspricht. Die Slowaken selbst führen diese Siedlungsart auf die als Schafhirten eingewanderten Walachen zurück. Ob dies aber zutrifft, wäre noch zu untersuchen.

Eines verdient festgehalten zu werden: Die Staudensiedlung hat sich im Bereiche der deutschen Sprachinseln in der Mittelslowakei sehr gut bewährt und vom volkstumsmäßigen Standpunkte aus sehr widerstandsfähig erwiesen. Sie erscheint mir eine glückliche Verbindung der Einöde-Haufen- und Waldhufensiedlung zu sein.

M. U. Kasparek, Hohenstadt/M.

Madjarische Bildungsfragen

Neben der unmittelbaren Sorge des unaufhaltsamen Rückganges des Madjarentums infolge der sinkenden Geburtenziffer steht die Frage der kulturellen Entwicklung für breiteste Schichten des Landvolkes, aber auch der Arbeiterschaft im Vordergrund der Erörterungen. Für beide beunruhigenden Erscheinungen ist nach Ansicht maßgeblicher madjarischer Forscher und Politiker der unbefriedigende soziale Zustand verantwortlich, der sich deutlich in dem Fehlen einer gesunden volkseigenen Mittelschicht in Stadt und Land offenbart. So konnte es geschehen, daß wir auch heute noch rund 9,6 v. H. der Gesamtbevölkerung Ungarns (im Alter über 6 Jahren) als Analphabeten ansehen müssen. Dabei handelt es sich keineswegs nur etwa um Unterlassungen der Vergangenheit, die durch das Aussterben einer Altersschicht beseitigt werden. Denn noch im Schuljahre 1930/31 haben nach den Erhebungen von Dr. F. Földes 7,5 v. H. der für den Schulbesuch eingeschriebenen Kinder die Schule überhaupt nicht besucht, und es besteht keine Aussicht, daß sich in den letzten zehn Jahren die Verhältnisse inzwischen wesentlich gebessert hätten. Maßgeblich dafür sind in weiten Gegenden, insbesondere der madjarisch besiedelten Ebenen, die Siedlungsverhältnisse. Außer in den Großdörfern oder Dorfstädten, in denen die Proletarisierung der massenhaften Zuwanderer droht, wohnt ein sehr erheblicher Teil der Madjaren auf den Tannyen verstreut und macht damit den Aufbau eines gut durchgebildeten Schulwesens unmöglich. Eine Zusammenfassung von Kindern oder Erwachsenen in Analphabetenschulen, wie sie versucht wird, hat bisher im Vergleiche zur Zahl, die dafür in Frage kommt, keine nennenswerte Wirkung erzielt. Kaum 4000 bis 5000 Teilnehmer im Jahre sind im Staatsbereiche auf diese Weise zu erfassen.

Auf das Kleinbauerntum und die landwirtschaftlichen Arbeiter entfallen rund 400 000 Analphabeten, das sind 54,7 v. H. der Gesamtzahl der Analphabeten Ungarns. Die städtischen Arbeiter haben noch 108 000, das sind 14,7 v. H. des Lesens und Schreibens Unkundige. Aber sogar in den unteren Schichten des Mittelstandes gibt es 95 500, das sind 12,9 v. H., und unter den Klein- und Mittelgrundbesitzern 93 000, das sind 12,7 v. H., in anderen Berufen noch 36 700 Personen, die Analphabeten sind.

Wie sehr die Frage des Analphabetentums in Ungarn als soziales Problem anzusprechen ist, geht aus der Tatsache hervor, daß gerade die kinderreichsten und dabei sozial unausgeglichensten Komitate die höchsten Analphabetenzahlen aufweisen. In Szabolcs und Ung erreicht ihre Zahl sogar 20 v. H. der über sechs Jahre alten Gesamtbevölkerung. In Sathmar und Ugosca-Bereg 17,7 v. H.

Der schlechte Besuch der Volksschule hindert natürlich auch die spätere Aufnahme in Fach- und sonstige Schulen, weil diese naturgemäß die Kenntnisse des Schreibens und Lesens voraussetzen. So konnte es geschehen, daß z. B. von den rund viereinhalb Millionen an der Urproduktion Beteiligten Ungarns kaum 1100 Schüler an fachlichen Lehrgängen teilnehmen. Daß der Aufstieg in das mittlere Schulwesen oder gar die Hochschule unter solchen Umständen fast nur der Oberschicht vorbehalten bleibt, weist Földes mit erschütternden Zahlen nach: Von den Groß- und Mittelgrundbesitzern gelangt jedes zweite Kind, von den Kleingrundbesitzern jedes 33. Kind in die Mittelschule (Gymnasium oder gleichgestellte Anstalt). Aus der Schicht des armen Bauerntums wird aber nur jedes 478. Kind zwischen 10 und 17 Jahren Mittelschüler. Die Hochschule besucht jeder 6. aus der Groß- und Mittelgrundbesitzerschicht stammende junge Mann. Aber schon nur jeder 121., der von Kleingrundbesitzern stammt, und jeder 1320. aus dem Bauerntum gewinnt die Möglichkeit des Hochschulstudiums. So erwerben also jährlich höchstens 10–20 Burschen aus der Schicht des armen Bauerntums ein Diplom. Dies bedeutet, daß sich die Mittelschicht aus dem gesunden madjarischen Volkstum des Bauernstandes außerordentlich langsam zu erneuern vermag und nicht die Abgänge ersetzt, die durch den Städtetod entstehen. Wohl verliert das Landvolk durch Abwanderung in die Städte in zunehmendem Maße, aber diese Massen bleiben sozial gedrückt und geraten in Gefahr der Proletarisierung. Diese Sorge erfüllt heute alle verantwortungsbewußten Forscher und Politiker. Damit wird aber die Spannung aus dem Verhältnis des Madjarentums zu der nichtmadjarischen, assimilierten Mittelschicht in keiner Weise verringert. K.

Die Kraft des madjarischen Volkes

Lajos Thirring hat unter diesem Titel kürzlich in einer umfangreichen Untersuchung in „Magyar Statiszikai Szemle" zu den aus der jüngsten Volkszählung in Ungarn besonders zutage getretenen Problemen des Geburtengefälles Stellung genommen. Es kam ihm dabei weniger auf Einzelergebnisse der Zählung als auf die großen Tatsachen der Kräfteverteilung des Volkstums an, und wir verfolgen daher gerade von unserem Standpunkte aus seine Ausführungen mit Aufmerksamkeit. Thirring hob die längst beobachtete Tatsache, daß das Vermehrungsverhältnis im Westen, in Transdanubien, am schlechtesten sei und gegen Osten bis ins Szeklergebiet immer besser werde, neuerlich hervor und machte sie zur Grundlage seiner Untersuchungen. Aus den neuen Ergebnissen von 1941 ergibt sich aber nach seiner Darstellung mit unbezweifelbarer Deutlichkeit, daß die zurückgekehrten Gebiete biologisch wesentlich stärker sind als Trianon-Ungarn. Auch dort, wo scheinbar ein Rückgang in den Bevölkerungsziffern zu sehen ist, wie z. B. im Oberland, zeigt sich bei näherer Prüfung die Lage nur durch tschechische und slowakische Rückwanderung bedingt, die verbliebene Bevölkerung ist biologisch wesentlich stärker als das Trianongebiet.

Thirring stellt daher die für die künftige Gestaltung der Verhältnisse im Karpatenraum entscheidende These auf, daß künftig die zentral gelegenen Gebiete Ungarns nicht ausstrahlend in die neugewonnenen Randgebiete wirken können, sondern im Gegenteil von diesen aus, als dem biologisch stärkeren Raum, auf zentrale, tiefländische, rein madjarische Gebiete Einfluß genommen werden wird. Diese Erkenntnis ist von außerordentlicher Bedeutung. Denn wenn Thirring auch daran festhält, die biologische Kraft der rückgekehrten Madjaren sei größer als die des Trianon-Madjarentums, so weist er selbst darauf hin, daß gerade die nichtmadjarischen Bevölkerungsteile dieser neuen Gebiete eine mindest ebenso große, vielfach aber wesentlich stärkere Vermehrungskraft besitzen. Dies treffe in erster Linie für die Slawen zu – unter ihnen insbesondere für die „Russinen" –, gelte aber auch für die Rumänen. Wenn er schließlich für die Deutschen, wohl auf Grund älteren statistischen Materials, eine allerdings sehr geringe biologische Energie annimmt, so haben gerade die Arbeiten, z. B. von Wüscht, gezeigt, daß auch für die Donauschwaben eine Wende angebrochen und die Kinderfreudigkeit den Madjaren gegenüber entschieden im Wachsen begriffen ist.

Die Menschenreserven des Karpatenraumes sind also nach Thirrings Darstellung in den Randgebieten gelegen, die überwiegend von Nichtmadjaren bewohnt sind. Allerdings rechnet er auch mit starkem Zuwachs madjarischen Volkstums, so z. B. aus kinderreichen Komitaten, wie Szabolcs, aber er vermag an den Gefahren nicht vorbei zu sehen, die darin liegen, daß es sich dabei um die großen Elendsgebiete Ungarns handelt, deren Bevölkerung – wie wir in anderem Zusammenhange sehen – rund zwanzig von Hundert Analphabeten besitzt und die durch die soziale Notlage zum Aufbruch getrieben, nun in die Städte drängt und hier die erschreckend anschwellende Schicht der ungelernten und arbeitslosen Masse vermehrt. Thirring stellt die schweren Folgen dieser inneren Wanderung, die seit etwa 1920 die starke Auswanderung ablöste, im einzelnen dar. Zwischen 1900 und 1920 waren aus dem Gebiete des Trianon-Ungarn rund 155 000 Menschen ausgewandert, während zwischen 1930 und 1940 diese Bewegung stark rückläufig wurde. Aber er sieht das Ungesunde der gegenwärtigen Entwicklung der Innenwanderung, wenn er sagt, es sei ein Fehler, daß die Bevölkerung der rein madjarischen Agrargebiete nicht in den Dörfern und landwirtschaftlichen Gebieten leben könne oder wolle und in die Städte, hauptsächlich nach Budapest und in die Industriegebiete, abwandere, wo sie verproletarisiere und in der biologischen Kraft gebrochen werde. Entvölkerung der reinen Agrargebiete sei die Folge.

Wenn sich im Jahrzehnt von 1930 bis 1940 die Bevölkerung Budapests um rund 310 000 Köpfe vermehrt habe, so sei dies ausschließlich ein Wanderungsergebnis, denn in dieser Zeit habe ein natürliches Wachstum der bereits ansässigen Bevölkerung der Hauptstadt nicht stattgefunden. Interessant ist dabei der Hinweis Thirrings, daß man diesen Wanderungszuwachs Budapests nicht als Fortschritt bezeichnen dürfe, weil damit ein glänzendes Wachstum der Hauptstadt bewiesen sei, sondern daß diese 310.000 Menschen weit mehr als die Hälfte der Bevölkerungsvermehrung des Trianon-Ungarn im gleichen Zeitraum ausmachen und somit das Wachstum der Stadt nur durch wesentliche Bevölkerungsverluste ungarischer Binnengebiete erreicht worden sei. Somit bedeute dieses rasche Anwachsen der Hauptstadt mit Hilfe der vom Lande abströmenden Kräfte einen in doppeltem Sinne beschleunigten biologischen Verfall des Volkstums. K.

Jüdischer Bodenbesitz in Ungarn

Aus einem Bericht des Barons Daniel Banffy in den Mitteilungen der Partei des Ungarischen Lebens ist der Stand der Anforderung des jüdischen Grundbesitzes seitens des Staates infolge des geltenden Judengesetzes ersichtlich. Die Anforderungen beschränken sich von vornherein auf Güter in einer Größe über 500 Joch. Der Bericht zeigt, daß von 608 000 Joch Judenbesitz bisher 150 000 Joch, die sich auf 981 jüdische Besitzungen verteilen, unter die Bestimmungen der Anforderung fallen. Da aber von den meisten der Betroffenen dagegen im Rechtsweg Klage erhoben wurde, ist die tatsächliche Übergabe infolge Fehlens eines rechtskräftigen Urteils bisher nur zum geringen Teile möglich gewesen. Lediglich 38 000 Joch wurden als Kleinnutzpachtungen oder Eigentum verteilt und unabhängig von diesen Verfahren sind rund 42 000 Joch von jüdischen Besitzern freihändig an Nichtjuden verkauft worden. Demnach beträgt der jüdische Grundbesitz in Ungarn zur Zeit noch rund 530 000 Joch, ohne jene Besitze, in denen jüdisches Kapital zwar verschleiert, aber trotzdem vorherrschend vorhanden ist. Man wird angesichts der starken Verschuldung und der schrankenlosen Herrschaft des jüdischen Finanzkapitals aber gerade in dieser Richtung bei einer schärferen Fassung der Gesetze eine starke Erhöhung der Zahlen vermuten können.

Die Zahl der bis jetzt angemeldeten jüdischen Bodenbesitze beträgt in Ungarn — ohne Siebenbürgen und die Südgebiete — 21 000. Nach Meinung Baron Banffys ist damit jedoch die tatsächliche Zahl schon deswegen nicht erreicht, weil viele jüdische Besitzer, begünstigt durch die Unklarheiten der gesetzlichen Bestimmungen, die Anmeldung bisher unterlassen haben. Nicht ohne Interesse ist die Verteilung dieser angemeldeten Güter nach den Landesteilen: In der kleinen Tiefebene gibt es 2351 jüdische Güter mit fast 67 000 Joch. Davon sollen 11 800 Joch arisiert werden. In Transdanubien sind es 3544 Güter mit 101 000 Joch. Hier sollen 217 Besitzer 22 500 Joch abgeben. Im Donau-Theiß-Gebiet gibt es 2572 Judengüter mit 63 000 Joch. Hiervon wurden 98 Besitzer verpflichtet, 13 800 Joch abzutreten. Jenseits der Theiß besitzen 5445 Juden 227 300 Joch. Hier sollen 429 Besitzer 80 000 Joch abgeben. Im nördlichen Hügellande sind es 4070 Güter mit 122 000 Joch, von denen 95 insgesamt 21 000 Joch abtreten müssen.

Die Zahl der jüdischen Kleingüter ist, wie aus den oben mitgeteilten Daten hervorgeht, so erheblich, daß trotz der zahlreichen jüdischen Großbesitze doch der Durchschnitt der größeren Güter nur zwischen 24 und 41,8 Joch (letztere Durchschnittsgröße im Theißgebiete) liegt. Im Karpatenland herrschen die jüdischen Kleinbesitze dermaßen vor, daß der Durchschnitt nur 7,9 Joch erreicht. Die ungarische Regierung versuchte in ihren bisherigen — und wie sich aus diesem Berichte ergibt — sehr zurückhaltenden Maßnahmen hauptsächlich dort Ausgleiche zu erzielen, wo die Besitzverhältnisse der madjarischen Grundeigentümer noch ungünstiger als dieser Durchschnitt sind. Immerhin wird, bis nicht neue gesetzliche Bestimmungen geschaffen werden, mindestens eine halbe Million Joch Boden auch dann noch in jüdischen Händen bleiben, wenn die Einspruchverfahren durch Gerichtsentscheidung rechtsgültig abgewiesen sind. K.

BÜCHER ZUR VOLKSTUMSFRAGE

Bálint Hóman: „Geschichte des ungarischen Mittelalters. 1. Band. (Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts.) Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1940.

Unter den wenigen Werken madjarischer Geschichtsforscher, die uns in deutscher Sprache zugänglich sind, stellt Bálint Hómans madjarische Frühgeschichte ein besonders wichtiges Ereignis dar. Als Forscher, wie als Organisator des madjarischen kulturellen Lebens und Bildungswesens, in seiner Eigenschaft als Unterrichtsminister, ist Hóman eine Persönlichkeit hohen Ranges, und seine langjährige Verbindung zur deutschen Wissenschaft sichert seinen wissenschaftlichen Publikationen volle Aufmerksamkeit deutscher Forscher. Im Zusammenhange mit den Aufgaben unserer Zeitschrift — die auf die historischen Darstellungen fachlich nicht im einzelnen eingehen kann — sind die Kapitel von besonderem Interesse, in denen die Frühgeschichte der germanisch-deutsch-madjarischen Beziehungen behandelt wird. Aber auch für das Verständnis des Werdens madjarischer Herrschaft im pannonischen Raum

ist diese aus reifster Beherrschung des Stoffes geschriebene Geschichte Ungarns gerade wegen der starken Betonung des madjarischen Standpunktes besonders wertvoll.

L. Gruenberg: „Die deutsche Südostgrenze." Verlag B. G. Teubner. Leipzig-Berlin. 1941. Band 1 der Reihe: „Die Grenzen des Reiches." (Veröffentlichungen des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Institutes, Band 5.)

H. Lüpke wirft in einem Vorwort, das der Reihe „Die Grenzen des Reiches" gilt, die Frage auf, ob es nicht besser wäre, mit einer Rückschau zu warten bis zu dem Zeitpunkt, an dem der Führer das tausendjährige Ringen um die Reichsgrenzen zu einem für lange Zeiträume gültigen Abschluß gebracht habe. Die Frage nach der Geschichte der deutschen Reichsgrenzen sei aber in weiten Kreisen des deutschen Volkes laut geworden, so daß die Wissenschaft sie nicht unbeantwortet lassen könne.

Mit diesen kurzen Sätzen ist die Aufgabe der Reihe und damit auch des vorliegenden ersten Bandes, der dem Südosten gilt, klar umschrieben. Sein Verfasser, L. Gruenberg, sucht demgemäß eine möglichst sachliche und schlichte Darstellung des Werdens deutscher Grenzen und damit aber auch des Ringens um den deutschen Raum zu geben, mit dem Grundgedanken der Eingliederung aller Einzelereignisse in das Gesamtgeschehen des Reiches. Infolge der vielfachen Überschneidungen mit den im Südosten im Laufe der Zeit wirksamen fremden Staatsideen, den Interessen seiner Fürstenhäuser und der in den Donauraum gewaltsam hereingreifenden Fremdmächte ergab sich die Notwendigkeit, hier nicht von „Grenzen" im engeren Sinne, sondern von den staatsrechtlichen und organisatorischen Wandlungen der großen Landschaften und Räume und ihren Beziehungen zum Deutschen Reiche zu sprechen. Damit gewinnt die Darstellung der Wandlungen deutscher Grenzen eine über die Einzelvorgänge hinaus reichende Weite. Da nach dem Erlöschen des Deutschen Reiches im Jahre 1806 die deutsche Aufgabe im Südosten unverändert bestehen blieb, war ein Überblick über die Grenzentwicklung des habsburgischen Kaiserstaates und nach seinem Zusammenbruche der Zwischenzeit bis zur Schaffung Großdeutschlands geboten. Der Verfasser hat mit diesem Bande eine ausgezeichnete und eindringliche Übersicht über dieses reiche Material gegeben, das weiten Kreisen von Lesern die tausendjährige Verbindung des Südostraumes mit deutscher staatsbauender Leistung vor Augen zu führen imstande ist.

Karl v. Möller: Deutsches Schicksal im Banat. Reihe Südost. Wiener Verlagsgesellschaft m. b. H., Wien-Leipzig. 1940.

In der flüssigen Form eines Gespräches bringt Karl v. Möller in dem kleinen Büchlein alles Wissenswerte über das Werden und die Schicksale des deutschen Banates. Der Leser erlebt gespannt den Ablauf des Geschehens, ohne sich beschwert zu fühlen von der Fülle des Materials, das in glücklicher und reifer Form verarbeitet erscheint. Aber auch für den mit den Verhältnissen Vertrauten ist das Büchlein reizvoll, weil man stets von neuem die Meisterschaft bewundert, mit der dieser Stoff zusammengefaßt ist.

Sepp Pfeiffer: „Zur Geschichte der Madjarisierung des Sathmarer Deutschtums." Band 5 der Beiträge zur Kenntnis des Deutschtums in Rumänien. Herausgegeben von R. Spek. Druck der Offizin Krafft und Drotleff, Hermannstadt. 1940.

Diese auf Grund sehr sorgfältiger Studien in der letzten Zeit rumänischer Herrschaft über das Sathmarer Gebiet entstandene Studie erscheint wegen des reichen – bisher fast unbekannten – Materials über die Madjarisierungsvorgänge, die bereits mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts deutlich in Erscheinung treten, auch gegenwärtig für den Volkstumsforscher von großem Interesse. Der Autor ist in der Lage, die entscheidenden behördlichen Verfügungen und Aufträge im einzelnen – vielfach in wörtlicher Übersetzung – anzuführen und so ein völlig sachliches, äußerst lebendiges Bild der Vorgänge zu ermitteln, die mit dem Ende des 19. Jahrhunderts das fast völlige Versinken des Deutschtums bewirkt haben. Es zeigt sich aber auch, daß selbst noch in der Zeit der rumänischen Herrschaft nach 1918 die Madjarisierungstendenz insbesondere seitens der Geistlichkeit unvermindert andauerte, wenn auch längst eine rückläufige Bewegung eingesetzt hatte, die es heute ermöglicht, das Sathmarer Deutschtum verantwortungsbewußt und geschlossen in die Arbeit der deutschen Volksgruppe in Ungarn unter Führung von Franz Basch einzufügen. Als sachliche Darstellung eines harten Volkstumskampfes gewinnt das Buch damit dokumentarische Bedeutung.

Felix Kraus

Volkstum im Südosten

August-Folge 1941

Heftpreis RM —.40

Volkstum im Südosten

Volkspolitische Monatsschrift

Früher „Grenzland", Zeitschrift für deutsche Schutz- und Kulturarbeit des Deutschen Schulvereins Südmark / 18. Jahrgang

Schriftleiter: Felix Kraus

Verlag und Druck: Wiener Verlagsgesellschaft m. b. H. (Verlagsleitung: Betriebsführer Ernst Sopper), Wien 55, Spengergasse 43. — Die Zeitschrift erscheint am 15. eines jeden Monats. — Bezugspreis im Jahr RM 4.— (einschl. 20 Rpf. Postzeitungsgebühr). — Alle Zuschriften, die Schriftleitung betreffend, sind an Felix Kraus, Wien 65, Fuhrmannsgasse 18 (B 4 85 44) zu richten. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet. — Derzeit Anzeigenpreisliste Nr. 1 vom 11. Jänner 1939 gültig.

Inhalt des August-Heftes 1941

Südosteuropa: Begriff und Wirklichkeit

Von Dr. Franz Ronneberger

Begriffe sind wie lebende Wesen, sie werden geboren, blühen auf und sind eines Tages durch andere, neue Begriffe verdrängt, sterben ab — verschwinden. Sie entwickeln sich häufig nach eigenen Gesetzen, gar nicht so, wie es sich die Urheber einst vorgestellt haben. Niemand weiß, wie es zugeht: plötzlich hat sich der Inhalt gewandelt, der Begriff hat eine Metamorphose durchgemacht, und wehe dem, der dieser Wandlung nicht Rechnung trägt. Er läuft ständig Gefahr, mißverstanden und mißdeutet zu werden, wenn er den Begriff im Munde führt. Es kommt aber auch vor, daß längst abgestorbene Begriffe plötzlich wieder auftauchen und ein zweites Leben beginnen. Das sind dann jene besonders schwierigen Fälle, denn die Begriffe haben nun einmal so etwas wie eine „Geschichtsträchtigkeit" an sich. Man merkt ihnen ihre Herkunft auf Schritt und Tritt an, auch wenn man sie noch so klar mit einer neuen Definition versieht.

Sonderbare Wandlungen

In den letzten Jahren ist es üblich geworden, den geographischen Begriff Südosteuropa auch als politischen Begriff zu verwenden. Es besteht aber keineswegs eine einheitliche Auffassung über seinen Inhalt. Unter unseren Augen hat sich ein Prozeß vollzogen, dem wir im einzelnen nur mit Mühe nachzuspüren vermögen. Bald tritt uns dieser Begriff als ein wirtschaftspolitischer, als ein geistiger, kultureller, bald aber auch als staatspolitischer entgegen. Ist es nicht gefährlich, diese Dinge einfach so laufen zu lassen? Begriffe haben typenbildende Kraft. Wie, wenn unsere Gegner sich diesen Umstand zunutze machten und einen Begriff „Südosteuropa" entwickelten, der im Gegensatz zur europäischen Mitte, d. h. also praktisch zur neuen europäischen Ordnungsidee stünde?

Es ist ja noch gar nicht so lange her, da setzte die französische und englische Politik alles auf eine Karte, um in Südosteuropa eine „Einheitsfront" gegen das Reich zustande zu bringen, nicht nur eine politische und militärische, sondern auch eine geistige! Die Vorherrschaft der französischen Kulturpropaganda und der Einfluß des französischen Geistes seit Weltkriegsende in den Ländern des Donau- und Balkanraumes sind zu eindeutige Erscheinungen, als daß an der ernsten Absicht des Westens gezweifelt werden könnte, die deutsche europäische Mitte von Osten her auch geistig zu isolieren. Daß diese Versuche letzten Endes gescheitert sind, ist das Ergebnis jener zahlreichen historischen, geographischen, kulturellen und auch wirtschaftlichen Bindungen der deutschen Mitte mit den Völkern des Südostens. Doch nirgends gilt das Wort Goethes mehr als hier: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Bemühen wir uns daher zunächst, unseren gegenwärtigen Standort an der geschichtlichen Entwicklung des begrifflichen Verhältnisses Südosteuropas zu Mittel- und Osteuropa zu umreißen. Es ist geradezu verblüffend, zu beobachten, wie sich die Wandlung in der Bewertung des südosteuropäischen Raumes durch die mittel- und westeuropäischen Großmächte in der Begriffsbildung widerspiegelt. Dieser Raum hat offenbar zu allen Zeiten über die geographische Bezeichnung hinaus zu ausgesprochen politisch einheitlicher Erfassung und Bestimmung angeregt. Über die Existenz des Osmanischen Reiches hinaus hat sich noch lange der Begriff „Orient" erhalten. Jahrhundertelang war das politische Bild Südosteuropas entscheidend vom Osten, vom Reiche Byzanz und der Türkei her geprägt gewesen.

Konstantinopel bildete den Mittelpunkt eines Reiches, das sich über Teile von drei Kontinenten erstreckte. Freilich hat der Schwerpunkt dieses Gefüges nur selten in seinen europäischen Besitzungen gelegen, wenngleich diese auch Jahrhunderte im Dasein des Gesamtstaates die ausschlaggebende Rolle spielten. Über den Einfluß, den das byzantinische und Otto-

manische Reich auf die Völker des Balkan- und Donauraumes ausgeübt haben, bedarf es an dieser Stelle keiner weiteren Erklärung. Dieser Einfluß reichte bis weit hinein ins 19. Jahrhundert, also in einen Zeitraum, in dem die übrigen europäischen Völker bereits ihre Entwicklung zum modernen Staat hinter sich hatten. Dies macht es verständlich, daß der Begriff „Orient", vom Westen aus gesehen, sich so lange erhalten konnte.

Orient als Begriff europäisch-politischen Denkens

Vor allem in der österreichisch-ungarischen Monarchie wirkte das Bewußtsein der Bedrohung durch die Türken psychologisch noch lange nach. Die einstige Grenze des Osmanischen Reiches, jene wesensbestimmende west-östliche Scheidelinie, bedeutete noch lange Zeit, psychologisch gesehen, ein Hindernis, über das sich die Begriffsbildung nicht hinauszuwagen getraute. Immer war die Gefahr aus dem Osten gekommen, und so hatte man sich daran gewöhnt, den Raum vom Osten her zu sehen. Dieser Blickpunkt entspricht auch der deutschen „Orientpolitik", gemessen an dem geringen preußisch-deutschen Interesse an der Gestaltung dieses Raumes. Von England aus gesehen, war der Südosten im 19. Jahrhundert nur insoweit von Belang, als er einen Faktor in der englischen Dardanellenpolitik darstellte. Rußland und England standen sich an den Meerengen gegenüber im Wettlauf um die Beerbung des „kranken Mannes am Bosporus". Wer aber jemanden beerben will, der muß sich in dessen Rolle versetzen, und so ist es durchaus begreiflich, daß sich in London die ost-westliche Schau zumindest bis zum Weltkrieg, im Grunde jedoch bis zur Gegenwart erhalten hat.

Donauraum

Erst mit dem immer deutlicher werdenden Zerfall der alten Türkei trat Wien zunehmend in den Vordergrund. Von hier aus entwickelte sich der Begriff des „Donauraumes". Grundlage hiefür war die Raumeinheit des Donaubeckens, erweitert durch seine Randlandschaften. Von dem geographischen Begriff entwickelte sich der Donauraum zu einem wirtschaftlichen und politischen Programm. In dem Maße, in dem die Außenpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie die Durchdringung des gesamten Südostraumes anstrebte, vertiefte und erweiterte sich dieser Begriff. Er entsprang also einer west-östlichen Schau und war getragen von dem Kolonisations- und Ordnungswillen Wiens.

Neben dem „Donauraum" führte der Begriff „Balkan" ein eigenes Leben, jedoch weniger im Sinne einer politischen als vielmehr einer gewissen bürgerlich-moralischen Kategorie. Man wollte mit diesem Ausdruck jene gewisse Distanz bezeichnen, die zwischen dem zivilisierten Mitteleuropa und dem „balkanischen Orient" bestand. Immerhin muß festgehalten werden, daß auch dieser Balkanbegriff sich über den geographischen Tatbestand hinaus erstreckte. Im politischen Sprachgebrauch des Deutschen Reiches hielt sich bezeichnenderweise der Ausdruck „Orientpolitik" bis zum Weltkrieg (offizieller Sprachgebrauch des Auswärtigen Amtes), während der Begriff „Donauraum", ursächlich bedingt durch das Verhältnis des Reiches zur österreichisch-ungarischen Monarchie und der von Bismarck angestrebten Aufgabenteilung, vorwiegend in wirtschaftlicher Hinsicht Verwendung fand.

Mitteleuropa — das Werden der Großraumwirtschaft

Als ein von den Nöten der Blockade im Weltkrieg bestimmtes Objekt trat mit einem Buche Friedrich Naumanns das Problem „Mitteleurpa" als moderner politischer, wenn auch vorwiegend wirtschaftlich bedingter Plan in das Blickfeld der öffentlichen Diskussion. Die

Konzeption Naumanns schritt mit kühnem Schwung über die bisherigen historischen und politischen Schranken hinweg zur Forderung einer Großraumwirtschaft, die das gesamte Südosteuropa einbeziehen sollte. Wenn sich in der Folgezeit im politischen Sprachgebrauch auch der Begriff „Mitteleuropa" für die Erfassung der Balkan- und Donaustaaten nicht durchgesetzt hat, so wurde er doch in der wissenschaftlichen Diskussion weiter behandelt und besitzt heute, nach der grundlegenden Änderung der europäischen politischen Situation wiederum einen bedeutungsvollen Klang.

Erst die völlige staatliche Neugestaltung Mittel- und Osteuropas durch die Pariser Vorortediktate führte zu einer Abkehr von den alten Begriffen und Vorstellungen. Infolge der politischen und wirtschaftlichen Zerrissenheit, die das Ergebnis der neuen „Ordnung" war, ergaben sich zunächst keine Voraussetzungen für eine den gesamten Südostraum umfassende Begriffsbildung. Gewinner und Verlierer, antirevisionistische und Revisionsstaaten standen einander unversöhnlich gegenüber. Die natürlichen Beziehungen der Völker dieses Raumes zur europäischen Mitte sollten nach dem Willen der Westmächte zerrissen und unterbunden werden. Ein politisches und wirtschaftliches Chaos war die Folge. Alle Versuche der Westmächte, mit Hilfe neuer Staatenzusammenschlüsse und Regionalpakte, wie Kleine Entente und Balkanbund, eine politische Neugruppierung in Südosteuropa vorzubereiten, führten nicht zu schöpferischen Formen. Sie waren höchstens geeignet, die bestehenden Spannungen zu festigen, da diese Bündnisse den natürlichen politischen und wirtschaftlichen Belangen ihrer Mitgliederstaaten nicht entsprachen, da sie ja nur zur Schaffung und Aufrechterhaltung eines gegen das Deutsche Reich gerichteten Systems entstanden waren. Im Vokabular des Westens gibt es auch heute noch keine Einheitlichkeit. Orient, Donauraum, Balkan, Südosteuropa werden ohne Abgrenzung und Wertung gegeneinander ziemlich willkürlich verwendet.

Der deutsche Begriff: Südosteuropa

Die neue politische Begriffsbildung „Südosteuropa" geht einzig und allein von Deutschland aus. Sie knüpfte zunächst an eine geographische Tatsache an. Ein eigenes und neues Gepräge erhielt sie mit dem Wandel in der Einstellung Deutschlands zu den Völkern und Problemen dieses Raumes, der sich in den Nachkriegsjahren allmählich durchsetzte. Alte Urteile und Vorurteile wurden beiseitegeräumt, und man entdeckte die starken Bindungen, die einst nach dem Osten bestanden hatten, gewissermaßen neu. Die nationalsozialistische Bewertung des Volkes als der entscheidenden politischen Größe schuf völlig andere Voraussetzungen für die Verhältnisse der Wesenheit des südöstlichen Völker- und Staatengefüges. Sie löste das starre staatliche System der Vorkriegszeit auf und eröffnete eine neue Welt der Beziehungen zwischen den Völkern und der Einstellung des deutschen Volkes zu den Problemen seiner Umwelt.

Sehen wir einmal ab von der Interessenlage der an Südosteuropa angrenzenden Großmächte und der dadurch bedingten verschiedenartigen Bewertung der einzelnen Teile dieses Raumes, so lassen sich erstmalig in der Geschichte Südosteuropas eindeutige Anzeichen im politischen Bewußtsein dieser Völker erkennen, die bisher bestehenden Gegensätzlichkeiten abzubauen und von innen heraus zu einer Zusammenarbeit zu kommen: denn weder den mittelalterlichen bulgarischen und serbischen Reichen noch den kleinen Staaten des 19. und 20. Jahrhunderts war es gelungen, ihren Raum selbst nach gewissen allgemeinen und einheitlichen Gesichtspunkten zu organisieren oder auch nur die Vorherrschaft eines Staates dauernd zu stabilisieren. Alle Gliederungs- und Ordnungsversuche kamen von außen. Freilich standen die Völker und stehen auch heute noch vor schier unüberbrückbaren Gegensätzen, die eine echte Zusammenarbeit unmöglich zu machen scheinen.



Gemeinsamkeiten wider Willen

Denken wir nur an das ungarisch-rumänische oder an das bulgarisch-griechische Verhältnis, um nur die auffälligsten Spannungen der letzten Entwicklung zu nennen. Auf der anderen Seite hat jedoch die Enttäuschung über das Versagen der vom Westen übernommenen verfassungsrechtlichen, staatlichen und wirtschaftlichen Prinzipien eine konkrete Schicksalsgemeinschaft erzeugt, auch wenn sie den Völkern teils noch garnicht bewußt sein mag. Sie wirkt sich auf Schritt und Tritt aus. Wir denken hierbei an den Kampf gegen den Bolschewismus in den ersten Nachkriegsjahren und in den letzten Monaten, an den Zusammenbruch der parlamentarisch-demokratischen Regierungssysteme und ihre Ersetzung durch autoritätstaatsähnliche Formen, an das Versagen der vom Westen überfremdeten Herrschaftsclique und, nicht zuletzt, an den Zusammenbruch des vom Westen angeregten Staatensystems der Zusammenschlüsse der Kleinen Entente und des Balkanbundes, der mißglückten Donauraumprojekte und des gesamten Ostpaktsystems. Vor allem aber vergegenwärtige man sich die Auswirkung der mißlungenen englischen Versuche seit 1939, eine Blockbildung aller Balkan- und Donaustaaten auf der Grundlage der Versailler Territorialordnung herbeizuführen, ein Projekt, das den Keim des Todes von vornherein in sich trug.

Uns soll hier aus der Fülle dieser Merkmale nur das territoriale Problem im engeren Sinne beschäftigen. Wie oft haben wir in den vergangenen Jahren feststellen müssen, daß die Verzahnung der Volkstümer in Südosteuropa eine allen Seiten gerecht werdende territoriale Lösung so gut wie ausschließt! In der Diskussion ist bisher im wesentlichen nur ein Mittel genannt worden, um diesem Übel abhelfen zu können: die Umsiedlung. Doch wir wissen gerade auf Grund der Erfahrungen aus den gewaltigen volksdeutschen Umsiedlungen von 1939 und 1940, was dieses Vorhaben an organisatorischer Kraft und an finanziellen Mitteln kostet! Bei Umsiedlungsaktionen zwischen den kapitalarmen Südoststaaten würden daher sehr erhebliche Lasten in Kauf genommen werden müssen, die von vornherein den Erfolg in Frage stellen.

Neue Wertung der „Grenze"

Nun sind im Gefolge des gewaltigen geistigen Umbruches, der sich in ganz Europa vollzieht und gerade bei den Völkern des Südostens einen starken Widerhall gefunden hat, zunächst vereinzelt, dann aber immer häufiger Stimmen laut geworden, die dieses schwierige Problem aus dem Zustand einer festgefahrenen Diskussion auf eine ganz andere Ebene zu heben versprechen. Es geht dabei um den Begriff der Grenze, der Territorialität und somit letzten Endes um die Einheit Südosteuropas. Ein bekannter rumänischer Wirtschaftspolitiker nannte das Phänomen „Durchsichtigkeit der Grenzen".

Mangels eigenständig entwickelter politischer Volksbegriffe haben die Völker Südosteuropas schon im 19. Jahrhundert die Elemente des französischen Nationsbegriffes und dessen entscheidende Merkmale der Relation zwischen Bevölkerung und Territorium übernommen (Ungarn bildet hierbei nur in gewisser Hinsicht eine Ausnahme, da es auf eine stark betonte historische Staatsideee zurückblicken konnte, jedoch die Elemente des französischen Nationsbegriffes seit der Revolution von 1848 aufs engste mit der St.-Stephans-Staatsidee verschmolz). Bei der Zerschlagung der Donaumonarchie und des Osmanischen Reiches sollten zwar die Grundsätze des Selbstbestimmungsrechtes der Völker in Anwendung kommen, aber, abgesehen davon, daß diese amerikanische Parole ja auch nur auf dem demokratischen Volksbegriff fußte und daher ebenfalls nicht geeignet gewesen wäre, das politische Volksproblem in Südosteuropa zu lösen, kümmerte sich bei der Festsetzung der Grenzen und der Einrichtung der neuen Staaten kein Mensch um die Punkte Wilsons. Das Staatensystem von Versailles, Trianon und Neuilly entstand ausschließlich im Zeichen der Vorherr-

schaft der Territorialität. Bedeutung und Macht eines Staates sollte sich im Umfang seiner Grenzen und in der Größe seiner Bevölkerungszahl dokumentieren.

Indem man dieses Prinzip zur Allgemeingültigkeit erhob, legte man den Keim für den Untergang dieser „Ordnung". Wo dem einen Staat etwas gegeben wird, muß dem anderen etwas genommen werden. So richtete sich hinfort das Augenmerk der Völker allein auf die Grenze, einerseits, um sie zu zerstören, anderseits um sie mit allen Mitteln und selbst gegen jede Vernunft zu halten. Die Grenze erschien als „höchster Wert". Sie war das schlechthin Absolute. Eine Änderung der Grenzen mußte somit an die Grundlagen des Staates überhaupt rühren. Das Denken der Menschen wurde so einseitig nach dieser Richtung gelenkt, daß jede andere Überlegung darüber in den Hintergrund trat. Nur unter diesem Gesichtspunkte ist das unheilvolle geistige und moralische Chaos zu erklären, in das die Völker hineingeraten waren.

Von der Volksordnung zur Erfüllung des Lebensrechtes

Seit 1938 sind die Grenzen in Südosteuropa abermals durcheinandergekommen. Sind sie nun ewig? Das wird sicherlich niemand behaupten wollen. Sind sie besser? Dieses Urteil wird die Geschichte zu fällen haben. Aber eines wissen wir: wie immer die Grenzen verlaufen, völkische Ungerechtigkeiten wird es hüben und drüben auch weiterhin geben! Allein das ungarisch-rumänische Verhältnis bildet hiefür genügend Beweis. Eine endgültige und wahrhaft positive Wendung kann und wird erst eintreten, wenn das Prinzip der Territorialität nicht mehr jene ausschlaggebende Rolle spielt, die es bisher hatte. Wie rasch sind die Grenzen verändert worden, wie gering ist ihr bleibender Wert! Bestand hat allein die Volksordnung! Wo diese echte, von einer einheitlichen Idee getragene Volksordnung besteht, da kann die Grenze kein Übel mehr anrichten.

Das Wachstum der Völker geht nicht nur in die Breite, sondern es geht ebenso in die Höhe und in die Tiefe. Es sind nur selten biologische Fragen gewesen, die bei den durch viele Kriege dezimierten Völkern des Südostens eine Ausdehnung der Grenzen erforderlich machten. In erster Linie war es nationaler Ehrgeiz, Prestige und Macht. So wichtig diese Faktoren auch für das politische Dasein eines Staates sein mögen, den Ausschlag können und werden sie nicht geben. Das Wachstum in die Höhe heißt Kultur und Organisation, das Wachstum in die Tiefe Sozialismus und völkische Toleranz. Es mag Bezirke im Bewußtsein der Völker geben, in denen die Respektierung des Lebensrechtes eines anderen Volkes zur unerträglichen psychologischen Belastung führt. Dort mag die reinliche Scheidung der einzige Weg zur Ordnung sein. Auf allen anderen Gebieten aber liegt noch eine breite und lange Strecke vor uns, an der die Meilensteine nach dem Grade der Bereitschaft zur inneren Organisierung und der Höherentwicklung aller völkischen Werte nach innen und außen gesetzt sind.

Die Schaffung einer gerechten sozialen Struktur, die Hebung des sozialen Niveaus der Masse der Bauernbevölkerung sind seit Jahren die Forderungen aller aufbauwilligen jungen Kräfte der Südostvölker gewesen. Bei der engen Verquickung von sozialem und nationalem Bekenntnis in jenen Grenzgebieten, wo eine eindeutige völkische Entscheidung noch nicht gefällt wurde, erweist sich diese Forderung zugleich auch als ein zwischenvölkisches, ordnendes Element. Eine ganz besondere Bedeutung kommt der sozialen Frage in Ungarn zu. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle im einzelnen darzulegen, inwieweit die soziale, geistige, wirtschaftliche und staatliche Struktur Ungarns sich in die Gesamtheit der südosteuropäischen Entwicklung einfügt.

Praktisch entscheidend bleibt, daß bei den Nachbarvölkern und -staaten Ungarns ein auf der St.-Stephans-Idee gegründeter staatlicher Vorherrschaftsanspruch auf Wider-



stände stößt. Damit erfährt zwangsläufig die Wirkungsmöglichkeit des kulturellen und politischen Potentials, das Ungarn einst in Südosteuropa darstellte, eine Minderung. Die *historische Aufgabe* Ungarns bestand in der *Mittlerrolle* des abendländisch-christlichen und europäischen Geistes zu den Völkern des „Orients". Diese Aufgabe ist *gelöst*. Heute, nach der Überwindung des „Orients", hat der Südostraum in seiner *Gesamtheit Anschluß an die europäische Entwicklung* gefunden. Damit ist aber auch der Weg frei zur Ordnung dieses Raumes nach *einheitlichen* Prinzipien. Je klarer diese von den Völkern selbst erkannt und entwickelt werden, um so geringer werden die Schmerzen beim Neuformungsprozeß sein.

Somit gewinnen wir zum Begriff „Südosteuropa" erstmalig einen *gesamteuropäischen Zugang*, denn das, was sich hier abspielt, ist ja nichts anderes als die Formung einer Teileinheit des viel größeren Ganzen in der gewaltigen Revolution der Herzen und des Geistes, die sich in unseren Tagen vollzieht. Südosteuropa, das heißt: unter Ausschaltung *raumfremder* Einflüsse, Wahrung der durch Geographie, Geschichte, Schicksal und Bekenntnis bestimmten *Eigengesetzlichkeit* der Völker und Staaten im Südosten des *einheitlich geführten und organisierten Europas* der Zukunft.

Die St.-Stephans-Krone

In der madjarischen Öffentlichkeit tritt immer wieder der geradezu fanatische Glaube an die *ideenmäßige Macht der St.-Stephans-Krone* in Erscheinung. Er beherrscht heute im stärkeren Maße denn je weiteste Kreise als sichere Überzeugung, auf der Grundlage dieses leidenschaftlich geforderten Bekenntnisses würden auch die schwierigsten Verhältnisse überwunden werden, wie sie für den ungarischen Staat zum Beispiel aus der Wiedereingliederung von Gebieten unvermeidlich erwachsen, die infolge des Zwangsvertrages von Trianon eine mehr als zwanzigjährige Sonderentwicklung gegenüber dem Reststaate erlebten. Es wäre oberflächlich und falsch, in dieser Staatstheorie nur die Begründung für die regionalen Ansprüche des Madjarentums im Karpatenraume sehen zu wollen, um so mehr als dieser Raum nicht ohne weiteres der vielgebrauchten Formel von den „Grenzen des tausendjährigen Reiches" gleichzusetzen ist. Im Gegenteile tritt dabei immer stärker die Forderung nach der Voranstellung des Bekenntnisses zur Staatsidee in ihrer nationalmadjarischen Ausprägung für alle Glieder des Staates, also auch für die nichtmadjarischen Staatsangehörigen in Erscheinung.

So kommt es, daß in einer Zeit, in der der madjarische Nationalismus durch die Erfolge der Außenpolitik zweifellos starken Aufschwung erlebt, auch die Idee der „Heiligen Krone" erneut in den Dienst des Staatsgedankens gestellt und insbesonders zur Überwindung des — aus den Fehlern der Vergangenheit — brennend gewordenen „Nationalitätenproblems" herangezogen wird. Der mystische Glanz der Stephanskrone soll aufs Neue die Bindungen jahrhundertelangen Zusammenlebens vertiefen, die durch die Belebung des *Volkstumsgedankens* naturgemäß *neuen Sinn* und in den nichtmadjarischen Volksgruppen die Forderung nach ungehemmter Eigenartentwicklung innerhalb des Staatsgedankens erfahren haben. Die madjarische Führungsschicht greift daher wiederum die Formen auf, die dem Gedanken der Einheit des Raumes am nächsten kommen und sucht so der „tausendjährigen Idee" neuen Glanz zu verleihen.

Allerdings hatte die Zeit des Liberalismus und der parlamentarischen Kämpfe im 19. Jahrhundert die Idee der „heiligen Krone" stärker zurücktreten lassen und an Stelle des „*territorialen Einheitsgedankens*" den der „*Einheitlichkeit des Staats-*

rechtes" gesetzt. Man hat die Gefahren dieser Wandlung erkannt und erhebt nun gegen diese jüngstvergangene Epoche vielfach den Vorwurf, sie sei vom „tausendjährigen Weg des Gedankens der heiligen Krone" abgekommen und habe damit erst manche Verirrung dieser vergangenen hundert Jahre entstehen lassen. So sind neuerdings wieder die namhaftesten Rechtshistoriker Ungarns bemüht, diesen frühen Weg freizulegen und damit der früh geformten Staatsidee auch wiederum die Anziehungskraft vergangener Zeiten zu sichern.

Christlicher König und Gotterwählter

Diese besondere Entwicklung wäre nicht möglich gewesen ohne den fast mystischen Glanz eines Sendungsgedankens, der schon im frühen Mittelalter vom werdenden ungarischen Königtum seinen Ausgang genommen hat und damals die Kraft besaß, den nomadischen, europafremden Stammesadel an die neuen Aufgaben im Donaubecken zu binden. Es ist nur ein Beweis für die hohen Fähigkeiten Stephans des Heiligen als Begründer des Staates, daß er, um die neuerworbene Macht im pannonischen Raume in den Rang der großen, christlichen Herrschaftsbereiche des Abendlandes zu heben und seine Stellung zwischen Ost und West zu sichern, Kaiser Otto III. und Sylvester II., den Franzosen auf dem Stuhle Petri, dafür gewann, ihm die Königskrone zu verleihen, ohne in seinem dem Abendlande noch fremden Volke damit die heidnisch-theokratische Vorstellung eines „Gotterwählten" auszutilgen. Denn für das Madjarentum bedeutete diese Wendung zum Westen in der Übernahme der Staatsform, wie der christlichen Lebensinhalte und Kulturgestaltung ein völliges Loslösen vom vererbten Wesen und allen östlichen, asiatischen Bindungen. Nur angesichts der politischen Unabhängigkeit Ungarns in dieser Frühzeit war es möglich, die mit der Christianisierung Hand in Hand gehenden universalkirchlichen Abhängigkeiten des neuerrichteten Episkopates an den Kaiser als weltliches Oberhaupt der Kirche — wie sie zum Beispiel in der Entsendung des Erzbischofs Ascherich Ausdruck fand — nicht übermächtig werden zu lassen. Im Gegenteile verstärkten gerade solche sichtbaren Verknüpfungen der geistlichen Macht mit dem Abendlande den neuerstehenden „Gottes-Gnaden-Begriff" des christlichen Herrschers, der gegen die noch nicht völlig überwundenen christenfeindlichen Rückschläge im Innern des Staates daraus an Kraft gewann. So wurde die Verleihung der Königskrone durch die höchsten Häupter der christlichen Kirche und die Überbringung und Krönung durch den Erzbischof als Vertreter des Papstes — wahrscheinlich am Weihnachtstage des Jahres 1000 — zum Ausgangspunkt einer für die weitere Entwicklung des Madjarentums entscheidenden Staatstheorie, die in ihrer Art einzig ist. Das Symbol der königlichen Macht wurde durch die Verleihung des großen Vortragkreuzes als Sinnbild der Bekehrungsaufgabe ergänzt.

So erscheint der Gedanke der heiligen Krone zwar gleich alt wie das Königtum in Ungarn überhaupt, aber er ist nicht als „typisch madjarisch" anzusehen, sondern ist abendländisch und römisch-kirchlich. Schon seit dem 9. und 10. Jahrhundert brachte die Kirche durch den sakralen Weiheakt der Krönung mit einem Diadem symbolisch die durch den Gekrönten von Gott gewonnene Macht zum Ausdruck. Und es zeigte sich, daß gerade die Großen des ungarischen Königtums stärker als die des Deutschen Reiches für diese Idee empfänglich waren und damit der Krone jenen Glanz verliehen, der sie schon im frühen Mittelalter zum Symbol besonderer Art werden ließ. Es tat dieser Idee keinen Abbruch, daß die Krone in dieser Frühzeit Eigentum des Königs war und nur die die königliche Macht stützenden Güter als „Güter der Krone" bezeichnet wurden. Der Nachglanz der Verleihung der Krone als Geschenk des obersten geistlichen Hauptes der Christenheit blieb lebendig und ließ sie zur „heiligen" Krone werden.

Dieser „Ursprung aus der göttlichen Macht" blieb auch für alle späteren Zeiten richtunggebend. Er hob das madjarische Königtum von Anfang an weit über die Verleihungen bloßer Titel hinaus, wie sie an die Fürsten von Kleinvölkern mehrfach erfolgten. Wie stark sich dieser Gedanke selbst gegenüber dem geistlichen Statthalter Christi auf Erden erwies, zeigt uns die sehr bald wirksam werdende Ausdeutung der oben erwähnten Verleihung des Kreuzes durch Papst Sylvéster II., die der Verleihung des Privilegs eines apostolischen Legaten für den König als Träger der Krone gleichgesetzt wurde. Man leitete daraus die Ermächtigung ab, die inneren kirchlichen Verhältnisse in Ungarn selbständig zu ordnen. Daran ändert es auch nichts, daß unter Kaiser Heinrich II., der den ins Ungemessene schweifenden universalistischen Plänen Kaiser Ottos III. den Willen zur Stärkung der deutschen Macht entgegensetzte, sich die Stellung des Erzbischofs in Ungarn, die bisher von der Reichskirche völlig unabhängig war, der der Kirchenfürsten des Reiches annäherte. Der Mythos der Krone wurde dadurch nicht berührt und entwickelte sich in der Folgezeit zur Grundlage der gesamten Staatsauffassung.

In jüngster Zeit hat der bekannte ungarische Historiker Julius Szekfü, veranlaßt durch madjarische Veröffentlichungen zu dieser Frage der heiligen Krone, insbesondere vom rechtshistorischen Standpunkte aus, Stellung genommen. Auch für ihn ist die geweihte Krone Stephans das Symbol des Königtums schlechthin auf universalistisch-christlicher Grundlage. Daher vertritt auch er die Auffassung, daß mit dem Akt der Krönung der König die Rechte des weltlichen Statthalters Christi in seinem Reiche erworben habe. Gelehrte wie Bálint Hóman gehen in den Unterscheidungen weiter und erklären, weder der römisch-deutsche Kaiser noch der Kaiser von Byzanz wären in der Lage gewesen, diese Verleihung in gleichem Maße wirksam zu machen, denn nur der geistliche Statthalter Christi auf Erden habe die „Fähigkeit" des Fürsten zur Königswürde mit der Übersendung der Krone anzuerkennen vermocht. Gerade darin liege der wesentliche Unterschied gegenüber der Wahl, der Ernennung oder der Vererbung. Aus diesem Grunde sei die Stephanskrone ein religiöses Symbol. Der in Frankreich gefallene, um die historische Forschung in Ungarn hochverdiente Konrad Schünemann lehnte demgegenüber solche Unterscheidungen als unwesentlich ab, weil durch Tatsachen erwiesen sei, daß der Verleihung lange Verhandlungen mit Kaiser und Papst vorausgegangen seien, die eine gewisse Abhängigkeit Ungarns — wenn auch nicht als Lehensverhältnis — bewirkten. Er vermutete, daß auch die Heirat Stephans mit Gisela von Baiern ein Glied in der Kette dieser Vereinbarungen bildete.

Zweifellos entsprach die Auffassung der weltlichen Statthalterschaft Christi als Ausfluß der Würde des gekrönten Königs den Anschauungen der Jahrtausendwende. Sie kommt auch klar in den sogenannten Ermahnungen Stephans an seinen Sohn Emmerich zum Ausdruck: „Die königliche Würde verlangt, daß einzig nur Katholisch-Gläubige sie innehaben." Damit wird auch die heilige Krone zum Sinnbild der königlichen Rechte. Sie selbst bedeutet die königliche Würde und schließt in weiterer Steigerung dieser Inhalte in ganz besonderer Entwicklung dann sogar die Ausübung der Rechte in sich. Damit ist man bei einer neuen Stufe angelangt, für die das 13. und 14. Jahrhundert die entscheidenden Ansätze zeigt. Nur der König, der mit der heiligen Krone gekrönt ist, erscheint zur Ausübung seiner königlichen Gewalt berechtigt und im Stande. Die sinnbildhafte Zeremonie der Krönung ist die Voraussetzung für die Besitznahme von Rechten.

Die Anfänge dieser Anschauungen im madjarischen Staatsleben lassen sich schon in die Arpadische Zeit zurückverfolgen. Sie sind wohl als allgemein gültiges Ideengut des germanischen Abendlandes auch in Ungarn heimisch geworden, wie sie uns auch überall im deutschen Rechte entgegentreten. Wir erinnern nur an ein besonders bekanntes Beispiel, die mit der Herzogseinführung in Kärnten auf dem Zollfelde verbundene Huldigung, die nur erfolgte, wenn der Fürst auf dem Herzogsstuhle saß und damit sinnbildlich die Macht übernahm.

Eigenleben der Krone als Machtsymbol

Aber mit dem Ende des 14. Jahrhunderts setzt eine wesentliche Änderung in der weiteren Entwicklung ein. Sie erklärt sich zum Teil aus den inneren Verhältnissen Ungarns in jener Zeit. Die Königswirren weckten den Machthunger der „Großgrundbesitzer", das ist des Hochadels. Als der König von den Reichsbaronen gefangengehalten wird, und diese selbst die Macht ausüben, erklären sie die heilige Krone als „Subjekt der Macht". Die Urkunden erhalten das Siegel der heiligen Krone. Aber die Krone Stephans war gar nicht in ihren Händen, und so übertrug man für die Zwischenzeit ihre Symbolkraft auf eine neue Krone, und die Herrscher, die mit dieser Krone gekrönt wurden, empfingen sie — und damit die königliche Gewalt — nach dem Willen der Stände. Nun gehörte aber die Krone auch nicht mehr dem König, sondern dem gesamten Lande, und sie wird damit zur „Krone des Reiches". Ebenso gelang es aber auch dem Adel in immer weiterem Maße, an dieser Macht und damit an der Kraft der Krone teilzuhaben.

An dieser entscheidenden Stelle tritt nun zum erstenmal der Integritätsgedanke, aus dem Symbol der Krone entwickelt, hervor. Trennt jemand Gebiete des ungarischen „Reiches der Krone" ab, so schädigt er nicht den König, sondern die Krone, die damit zur Beschützerin aller Staatsgewalt wird. Hier setzt sich die Auffassung der Krone als „Subjekt der Staatsgewalt" endgültig durch.

Der Schöpfer des Tripartitums, des Gesetzbuches von 1504, Stephan Werböczy, war es nun, der endgültig die Lehre von der heiligen Krone in territorialer wie personeller Hinsicht formte. Ferenc Eckhart hat nun diese Entwicklung in seinem von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (1941) herausgegebenen großen Werke über die „Geschichte der Idee der heiligen Krone" in allen ihren Einzelheiten klargelegt und wird damit zweifellos wesentlich zur Überwindung ihrer liberalistischen Ausdeutung beitragen. Es kommt ihm besonders darauf an, darzustellen, daß Werböczy die Idee der Krone mit dem Begriff des Staatskörpers verknüpfte und sie noch dadurch bereichern konnte, daß jeder Adelige Glied der heiligen Krone gewesen sei. Damit war allerdings der ursprüngliche Begriff, der dem gekrönten König von Gott übertragenen Machtstellung, endgültig beseitigt, aber die Theorie der unlösbaren Verbundenheit aller Gebiete, die der „Krone" einmal unterstellt waren, nachher aber abgetrennt wurden, war damit wirksam geformt. Als Beweis dafür wurde stets die zusammenhaltende Kraft der Krone während der Türkenzeit gezeigt, wenn auch nicht zu leugnen war, daß dieser Weg bereits in gefährlicher Weise von der mystischen Kraft der Frühzeit wegführte. In den Reformationslandtagen 1790 bis 1792 tritt dann die Krone sogar völlig hinter den Begriff der „Integrität des Landes" zurück. Der Rationalismus bricht sich völlig Bahn und beherrscht die Auffassungen des 19. Jahrhunderts auch in dieser staatsrechtlichen Frage.

Das abstrakte Denken des 18. Jahrhunderts bringt es schließlich dahin, daß man in der Krone eine „moralische Persönlichkeit" erblickt: Man spricht vom Willen der heiligen Krone, von ihrem Besitztum und Recht und von ihren Entschlüssen.

Die Zerreißung Ungarns durch Trianon hat den in der Zeit des Materialismus und der parlamentarischen Kämpfe verblaßten Begriff der heiligen Krone wieder neu aufleben lassen. Ungarn blieb ein Königreich, auch nach dem Tode des gekrönten Königs Karl. In diesem Zeitpunkte erwies sich die mystische Kraft der Stephanskrone erneut als Träger der Revisionsforderungen, und die seither stark angefachte Werbung für die Idee der Stephanskrone, als Anspruch auf die Menschen, wie den Raum des pannonischen Beckens, unabhängig von der stammlichen Zugehörigkeit zum Madjarentum, zeigt, daß sie von der Person des Königs völlig gelöst und zu einem Werkzeug nationaler Staatsführung geworden ist.

K.

Rumäniens Kampf gegen das Judentum

Von Dr. Fritz Ruland

Rumänien ist an der Seite Deutschlands in den Kampf gegen den Bolschewismus eingetreten. Wer die Geschichte des rumänischen Volkes und Staates kennt, weiß, daß der rumänische Soldat um mehr als die im vorigen Jahre von den Sowjets erpreßten Gebiete Buchenland (Bukowina) und Bessarabien kämpft. Das rumänische Volk ist angetreten, seine seit eineinhalb Jahrhunderten durch Gebietsraub und nicht eingehaltene Verträge verletzte Ehre wiederzuerringen.

Daß der Kampf des Reiches gegen Moskau gleichzeitig ein Kampf gegen das Weltjudentum als den stärksten Verbündeten des Bolschewismus ist, hat sich bereits in den ersten Tagen des Ringens an der Südfront, wo deutsche und rumänische Truppen vereint marschieren, gezeigt. Jüdisch-kommunistischer Pöbel der Moldaustadt Jassy wagte es, auf deutsche und rumänische Soldaten zu schießen. Die rumänische Regierung griff daraufhin sofort zu schärfsten Maßnahmen gegen jüdische Kommunisten und drohte bei geringstem Anlasse allerschärfste Repressalien an. Dieser für die politische Gesinnung des rumänischen Judentums so bezeichnende Vorfall in Jassy erregte in der rumänischen Öffentlichkeit ungeheures Aufsehen. Dies ist um so begreiflicher, als man sich nur zu genau an die Zeit erinnert, in der die jüdische Bevölkerung der Moldau die Angliederung dieser alten rumänischen Landschaft an Großrumänien mit allen Mitteln zu verhindern suchte und das Judentum der Bukowina im Schutze der im vorigen Jahre dort eindringenden sowjetischen Truppen auf das sich zurückziehende rumänische Militär das Feuer eröffnete. Welch gefährlichen innerpolitischen Gegner das Judentum in Rumänien darstellt, mag man allein schon an seiner zahlenmäßigen Stärke erkennen. Hierüber gibt uns die Arbeit von Dr. Schuster: „Die Judenfrage in Rumänien", erschienen 1939*, ein erschütterndes Bild.

Wenn im Mittelalter und in den beiden ersten Jahrhunderten der Neuzeit Gewerbe und Handel des Südostraumes weitgehend in deutschen Händen lag und die meisten der größeren Städte des Raumes um die Donau ihre Blüte dem Fleiße deutschen Bürgertums verdankten, so änderte sich diese deutsche wirtschaftliche Vormachtstellung im Laufe des 19. Jahrhunderts, und zwar zugunsten eingewanderter Armenier, Griechen und Juden. Wie gering der jüdische Bevölkerungsanteil noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts war, ersehen wir aus der Tatsache, daß im Jahre 1720 zum Beispiel Ungarn insgesamt nur 12 000 Juden zählte, was einem Bevölkerungsanteil von 0,5 v. H. entsprach.

Die Teilung Polens im Jahre 1772 löste nun aus dem an Österreich gefallenen Teile Galiziens einen jüdischen Wanderstrom nach Süden zu aus, der zunächst das Buchenland überflutete. Wie rasch sich das galizische Judentum hier eine Ausgangsstellung zum Einbruch in den Donauraum aufbauen konnte, bestätigt uns der rumänische Historiker N. Jorga in seinem Werke „Geschichte des rumänischen Volkes", wenn er schreibt: „Die Stadt in der Bukowina oder der ihr ähnliche Marktflecken bildet ausschließlich einen Stützpunkt für das erobernde vordringende Judentum. Kleine Buden mit rührigen, schmutzigen Kaufleuten ärmster Sorte bilden ihre wesentliche Zierde. So ist der kleine Jude überall Herr." In Czernowitz, der Hauptstadt des Buchenlandes, betrug die Zahl der Juden zu jener Zeit 17 000, während keine andere Nationalität eine Seelenzahl von 10 000 erreichte. Als das Buchenland im Jahre 1775 an Österreich fiel und die josephinische Gesetzgebung die meisten der bisherigen Beschränkungen jüdischer Betätigung aufhob, war dem Einströmen der Juden in den Donauraum nicht mehr Einhalt zu gebieten. In zwei großen Wanderwellen schob sich um die Wende zum 19. Jahrhundert das Judentum gegen die Donau zu vor. Der

* Besprochen im „Volkstum im Südosten", 1939, Seite 222.

eine Vormarschweg ging in die rumänischen Fürstentümer Moldau und Walachei, während der andere Vorstoß über die Marmarosch nach Nordsiebenbürgen und die nordungarischen Komitate erfolgte.

Der ständig aus Galizien kommende Nachschub ließ die Zahl der Juden im Buchenland so rasch anwachsen, daß sich die österreichische Regierung bereits im Jahre 1786 genötigt sah, alle Betteljuden aus diesem ihrem jüngsten Regierungsbezirke auszuweisen. Wie stark das galizische Judentum trotz aller staatlichen Gegenmaßnahmen weiter vordrang, beweist uns die siebenbürgische Gesetzgebung gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Darnach hatten Freibauern und unbegüterte Edelleute 4, Häusler 3 und Fronbauern 2 Gulden als jährliche Kopfsteuer zu bezahlen, nicht seßhafte Juden aber 6 Gulden.

Zur beginnenden Verjudung der rumänischen Fürstentümer trug nicht zuletzt die Flucht zahlreicher Juden aus Rußland wegen der dort im Jahre 1827 eingeführten allgemeinen Militärdienstpflicht bei. Schon an Hand weniger Zahlenbeispiele können wir uns ein Bild von der Größe der semitischen Invasion machen. In der Moldau war die Zahl der Juden bis zum Jahre 1803 bereits auf 12 000 angewachsen. Infolge des Zustroms russischer Juden stieg die jüdische Bevölkerung der beiden rumänischen Fürstentümer im Zeitraum von 1827 bis 1831 von 24 000 auf 37 000. Im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung hatte sich der jüdische Bevölkerungsanteil in der Moldau vom Jahre 1803 bis zum Jahre 1831 von 2 v. H. auf 4,2 v. H. erhöht. Aber nicht nur die Moldau, die zuerst der jüdischen Überschwemmung anheimfallen mußte, sondern auch die ferner liegende Walachei konnte schon zu letzterem Zeitpunkt eine beträchtliche Anzahl Juden ihr eigen nennen. Nach einem Bericht des österreichischen Konsuls zu Bukarest besaß die Hauptstadt der Walachei im Jahre 1831 bei einer Gesamtbevölkerung von 59 000 „etablierten Individuen" mehr als 2000 Juden.

Wenn allein diese wenigen Zahlenangaben uns ein recht anschauliches Bild von dem Eindringen des Judentums seit Ende des 18. Jahrhunderts geben, so lassen uns die Berichte aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine geradezu erschreckende Vorstellung von der ungehinderten Ausbreitung des jüdischen Bevölkerungselementes in Rumänien wie auch in Ungarn gewinnen.

Das Anwachsen des Judentums in der Moldau:

Jahr	Zahl der Juden	Jüdischer Bevölkerungsanteil
1803	12 000	2,0 v. H.
1859	118 992	9,0 „ „
1899	195 887	10,7 „ „

Ähnlich gestaltete sich das Umsichgreifen des Judentums in der Walachei. Während sich die übrige Bevölkerung im Zeitraum von 1860 bis 1899 durch Geburten und Zuwanderung um 56,95 v. H. vermehren konnte, weist die jüdische Bevölkerung eine Zunahme von 635 v. H. auf. Der jüdische Bevölkerungsanteil war in diesem Zeitraum von 4,9 v. H. auf 15,4 v. H. angestiegen!

In ebenso sprunghafter Weise hat das Judentum im innerpolitischen Leben Rumäniens seine Stellung auszuweiten verstanden. Es war daher nur ein Akt der Notwehr, wenn rumänische Regierungen gegen das politisierende Judentum Maßnahmen ergriffen.

So betrug z. B. unter 8800 Ärzten die Zahl der Juden 3147 bei einem Gesamtbevölkerungsanteil der Juden von etwa 10 v. H. In der Wirtschaft ist dieser Hundertsatz noch größer. Es ist daher erklärlich, daß man zunächst festzustellen suchte, wer als Emigrant anzusehen sei. Von 617 500 Juden, die im Jahre 1939 überprüft wurden, ist die rumänische Staatsbürgerschaft bei 36,5 v. H. abgelehnt worden. Als Stichtag gilt der 30. Dezember 1918. Nur jene Juden, die schon vor diesem Tage eingebürgert waren oder als Frontkämpfer anerkannt wurden, haben

nach den gesetzlichen Bestimmungen von 1940 das Recht, in öffentlichen Ämtern tätig zu sein. Der Landbesitz ist schon früher sämtlichen Juden verboten gewesen, dafür allerdings verstanden sie es als Großpächter und Geldleiher das Landvolk von den Städten her auszusaugen. Auch hier versuchten die Regierungen durch Gesetze gegen Wucher und Einrichtung von Kreditgenossenschaften dem Übel beizukommen.

In welch außerordentlichem Maße es dem Judentum trotzdem gelungen ist, Fuß zu fassen, zeigt die Tatsache, daß z. B. in der Moldau 23,6 v. H. der Gesamtstadtbevölkerung Juden sind.

Aber auch die westlichen Gebiete rumänischen Volkstums und Ungarn blieben von dieser Entwicklung nicht verschont. Die von vorwiegend rumänischem Volkstum bewohnten ungarischen Komitate **Marmarosch**, **Sathmar** und **Bihar** zeigen uns folgendes Bild:

Bevölkerungsentwicklung des Judentums im westlichen rumänischen Volksbereich:

Komitat	Jahr	Zahl der Juden	Jüdischer Bevölkerungsanteil
Marmarosch	1792	2000 bis 3000	4,0 v. H.
	1880	33 463	14,7 „ „
	1910	65 694	18,1 „ „
Sathmar	1792	1 200	2,0 „ „
	1880	20 891	7,1 „ „
	1910	29 468	7,4 „ „
Bihar	1792	300	0,1 „ „
	1880	21 187	4,8 „ „
	1910	32 462	5,0 „ „

Bevölkerungsentwicklung des Judentums in Ungarn:

Jahr	Zahl der Juden	Jüdischer Bevölkerungsanteil
1720	12 000	0,5 v. H.
1787	83 000	1,0 „ „
1808	130 000	1,5 „ „
1857	407 000	3,4 „ „
1910	909 000	5,0 „ „

Daß mit dieser Überflutung Rumäniens und Ungarns auch eine außerordentliche Gefährdung dieser Gebiete für das Eindringen der bolschewistischen Agitation gegeben war, ist längst erwiesen. Dies um so mehr, als gerade das Agrarproblem in diesem ganzen Raume nicht gelöst ist und der aus nationalen Gründen einsetzenden Industrialisierung keinerlei Krisenfestigkeit einer organisch gebauten Wirtschaftsentwicklung gegenüberstand. Daher hängt insbesondere in Rumänien die Frage des Judentums eng mit den Gefahren des Kommunismus zusammen.

Dr. Aurel **Pacurariu** schrieb am 3. Juli 1941 im „Bukarester Tageblatt" einen bemerkenswerten Artikel: „Rumänien und der Bolschewismus". Der Verfasser stellte zunächst fest, daß man bei der Betrachtung dieses innerpolitischen Kampfes drei Phasen unterscheiden könne, nämlich den Anschluß Bessarabiens an Großrumänien im Jahre 1918 trotz kommunistischer Gegenmaßnahmen, den erfolgreichen Kampf rumänischer Truppen gegen den kommunistischen Terror Bela Kuns in Ungarn und zuletzt den rein defensiven Kampf der rumänischen Staatsbehörden gegen die Agitation der Komintern in der Moldau seit dem Anschluß Bessarabiens an Großrumänien. Bezeichnender als diese Schematisierung des Kampfes Rumäniens gegen den Bolschewismus ist die von dem Verfasser immer wieder

gemachte Feststellung, daß allein die zahlreiche jüdische Bevölkerung Rumäniens eine aussichtsreiche Tätigkeit kommunistischer Agenten und Saboteure ermöglichte. Der „gesunde Bauerninstinkt des rumänischen Soldaten“ war es, der in den Jahren 1917/18 der roten Soldateska entgegentrat. Jassy und Czernowitz — letztere Stadt zählte 1936 57 v. H. Juden — wurden zu jüdisch-kommunistischen Hochburgen. Zu dem rumänischen Bauern, der in seiner Unverbildetheit den Juden instinktiv als völkischen Gegner erkannte und bereits vor dem Weltkriege in wiederholten Unruhen seinem nationalen Empfinden hierüber Ausdruck gab, gesellte sich in den Städten Rumäniens die antisemitische Bewegung unter Professor Cuza und vor allem die studentische Jugend, welche sich dem gemäß der außenpolitischen Orientierung Rumäniens nun auch weiterhin ausbreitenden jüdischen Einfluß in Wirtschaft und Politik mit aller Gewalt entgegenzustemmen versuchten.

Die wesentlichste Schwierigkeit bei der Lösung dieser lebensnotwendigen Frage des rumänischen Volkes und Staates bildete von Anfang an die zahlenmäßige Stärke des Judentums. In Europa besaß Rumänien nach dem ehemaligen Polen den höchsten Prozentsatz jüdischen Bevölkerungselementes. Nicht nur die Städte der Moldau, des Buchenlandes und der Walachei, sondern auch die westlichen Gebiete, die früher zu ~~Rumänien~~ gehörten, waren äußerst stark jüdisch durchsetzt. So hatten nach Angaben von Radulescu (1935) die Bezirke Maramuresch 27,7 v. H., Satu-Mare (Sathmar) 13,9 v. H., Salaj 10 v. H. und Bihor (Bihar) 10,9 v. H. jüdischer Bevölkerung, demnach seit 1910 eine außerordentliche Vermehrung des jüdischen Elementes erfahren.

Als zweiten hemmenden Faktor zu einer raschen und gründlichen Bereinigung des jüdischen Problems müssen wir die Tatsache in Betracht ziehen, daß es dem rumänischen Volke an einer starken, reinrassigen, völkischen Führungsschicht in den Städten bisher mangelt. Wer einen Abendspaziergang auf den Boulevards von Bukarest macht, wird tief beeindruckt nicht nur von der Masse jüdischer, sondern auch sonstiger fremder Intellektuellengesichter zu berichten wissen. Zahlreiche Juden, Zigeuner, Levantiner, Griechen, Armenier und Russen haben es verstanden, in die rumänische Oberschicht aufzusteigen. Sie sind es, die selbstredend kein Interesse an einer Reinerhaltung des rumänischen Volkskörpers haben! Die absolute Stärke des Judentums, sein starker finanzieller und ideeller Einfluß in Handel, Gewerbe, Industrie, Presse, Politik und Kultur, die langjährige Ausrichtung der rumänischen Außenpolitik nach Paris und London als den Zentren des Weltjudentums und der Freimaurerei, die Hörigkeit des rumänischen Königs Carol II. einer jüdischen Mätresse und die Verwässerung der rumänischen Oberschicht mit artfremden Parvenüs waren es also, die bis zum vorigen Jahre alle gesunden Kräfte des rumänischen Volkes, die dem Judentum den Kampf ansagten, niederzuknüppeln vermochten.

Erst infolge der außenpolitischen Krise Rumäniens und der Machtübernahme durch General Jon Antonescu sowie des Beitritts Rumäniens zum Dreierpakt konnte die antisemitische Bewegung im rumänischen Volke Auftrieb erhalten. Das Bestreben der nationalen Regierung Rumäniens war es, trotz der vordringlichen sozialen Frage gleichzeitig mit der Lösung der Judenfrage zu beginnen. Die bisher erlassenen Gesetze über die Beschränkung der Tätigkeit jüdischer Ärzte und Advokaten, die Beschlagnahme aller Rundfunkgeräte von Juden und die nun exemplarische Bestrafung jüdisch-kommunistischer Agenten und Saboteure zeigen uns, daß man nun mit allem Ernst an die Bewältigung dieses schweren Problems geht. Wenn auch in Rumänien eine rasche Lösung dieser Frage infolge der aufgezeigten Schwierigkeiten nicht möglich ist, so wird doch auch für dieses Land an der Donau der Tag kommen, wo die gesunden völkischen Kräfte die vollkommene Ausschaltung des Judentums melden können.

VON DEN VOLKSTUMSFRONTEN

Deutsche Volksgruppen in Serbien

Nach der Anerkennung der Deutschen Volksgruppen in der Slowakei, in Rumänien und Kroatien als Rechtspersönlichkeiten ist nunmehr auch durch den Rat der kommissarischen Leiter der Regierung in Serbien eine Verordnung veröffentlicht worden, mit welcher der Deutschen Volksgruppe die Eigenschaft öffentlich-rechtlichen Charakters gesichert wird. Die Deutsche Volksgruppe in Serbien umfaßt demnach alle Deutschen, die auf diesem Gebiete leben, nicht Reichsbürger sind und unter der Führung des Volksgruppenführers stehen. Die Deutsche Volksgruppe genießt volles Betätigungsrecht auf politischem, kulturellem, wirtschaftlichem wie sozialem Gebiete. Ausdrücklich wird in der Verordnung hervorgehoben, daß die Angehörigen der Deutschen Volksgruppe in Serbien in jeder Hinsicht mit den Angehörigen des serbischen Volkes gleichberechtigt sind, so insbesondere in bezug auf die Ausübung von Ämtern, Arbeiten der Verwaltung und Wirtschaft, Erwerb von beweglichem und unbeweglichem Gute. Die Interessen der Volksgruppe werden durch Vertrauensleute des Volksgruppenführers in den Verwaltungseinheiten vertreten. Der Deutschen Volksgruppe wird völlige Wahrung ihres deutschen Volkstums, der nationalsozialistischen Weltanschauung sowie freie Entwicklung ihres ursprünglichen Volkslebens und die Herstellung und Pflege völkischer und kultureller Beziehungen zum Mutterlande gewährleistet. Sie hat das Recht zur ungehemmten Entfaltung und Tätigkeit auf politischem, kulturellem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiete und demgemäß auch zur Schaffung der erforderlichen Gliederungen und Anstalten. Die Verordnung trat mit der Veröffentlichung am 23. Juli d. J. in Kraft.

In einer Erklärung des vorläufigen Leiters des Innenministeriums, Milan Acimović, der zugleich Vorsitzender des Rates ist, heißt es unter anderem:

„Im Laufe der letzten Jahre sind viele volksentfremdete deutsche Elemente ihrem völkischen Ganzen zugeführt worden. Trotz des Bestehens guter Beziehungen zwischen dem serbischen Volke und der Deutschen Volksgruppe verstand es das frühere Regime leider nicht oder wollte es nicht, eine konstruktive Politik auszubauen, welche dem serbischen Volke offensichtlich große Vorteile eingebracht hätte. Ungeachtet dieser Vorgänge hat die Volksgruppe im Banat, eingedenk des verträglichen Nebeneinanderlebens mit den Serben, gewünscht, auch weiterhin mit uns in einer Gemeinschaft zu bleiben. Eine derartige Haltung der Deutschen Volksgruppe ist auch für unsere weitere Zusammenarbeit mit dem Großdeutschen Reich von großer Bedeutung...

Diese Verordnung ist aber auch von einem anderen Standpunkt aus zu beurteilen. In diesem Teile Europas werden sich Serben und Deutsche zu untrennbarer Zusammenarbeit am großen Werk der Schöpfung besserer Lebensbedingungen und zur gleichzeitigen Verteidigung des Erbes der jahrhundertealten europäischen Gesittung zusammenfinden. Diese Verordnung ist das Ergebnis dynamischer Kräfte, einer der Hebel, die dem serbischen Volke Wiederauferstehung und Wiederaufbau ermöglichen werden, ohne ihm seine Lebensrechte zu verweigern.“ K.

Aus der Batschka

Der südslawische Staat hatte die Agrarreform in den aus dem Zusammenbruche Österreich-Ungarns gewonnenen Gebieten dazu benützt, die serbische Stellung auszubauen, und die des madjarischen und deutschen Bevölkerungsteiles desto empfindlicher zu schwächen. Ein besonders wirksames Werkzeug für diese Pläne stellten die Dobrowolzenfamilien aus den serbischen Freiwilligenverbänden dar, die auf kleine Parzellen in vom Staate errichteten Siedlungshäusern gesetzt, in den deutschen und madjarischen Mehrheitsgemeinden den serbischen Einfluß stärken und die volkstummäßige Aufsplitterung fördern sollten. Im Laufe der Zeit sind in der Batschka etwa 53 000 Katastraljoch auf diese Weise von Dobrowolzen besiedelt worden. Es gab zwar vielfach Schwierigkeiten, da sich die Bedingungen, unter denen der Staat diese neuen Siedlungen anlegte, als unzureichend erwiesen und vor allem die Siedler selbst gänzlich ungeschult und vielfach für die Aufgabe unbrauchbar zeigten. Aber der Hauptzweck, die Aufspaltung geschlossenen Besitzes der fremden Volksgruppen, wurde in vielen Fällen erreicht.

Mit dem Zusammenbruche des südslawischen Staates unter den vernichtenden Schlägen der deutschen Wehrmacht ergriff ein erheblicher Teil dieser Dobrowolzenfamilien die Flucht, während

die restlichen von den das Land besetzenden ungarischen Truppen abgeschoben wurden. Die ungarische Regierung hob auch sogleich die Bestimmungen über die seinerzeit durch den südslawischen Staat erfolgten Bodenzuteilungen samt und sonders auf, ließ aber die Ablösungsverordnung gegenüber den ursprünglichen Besitzern in Kraft, so daß nunmehr auf diese Weise insgesamt 192 000 Katastraljoch Boden zur Neuverteilung durch den ungarischen Staat zur Verfügung stehen.

Zunächst wurden auf diesen Dobrowolzensiedlungen die aus der südlichen Bukowina zurückgeholten szeklerischen Csango untergebracht. Ihre Rücksiedlung ist inzwischen bereits zu Ende geführt. Diese buchenländischen Csangos stellen zwar nur einen Bruchteil der im heutigen Rumänien außerhalb des Karpatenbogens lebenden Madjaren dar, ihre Hauptmasse wohnt auch heute noch in der Moldau. Pläne zur Heimholung des buchenländischen Teiles der Csangos lassen sich schon weit zurückverfolgen. Schon in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts bildete sich zu diesem Zwecke ein eigener Verein, dessen Werbung es auch tatsächlich im Jahre 1883 gelang, etwa tausend Familien zur Rückkehr in die madjarische Heimat zu veranlassen. Für einen Teil dieser Rückwanderer waren in drei Aldunaer Gemeinden Siedlungsstellen vorgesehen, sie waren aber derart vom Hochwasser gefährdet, daß die Siedler dort nicht wohnen konnten. Man versuchte es mit Notunterkünften und wollte sie für die erforderlichen Erdarbeiten verwenden, doch scheiterte schließlich diese Aktion. Ein Teil wanderte enttäuscht ins Buchenland zurück, andere kamen in den Bezirk Tevevárm und in die Umgebung von Pantschowa.

Inzwischen haben sich aber längst die Voraussetzungen für eine derartige Umsiedlungsaktion grundlegend gewandelt. Träger der Rücksiedlung ist nunmehr der ungarische Staat, und der neuerliche Plan der Heimholung dieser und anderer auslandsmadjarischer Gruppen findet im ganzen Lande immer stärkeren Rückhalt. Denn man erkennt, daß die Hebung der eigenen madjarischen Volkskraft die Voraussetzung für die Wahrung politischer Ansprüche auf den Raum sei und daß diese Stärkung – der bekannte Ruf nach den „zwanzig Millionen Madjaren" – nur dann zur Tatsache werden kann, wenn eine Gesundung der biologischen Verhältnisse im madjarischen Volke durchgesetzt wird. Die Assimilationsergebnisse haben sich längst als trügerisch erwiesen. Daher sind die kinderreichen Familien dieser bäuerlichen Auslandsmadjaren unentbehrlich.

So ließ die ungarische Regierung bereits im vergangenen Jahre die notwendigen Vorbereitungen für eine Rücksiedlung dieser buchenländischen Gruppen einleiten, wenn auch die Frage der Unterbringung noch nicht geklärt erschien. Mit der Besetzung der Batschka und dem Freiwerden der Dobrowolzensiedlungen war auch diese Frage gelöst und zugleich der Forderung der nationalmadjarischen Kreise Genüge getan, Neusiedlungen nach nationalen Gesichtspunkten in Grenzgebieten und Räumen mit überwiegend nichtmadjarischer Bevölkerung anzulegen.

Nach Abschluß der notwendigen zwischenstaatlichen Verhandlungen mit Rumänien vollzog sich mit Hilfe der Organe der Bukarester ungarischen Gesandtschaft die Sammlung der Szekler des südlichen Buchenlandes in Hadikfalva, von wo aus der Abtransport von 2921 Familien mit rund 13 000 Köpfen vor sich ging. Diese Csangos kommen aus den buchenländischen Gemeinden Hadikfalva, Jozseffalva, Fogojisten, Istensegits und Andreasfalva. Sie wurden nunmehr auf sieben Gemeinden des Neusatzer, zwei des Hodschager, eine des Obesceer, drei des Szentaer, drei des Maria-Theresienstädter, neun des Bacstopolyaer, zwei des Kulaer und vier des Zomborer Bezirkes in der Batschka aufgeteilt. Sie erhielten insgesamt 3653 Dobrowolzenhäuser – von denen allerdings sehr viele schlecht erhalten sind – und 1677 Bauplätze zugeteilt.

In der madjarischen Öffentlichkeit wird seit der Besetzung der Batschka vielfach Klage geführt, daß die Madjaren auf dem ehemaligen Staatsgebiete Südslawiens in den Jahren der Fremdherrschaft wirtschaftlich außerordentlich schwer geschädigt worden seien. Man habe sie aus den Dörfern hinausgedrängt und sie stellten heute allenthalben die arme Bevölkerungsschicht dar. Daher sei – so äußert sich ziemlich übereinstimmend die Presse aller Richtungen – jetzt eine weitgehende Entschädigung durch Zuwendung von Grund und Boden nur zu berechtigt und biete die einmalige Gelegenheit, die madjarische Stellung in der Batschka ein für allemal zu stärken. Von seiten der Deutschen in der Batschka wird demgegenüber daran erinnert, daß auch ihnen durch die südslawische Bodenreform rund 50 000 Katastraljoch bäuerlicher Boden weggenommen worden seien. Daher erwartet man mit gutem Rechte, bei der neuerlichen Verteilung ebenfalls entsprechend berücksichtigt zu werden. Denn man fühlt hier gleiches Heimatrecht wie das Staatsvolk.

Nun hatte u. a. der in Ungarn sehr bekannte Hauptschriftleiter Geza Féja im „Magyar-

orszag" einen Aufsatz veröffentlicht, in dem auch er die dringende Notwendigkeit der Stärkung des madjarischen Elementes in der Batschka als besondere Aufgabe hervorhob. Dabei wandte er sich scharf gegen die zur Zeit der Habsburger im 18. Jahrhundert „planmäßig erfolgte deutsche Besiedlung" Südungarns und spielte auf die in madjarischnationalistischen Kreisen vielfach geäußerte Ansicht an, man habe die Madjaren damals absichtlich von der Kolonisationsarbeit ausgeschaltet und an ihrer Stelle Fremde herangeholt. Er stellte sich damit deutlich auf die Seite jener, die das Kolonisationswerk des Prinzen Eugen als angeblich gegen das Madjarentum gerichtet ansehen.

Die Führung der deutschen Volksgruppe sah sich auf diese über den Rahmen der üblichen Polemiken hinausgehenden Ausführungen Geza Féjas veranlaßt, Stellung zu nehmen. Der stellvertretende Volksgruppenführer und Hauptschriftleiter der „Deutschen Zeitung" Dr. Goldschmidt tat dies in Form eines offenen Briefes im offiziellen Organ der deutschen Volksgruppe. Wegen der grundsätzlichen Bedeutung dieser Darstellung des deutschen Standpunktes bringen wir einige Abschnitte dieses offenen Briefes im Wortlaut zum Abdruck.

Indem Dr. Goldschmidt die trostlose Lage der südungarischen Gebiete zu Ende der Türkenzeit schildert, wirft er die Frage der Befreiung des Landes aus ihrer Herrschaft auf und sagt: „Es wäre müßig, darüber zu streiten, ob das Madjarentum aus eigener Kraft das Türkenjoch jemals hätte abschütteln können? Wir müssen vielmehr die geschichtliche Tatsache hinnehmen, daß Ungarn durch unendlich viel Blutopfer des deutschen Nachbarn von den Horden des osmanischen Reiches befreit und in seinen Besitz wieder eingeführt wurde. Mit Ludwig von Baden und dem Prinzen Eugen von Savoyen haben aber eben unsere Ahnen als Soldaten auf den endlosen Schlachtfeldern Transdanubiens und des Alföldes geblutet. Ohne ihre Opfer, ohne ihren Tod wären Ofen, Stuhlweißenburg, Fünfkirchen und die Batschka kaum jemals von den Janitscharen befreit worden. In diesen Gebieten, und zwar in jenen, wohin das Madjarentum, zufolge seiner geringen Zahl, Siedler niemals hätte schicken können, wurden Deutsche angesiedelt."

Dr. Goldschmidt weist dann auf die Feststellungen ungarischer Historiker hin, daß das madjarische Volk zu dieser Zeit die „erschreckend" geringe Zahl von etwa einundeinhalb Millionen Menschen gezählt habe. Eine Besiedlung der völlig weiten, verödeten Gebiete aus eigener Kraft sei daher gänzlich unmöglich gewesen. Er erinnert in diesem Zusammenhange auch an die ersten größtenteils mißglückten Versuche, serbische Flüchtlinge in diesem Raume Fuß fassen zu lassen, und sagt: „Nur als diese Siedlungsaktion Schiffbruch erlitt und auch das Madjarentum nicht in der Lage war, große Landstriche in Besitz und damit in Bearbeitung zu nehmen, rief man das Volk der deutschen Befreiungsarmeen. So kamen dann unsere Ahnen in dieses Land, das durch deutsches Blut befreit wurde und in absehbarer Zeit von niemandem hätte urbar gemacht werden können. Wo dann Deutsche angesiedelt wurden, gab es kein Kanaan, auch keine Flüsse mit Milch und Honig." (Dr. Goldschmidt spielt mit dieser Bemerkung auf Behauptungen Robert Szantos im „Evangelikus Ifussag" an, mit denen in gröblicher Entstellung der Tatsachen behauptet wurde, die Deutschen hätten in Südungarn bereits ein „Paradies" vorgefunden.) „Es mußten unsere Ahnen geradezu unmenschliche Arbeit leisten, um der Dinge Herr zu werden. Sie waren aber den Helden des Schwertes in jeder Weise würdig. Der deutsche Siedlerpflug ist ebenso reich an Ehren wie das Schwert der Heere eines Prinzen Eugen. So sind wir, das deutsche Volk Ungarns, weder als Gäste noch aber als Eindringlinge in dieses Land gekommen. Wir haben für diese Erde, die uns Heimat geworden ist, denselben Blutzoll entrichtet wie das Madjarentum selbst. Aber auch dort, wo Städte stehen oder wiedererstanden, künden auch heute noch die stummen Steine von jenen größten Leistungen, derer nur ein Volk fähig ist, das sich sein Heimatrecht mit Blut und Schweiß wie das Staatsvolk selbst erkämpft hat. Wo daher wir siedeln oder wir gebaut haben, dort sind wir zufolge eines historischen Rechts ebenso zu Hause, wie Ihr Volk, geehrter Herr Féja.

Die Geschichte hat aber auch dafür unzählige Beweise erbracht, daß wir zu allen Zeiten verläßliche Bürger des auch von uns mit aufgebauten Staates waren. Wer aber seine Heimat mit Blut und Schweiß erobert und den Staat mit aufbaut, der hat ein unbestreitbares Recht auf jenen Raum, der zum Leben, also zur Erhaltung eines Volkes, unbedingt notwendig ist. Dies festzustellen erachte ich vor allem deshalb für notwendig, weil Sie in Ihrem Aufsatze die geplante Neubesiedlung der Batschka nur vom madjarischnationalen Interesse geleitet vornehmen lassen möchten."

Dr. Goldschmidt kommt nach diesen grundsätzlichen Ausführungen über die deutsche Stellung in Ungarn zum Schluß, daß die durch die süd-

slawische Agrarreform für Deutsche wie für Madjaren verursachten Benachteiligungen nun bei der neuen Verteilung des Bodens in den Gebieten der Südbatschka, in denen die Deutschen nachweislich zahlenmäßig weitaus am stärksten von allen Bewohnern vertreten sind, nicht zu neuen Schädigungen führen dürfen, sondern daß das Stärkeverhältnis berücksichtigt werden müsse. Wenn dem Deutschtum in diesem Raume trotz seiner zahlenmäßigen Überlegenheit schon nicht anteilmäßig von dem zur Verfügung stehenden Boden entsprechend mehr gegeben wird als dem Staatsvolk, so könne sich das Deutschtum niemals damit einverstanden erklären, wenn es einen auch tatsächlich geringeren Anteil als das Madjarentum erhalte, nicht etwa deswegen, weil die deutsche Wehrmacht den südslawischen Staat zerschmettert habe, sondern weil die Batschka auch der Lebensraum des ungarländischen Deutschtums sei. K.

BLICK ÜBER DIE GRENZEN

Über das Minderheiteninstitut der Universität Fünfkirchen

Im Herbst 1935 wurde an der juridischen Fakultät der Universität Fünfkirchen ein Minderheiteninstitut ins Leben gerufen, das sich in Ungarn eine sehr bedeutende Stellung errang. Das Institut verfolgte von Anfang an das Ziel, das Gesamtmadjarentum über das größte madjarische Schicksalsproblem, über die Minderheitenfrage, zu unterweisen.

Es strebte danach, das Stammesmadjarentum gründlich über das kulturelle Leben der nach dem Kriege losgetrennten madjarischen Volksgruppen zu unterrichten und eine madjarische Minderheitenwissenschaft zu gründen und weiter auszubauen. Dadurch soll das Madjarentum, das nach ungarischer Auffassung seine tausendjährige Sendung inmitten des Donaubeckens auch weiterhin zu erfüllen hat, für die endgültige Lösung der Minderheitenfrage geistig vorbereitet werden. Das Institut dient auch der Erhaltung des nationalen Selbstbewußtseins der im Auslande lebenden Madjaren und ihrer geistigen Verbindung mit dem Mutterlande. Sein Kampf soll auch zur geistigen Wiedererneuerung, zur Aufrechterhaltung der kulturellen Einheit des Gesamtmadjarentums und zur Ausgestaltung des madjarischen Schicksalsbewußtseins beitragen.

Die Verwirklichung dieser Ziele erstrebt das Institut mit verschiedenen Mitteln. Als Hochschulinstitut hat es sich in erster Linie die Schulung der Hochschuljugend zur Aufgabe gemacht, wodurch eine neue Generation herangebildet werden soll, die über die rechtliche, kulturelle, politische und wirtschaftliche Lage der Minderheiten sowie über die verschiedensten Verhältnisse, die in diese Problemkreise gehören, unterrichtet ist. Die Studenten werden auf den wöchentlichen Seminarsitzungen gründlicher in die Minderheitenfrage eingeführt. Auf diesen Sitzungen berichten die Institutsmitglieder aus ihren jeweiligen Arbeitsgebieten über die mit den Minderheiten in Verbindung stehenden Fragen. Die Einteilung in Arbeitsgebiete oder Abteilungen (es gibt z. B. eine slowakische, rumänische, südslawische usw. Abteilung) wurde getroffen, um die Arbeit einfacher und übersichtlicher zu gestalten.

Durch eine ständige Beobachtung und Aufarbeitung der ausländischen Zeitungen und Zeitschriften, die sich auf das Minderheitenleben beziehen, wird die Stellungnahme der ausländischen Blätter den Madjaren und der Minderheitenfrage gegenüber genauestens verfolgt. Selbstverständlich werden vor allem die Blätter der Nachfolgestaaten berücksichtigt. Unter gewöhnlichen Umständen erhält das Institut 125 Zeitungen und Zeitschriften, die durch ein Kartothekssystem aufgearbeitet werden.

Die Grundlage zur wissenschaftlichen Untersuchung der Minderheitenfrage bietet eine reichhaltige Bibliothek, in welcher auch die in den Nachfolgestaaten erschienenen madjarischsprachigen Bücher aufbewahrt sind.

Zur Verbindung mit der breiteren Öffentlichkeit und zu deren Orientierung dienen die Veröffentlichungen des Institutes. Bücher, welche bemüht sind, ein übersichtliches Bild über die in den Rahmen der Minderheitenfragen gehörenden Probleme zu geben (bisher erschienen 11 größere Veröffentlichungen und Zeitschriften). Eine besondere Bedeutung kommt dem zweimonatlich erscheinenden „Kisebbségi Körlevél" (Minderheitenrundbrief) zu, der eine Beilage der Minderheitenrundschau „Láthatár" (Horizont) ist, die aufs engste mit dem Institut zusammenarbeitet und auch in ihren Zielen vollkommen mit diesem

übereinstimmt. Die Aufgabe des Minderheitenrundbriefes ist es, nach außen hin Zeugnis von der Tätigkeit des Institutes abzulegen, weiter die Öffentlichkeit über die zeitgemäßen Fragen der nationalen Minderheiten aufzuklären und schließlich den Mitgliedern des Institutes zu ermöglichen, daß ihre Arbeiten gedruckt erscheinen.

Im Rahmen der wöchentlich erscheinenden Statistischen Mitteilungen (STUD. = Statisztikai Tudósító) gibt das Minderheiteninstitut die Minderheitenmitteilungen (Kisebbségi Tudósító) heraus, die als Steindruck die auf das Minderheitenleben bezüglichen Vorfälle in den Nachfolgestaaten der heimischen Presse bekanntgeben. Im Hinblick auf den Charakter der Statistischen Mitteilungen untersuchen diese Artikel die betreffenden Fragen hauptsächlich vom statistischen Standpunkt aus.

Große Bedeutung kommt auch den jährlich einmal abgehaltenen Kulturtagen zu, welche die Fünfkirchner Öffentlichkeit vom Minderheitenleben unterrichten. Auf diesen Kulturtagen sind die Führer und literarischen Größen des abgetrennten Madjarentums vertreten, die von ihren Erfahrungen berichten. Die Kulturtage selbst zerfallen in zwei Teile, in eine wirtschaftliche Enquete und einen literarischen Abend.

Weniger für die Öffentlichkeit bestimmt sind die kartographischen Arbeiten des Institutes, die sich vor allem auf die transdanubischen Komitate beziehen.

Erwähnenswert sind noch die Sprachlehrgänge des Institutes, welche es den Mitgliedern und auch den Studenten der Fünfkirchner Universität ermöglichen, sich mit der Sprache der benachbarten Völker vertraut zu machen. Der Eifer der Mitglieder wird auch durch eine Reihe von Wettbewerben angefacht, die außerdem noch den Zweck verfolgen, auch das größere Publikum mit der Minderheitenarbeit in Verbindung zu bringen.

Kroatien

Die statistischen Angaben über das Staatsgebiet Kroatiens liegen noch nicht in allen Teilen genau vor, um so mehr als sich für manche Gebiete die Unterlagen als unsicher erweisen. Das Staatsgebiet umfaßt nach amtlichen Schätzungen rund 115 133 Quadratkilometer, und die Einwohnerzahl wird mit 6,7 bis 6,9 Millionen Einwohnern angegeben. Hiervon sind mindestens 4,8 Millionen dem kroatischen Volke zuzurechnen. Man schätzt ferner die Zahl der Kroaten, die außerhalb des unabhängigen Staates leben, auf über 30 v. H. des Gesamtvolkes, so daß seine Gesamtzahl die Siebenmillionengrenze übersteigt und es daher den mittelgroßen Völkern Europas zuzuzählen ist.

Der Bevölkerungsstruktur nach ist das Unabhängige Kroatien ein Agrarstaat, in dem mehr als 83 v. H. der Bevölkerung von der Landwirtschaft leben, 7,4 v. H. von Industriearbeit, 3 v. H. vom Handel und 6,6 v. H. von anderen Erwerbszweigen.

Die Getreidebaufläche nimmt über 2,9 Millionen Hektar, die für Mais 1,1 Millionen Hektar in Anspruch. 4 Millionen Hektar, fast ein Drittel der Gesamtfläche des Landes, ist mit Wäldern bedeckt.

Murinsel

Zu den Gebieten, deren volkstumsmäßige Lage und geschichtliche Vergangenheit nicht einheitlich verlaufen, gehört die Murinsel, im Mündungsdreieck zwischen Mur und Drau und im Westen durch das steirische Rebland zwischen Luttenberg und Friedau begrenzt. Die verschiedenen Volkszählungen der letzten sechzig Jahre, sämtlich vom ungarischen Staate durchgeführt, weisen für dieses Gebiet über 90 v. H. kroatischer Bevölkerung aus. Im Jahre 1931, der letzten Zählung, waren es unter 103 000 Einwohnern 99 500 Kroaten, also mehr als 97 v. H. So besteht in volkstumsmäßiger Hinsicht kein Zweifel über die Zugehörigkeit zum kroatischen Volksboden. Auch geschichtliche Belege sind für die Verbundenheit mit Kroatien in Fülle vorhanden. Da aber vom Jahre 1025 bis zum Jahre 1918 der König von Ungarn gleichzeitig die Krone des Königreiches Kroatien trug und außerdem das Gebiet der Murinsel im Jahre 1720 erstmalig in die unmittelbare Verwaltung Ungarns kam, hat sich auch in Ungarn eine Auffassung herausgebildet, die es, wenn auch umstritten, den Gebieten des „tausendjährigen St.-Stephans-Reiches" gleichsetzt. Hier steht historisches gegen völkisches Recht.

Aus der Geschichte der Murinsel wissen wir, daß im Jahre 1342 König Ludwig einen Teil des Gebietes als Dank für besondere Dienste dem Fürsten von Siebenbürgen, Lacković, verlieh. Aber gerade durch diese Schenkung gelangte die Familie Lacković in den Rang des hohen kroatischen Adels und gewann Vorrechte im kroatischen Staate. Dann waren, nach anderen kroatischen Adeligen, vom Jahre 1546 bis 1670 die Zrinyi die Herren der Murinsel mit den Städten Čakovac und Štrigovo, bis die Zrinski, so wie andere altkroatische Adelsgeschlechter, beseitigt wurden. In der Zeit der großen Geldnot der Habsburger, während der Türkenkriege,

wurde die Murinsel 1698 an den Marquis de Prye verkauft, aber schon sieben Jahre später sehen wir sie wieder eingelöst und nunmehr der Grazer Kammer unterstellt, die sie 1720 an Ungarn übergibt. Noch einmal gelang es den Kroaten, das Gebiet, das stets als kroatisch empfunden wurde, zurückzugewinnen. Der große Ban Jalacic hatte dies vermocht, bis 1861 die Habsburger neuerlich der Übergabe in ungarische Verwaltung zustimmten. Von 1918 bis zum Zerfall Südslawiens gehörte die Murinsel zum kroatischen Verwaltungsteile des jugoslawischen Staates. Gegenwärtig ist die Zugehörigkeit noch nicht entschieden. K.

BÜCHER ZUR VOLKSTUMSFRAGE

Franz Thierfelder: Schicksalsstunden des Balkans. Wiener Verlagsgesellschaft, Wien 1941. 183 Text- und 72 Bildseiten. In Leinen RM 11.50.

Aus einer in langen Arbeitsjahren und in vielen Reisen gewonnenen persönlichen Schau hat der weiten Kreisen aus seiner kulturpolitischen Tätigkeit bekannte Verfasser hier ein weitgespanntes Bild des „Balkans" gegeben. Man spürt in jeder Seite des außerordentlich lebendig geschriebenen Buches die Liebe zu diesen in ihren Gegensätzen zwischen Ursprünglichkeit und Fremdformen immer wieder überraschend wirkenden Landschaften und ihren Bewohnern, die trotz der Aufspaltung in zahlreiche Volks- und Kulturbereiche soviel Gemeinsames besitzen. Man sieht, daß es dem Verfasser als lebhaft bemühten „Anwalt" darauf ankommt, für das „balkanische" Wesen Verständnis zu gewinnen — in seinen Vorzügen und in seinen durchaus nicht verleugneten Schattenseiten. Und aus diesem Bestreben heraus vermag es der Verfasser, ob er nun versucht, die Eigenheiten der Volksstämme gegeneinander abzugrenzen oder die hervorragendsten Einzelpersönlichkeiten in ihrem Wesen kurz zu umreißen, ein durchaus lebensvolles Bild aufzubauen, das diesen Begriff „Balkan" auch für den Leser, der ihn bisher als etwas Abschätziges, der Ordnung Widerstrebendes genommen hatte, körperhaft zu machen und der allzu verbreiteten Klischeevorstellungen zu entkleiden.

In diesem grundlegenden Sinne liegt zunächst die Bedeutung des Buches. Aber darüber hinaus enthält es eine geradezu verblüffende Fülle von Einzelheiten, die derart in das Ganze verwoben sind, daß sie nicht störend oder ermüdend wirken, sondern erst richtig das Bild formen. Nur eine souveräne Beherrschung des ungeheuer weiten Stoffes macht diese Behandlungsart möglich. Vergangenheit und Gegenwart wird hier aus reichen Beispielen in glücklicher Weise verknüpft.

Für den deutschen Leser, der aus der Schau gesicherter, tausendjähriger, zwar in schweren Schicksalen gehemmter, nie aber wirklich unterbrochener Entwicklung der Lebens- und Kulturäußerungen seines Volkes fremdes Geschehen aufzunehmen vermag, wird aus diesem Buche das tragische Erleben jener Völker deutlich, die eine mehrhundertjährige völlige Überfremdung zu überstehen hatten, so wie sie die Türkenzeit für den Balkan mit sich brachte. Er wird aus dieser immer wieder zutage tretenden Vernichtung der kulturtragenden Oberschicht dieser Völker in den Kämpfen und der Zeit der Unterjochung durch eine wesens-, aber auch raumfremde Macht die Ursachen für viele Anschauungen und abwegigen Besonderheiten in der Entwicklung des nationalen Aufstieges im 19. Jahrhundert erkennen und darin die „Anfälligkeit" der sich neu bildenden revolutionären Intelligenzschichten für die — zeitgebundenen — westeuropäischen „Fortschrittsideen" begründet finden. Auf der anderen Seite aber — und dies ist ein nicht weniger großes Verdienst des Buches — gewinnt der Leser Einblick in die alle Schicksale der Bedrückung überdauernden bäuerlichen Schichten, die sich als die wirklichen Erneuerungskräfte erweisen und mit der Wahrung echten Volksgutes und ihrer dörflichen Lebensformen dem gefährlich anschwellenden, entwurzelten Städtertum ein entscheidendes und aussichtsvolles Gegengewicht zu bieten vermögen.

Auch die deutsche Leistung für den Balkan tritt klar und unbestreitbar hervor: nicht nur die Grundlagen der politischen Erweckung durch die deutsche Romantik, die geistige Schulung der bedeutendsten Männer, die unendliche Arbeitskraft deutscher Siedler, Techniker und Wirtschaftler ersteht vor unseren Augen, auch die tausendfachen Fäden, die Deutsche mit dem „Balkan" verbinden, werden deutlich und zeigen uns die Berechtigung jenes vielgebrauchten Wortes vom „Lebensraum", der den Balkan mit der Mitte Europas nun einmal unlösbar — in der Vergangenheit wie in alle Zukunft — zusammenschließt.

Karpatenland. Vierteljahrszeitschrift der Deutschen Volksgruppe in der Slowakei. Preßburg 1941.

Mit der Neuherausgabe der Zeitschrift „Karpatenland" — ihre Begründung war in der Zeit der tschechischen Herrschaft durch die Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung in Reichenberg erfolgt — hat die Deutsche Volksgruppe in der Slowakei ihrem Willen und ihrer Fähigkeit Ausdruck verliehen, volksgebundene Wissenschaft und Forschungsergebnisse ihres Raumes in richtunggebender Weise zusammenzufassen und zu fördern. Daß dies auch heute, inmitten einer Zeit der großen, auf dem politischen Felde liegenden Entscheidungen über den Neuaufbau des Ostraumes dringend geboten erscheint, weist der Volksgruppenführer Ing. Franz Karmasin in seinem Geleitwort nach, wenn er daran erinnert, wie in der Zeit der Zugehörigkeit zu Ungarn die wissenschaftliche Forschung im Karpatenland sehr oft mehr verschleierte als klarlegte und wie in den zwanzig Jahren tschechischer Herrschaft der Staat und seine Organe bemüht waren, deutsche Denkmale, Urkundenmaterial, Kunstwerke u. a. entweder den Blicken der Forscher zu entziehen, wenn nicht gar zu zerstören, oder in angeblich slawische Kulturreste umzufälschen. So wie in dieser Zeit des Erwachens zum politischen Kampf sei auch jetzt, nachdem die hemmenden Fesseln für die wissenschaftliche deutsche Forschung endgültig gefallen seien, die Aufgabe eigenständiger wissenschaftlicher Arbeit wie der aus dem Reichsraum zuströmenden Hilfe in der richtungweisenden Klärung der deutschen Leistung im Karpatenbogen gelegen.

In diesem Sinne wird nun die Zeitschrift vom Hauptamtsleiter für Kultur in der Deutschen Partei, Ing. Hans Friedl, geleitet, der in seinem Einführungsbeitrag eine Übersicht über die deutsche Kulturarbeit in der Slowakei bietet. Es geht daraus hervor, welche vielseitige und reiche Tätigkeit in kulturpolitischer Hinsicht seit dem Entstehen des slowakischen Staates — und damit der Erlangung des erforderlichen gesicherten Arbeitsraumes für eine organisatorische Ausgestaltung — bereits geleistet wurde. Der Grundsatz der Selbstverwaltung, der schon im November 1938 von den Regierungsstellen anerkannt worden war, fand mit der Errichtung einer deutschen Schulabteilung am 1. März 1939 ihren endgültigen Ausdruck, und die ebenfalls im März 1939 geschaffene „karpatendeutsche Erzieherschaft" gab die Plattform für die weltanschauliche Ausrichtung aller volksdeutschen Erzieher.

Auch auf dem Gebiete unmittelbarer wissenschaftlicher Arbeit liegen bereits wertvolle Leistungen vor. Über die im Frühjahr dieses Jahres errichtete Zentralstelle für alle Arbeiten der Volksforschung in Kesmark, die unter der Leitung des Professors Dr. Johann Liptak steht, ist an anderer Stelle der Zeitschrift (Seite 93/1941) berichtet worden. Besondere kulturpolitische Aufgaben sind vom „Deutschen Theaterverein für die Slowakei" zu erfüllen, der, dem Kulturamte der Deutschen Partei unmittelbar unterstellt, nunmehr Preßburg wieder mit regelmäßigen Gastspielen der Wiener Bühnen versorgt. Über die Einrichtung eines eigenen deutschen Theaters laufen Verhandlungen. Daneben werden auch die deutschen und gemischtsprachigen Gebiete der Slowakei mit Gastspielreisen deutscher Bühnen versorgt, die sämtlich große Erfolge aufzuweisen haben und in hohem Maße zur Belebung und Stärkung des deutschen Kulturlebens beitragen.

In neun weiteren Beiträgen dieses ersten Heftes der Zeitschrift werden Einzelthemen wissenschaftlicher Aufgabengebiete der deutschen Volksforschung in der Slowakei teils von heimischen Kräften, teils von langjährigen Mitarbeitern aus dem Reiche behandelt. So gibt z. B. Dr. Egon Lendl einen großen Überblick über den deutschen Volksboden im Nordkarpatenraum und weist damit neuerlich auf die außerordentliche Kulturleistung des Deutschtums in der Aufschließung dieses Raumes hin. Von besonderem Interesse sind die Berichte von Professor Lothar Zotz, Prag, über die Ausgrabungsergebnisse in Stráže im Waagtal. Hier ist trotz unersetzlicher Verluste durch Unverstand und Absicht in tschechischer Zeit die Aufdeckung eines germanischen Königshofes einwandfrei gelungen, und es sind in Zukunft wohl noch weitere Erfolge zu erwarten. Damit ist jetzt schon ein tiefer Einblick in die Kulturbedeutung dieses Quadensitzes gegeben, der uns in seiner Einzigartigkeit die Bedeutung germanischer Siedlung in diesem Raume vor Augen führt.

Von besonderem Interesse — neben wertvollen heimatgeschichtlichen Beiträgen — ist eine Darstellung des deutschen Einflusses auf die Entstehung des slowakischen Nationalgefühles von Heinz Brauner, Breslau. Volkslieder aus Kremnitz-Deutschproben, von Karl Horak mitgeteilt, und das Märchen „Der praschige Gärtnersknecht", aufgezeichnet von Alfred Karasek-Langer, ergänzen den reichen Inhalt des Heftes und weisen gleichzeitig den Kreis, der sich die Ausgestaltung der deutschen Volksforschung in der Slowakei angelegen sein läßt.

Felix Kraus

Ein für das Verständnis der Ostpolitik des Reiches notwendiges Buch!

HANS LADES

Die Nationalitätenfrage im Karpatenraum

Der österreichische Ordnungsversuch 1848/49

222 Seiten. In Leinen RM 6.50

Wiederholt hat im Laufe seiner wechselvollen Geschichte der Karpatenraum den für die europäische Ordnung verantwortlichen Mächten wesentliche Fragen zur Lösung aufgegeben. Diese Studie untersucht, „wie die Frage einer Völkerordnung im Karpatenraum 1848/49 entstanden ist, was die österreichische Monarchie nötigte, dieses Problem aufzugreifen, welche Voraussetzungen und Möglichkeiten von Österreich her zu seiner Lösung bestanden".

Die Arbeit des Verfassers fußt auf bisher noch nicht hinreichend ausgewerteten Dokumenten aus dem Nachlaß Schwarzenbergs und Bachs sowie auf Dokumenten, die sich auf die Amtstätigkeit Stadions beziehen und aus dem Brand des Justizpalastes in Wien 1927 gerettet wurden. Sie stellt eine wesentliche Bereicherung der Literatur über die Nationalitätenfrage schlechthin dar und ist gerade in unserer Zeit, welche dem Großdeutschen Reich eine ähnliche Aufgabe überantwortet hat, wie sie seinerzeit die Monarchie hatte, von besonderem Interesse. An der Schwierigkeit und Vielfalt der Probleme von ehedem läßt dieses Buch den Umfang der gegenwärtigen Reichsaufgabe ermessen.

In jeder Buchhandlung zu haben

WIENER VERLAGSGESELLSCHAFT, WIEN 55

Das Deutschtum in Sibirien, Mittelasien und dem Fernen Osten

Von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von Pfarrer Jakob Stach. Brosch. RM 6.—

Der Verfasser dieses einzigartigen Buches war bis 1922 deutscher Pfarrer in Rußland. Einzigartig ist sein Buch deshalb, weil er einer der letzten noch lebenden Augenzeugen der umwälzenden Ereignisse in Rußland ist und deshalb eine Fülle eigener Erlebnisse mit dem ohnehin spärlich vorhandenen geschichtlichen Material verflechten kann. Es ist die allerletzte Möglichkeit, das Schicksal der Rußlanddeutschen einigermaßen geschichtlich zu erfassen und zusammenhängend darzustellen.

Das Fürstentum Siebenbürgen im Kampf gegen Habsburg

Untersuchungen über die Politik Siebenbürgens während des Dreißigjährigen Krieges.
Von Maja Depner. Brosch. RM 9.—

Die Stärke dieses Buches liegt in der Herausstreichung der großen geschichtlichen Zusammenhänge im Verlauf dieses Abschnittes der bewegten Geschichte Siebenbürgens. Gerade diese Epoche, wohl die interessanteste der siebenbürgischen Geschichte, ist dem deutschen Leserkreis bis jetzt noch nicht zugänglich gemacht worden, und darum ist das Erscheinen dieses Buches um so begrüßenswerter. *Nation und Staat*

Das Burgenland im Blickfeld tschechischer Großherrschaftspläne

Von Emmerich Falk. Brosch. RM 3.60

Auf Grund seiner Quellenkenntnis, die durch Auskünfte namhafter Politiker und Forscher ergänzt wurde, gibt der Verfasser eine Darstellung des von den Tschechen geplanten Korridors, der die Tschecho-Slowakei mit Südslawien hätte verbinden sollen. Der Verfasser geht auf die Wurzeln des Panslawismus vor dem Weltkriege zurück und beschreibt dann die einzelnen Phasen des tschechischen Vorgehens auf der Friedenskonferenz. *Weltkriegsbücherei*

VERLAG W. KOHLHAMMER, STUTTGART

Volkstum im Süd-Osten

Inhalt dieses Heftes: Der neue Raum / E. Lendl: Wandlungen des Geschichtsbildes südosteuropäischer Völker / Hans Karl Andras: Die Schlacht am Wesirenberg / Dr. Richard Busch-Zantner: Zur Entwicklung der Judenfrage in der Slowakei / Franz Karmasin – vierzig Jahre alt / Von der Deutschen Volksgruppe in Kroatien / „Donaueuropa" / „Transnistria" / Buchbesprechungen

September-Folge 1941 Heftpreis RM –.40

Volkstum im Südosten

Volkspolitische Monatsschrift

Früher „Grenzland", Zeitschrift für deutsche Schutz- und Kulturarbeit des Deutschen Schulvereins Südmark / 18. Jahrgang

Schriftleiter: Felix Kraus

Verlag und Druck: Wiener Verlagsgesellschaft m.b.H. (Verlagsleitung: Betriebsführer Ernst Sopper), Wien 55, Spengergasse 43. — Die Zeitschrift erscheint am 15. eines jeden Monats. — Bezugspreis im Jahr RM 4.— (einschl. 20 Rpf. Postzeitungsgebühr). — Alle Zuschriften, die Schriftleitung betreffend, sind an Felix Kraus, Wien 65, Fuhrmannsgasse 18 (B 4 85 44) zu richten. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet. — Derzeit Anzeigenpreisliste Nr. 1 vom 11. Jänner 1939 gültig.

Inhalt des September-Heftes 1941

Der neue Raum

Der große Kampf im Osten um Europas Zukunft, den der deutsche Soldat mit äußerster Entschlossenheit zu Ende führt, hat nicht nur in der deutschen Heimat, sondern auch bei den übrigen Völkern unseres Erdteiles den lange verengten Blick in die Raumweiten der europäischen Zwischenzone gelenkt. Erst im Vergleiche zu der Größe und Einförmigkeit der Landschaften zwischen Dnjestr, Narew, Don oder Wolga enthüllt sich die ungeheuer vielfältige Aufgliederung des übrigen Europa und der Reichtum seiner Völkerschicksale. Es zeigt sich aber auch, wie sehr der nur auf den Staatsgedanken fehlgeleitete Nationalismus des 19. Jahrhunderts, der allen Bewohnern, ungeachtet ihrer Herkunft, Kultur und Sprache des „Staatsvolkes" aufzwingen wollte, den Blick verengte und den Begriff des „Staatsbürgers" und der „Staatsgrenzen" zu unübersteiglichen Scheidewänden — im Gegensatz zum Volksbegriff — auftürmen ließ. Damit gerieten insbesondere die kleinen Völker in Gefahr, jegliches Gefühl für ihre schicksalhafte Einordnung in Großräume zu verlieren und ihre natürliche Aufgabe zu verkennen. Wie schwer sich aber diese Loslösung aus der naturgegebenen Einheit, die als „Ordnung", nicht aber als Entnationalisierung oder Vernichtung von Eigenwerten begriffen sein will, an diesen kleinen Staaten rächte, hat uns die Geschichte der letzten beiden Jahre unzweideutig bewiesen, in denen durch den Nationalsozialismus der Volkstumsbegriff in seinem elementaren Gewichte zum Durchbruch kam.

Nun erst, nach dem rechtzeitig erfolgten Überrennen der drohenden Angriffsheere der Sowjets, mit denen Europas reiche und seit Jahrhunderten nicht mehr ernstlich gefährdete Kultur zertreten werden sollte, öffnen sich die Raumweiten des Ostens und zeigen sich erstmalig auch als Glied Europas, als weites Vorfeld für seine allzu eng gewordenen Landschaften. Damit gewinnt der europäische Kulturraum neue Bedeutung, und das Gewicht seiner Landschaften, die scheinbar endgültig geformt waren, erhält dem größeren Raume gegenüber neue Wertung.

Denn so wie kein Volk und kein Staat sich dem „Zwang des Raumes" zu entziehen vermag — soweit sie nicht zu ihrem Schaden gegen jede bessere Einsicht die trügerische Vorstellung eines „Inseldaseins" inmitten des in Bewegung geratenen Kontinents künstlich aufrechtzuerhalten suchen —, so erhalten jetzt die in ihnen lebenden Kräfte neue Entfaltungsmöglichkeiten. Allerdings nicht mehr im Sinne jener nationalistischen Auffassung der Staatsvölker von gestern, die nur nach Gebietserweiterungen strebten, ohne ihre Kräfte zu prüfen; ihre Aufgabe ist es im Gegenteile, nunmehr den neugewonnenen Räumen im Sinne der neuen Volksordnung auch höhere Entfaltung zu sichern. Hier formen sich also die künftigen „Grenzen" aus einer viel tieferen Verantwortung, die zu erkennen und zum politischen Bilde zu bauen jedem der Staaten, die an dem neuen Europa teilhaben werden, als Schicksal auferlegt ist. Nicht Imperialismus und Machtstreben zur Aufrechterhaltung eines unheilvollen Zwanges, wie ihn die Pariser Diktate schufen, sondern die Entfaltung der echten Volkskräfte kann hier allein die Richtung für die künftige Gestaltung geben. Nur die organische, aus den vorhandenen Kräften der Völker aufzubauende Ordnung, die jedem seinen Platz zuweist, der ihm aus Substanz und Leistung zukommt, kann dieses neue, größere Europa schaffen.

So wird auch der Südosten durch seine Lage als Bindeglied gegen den Schwarzmeerraum unmittelbar herangerückt an das große Geschehen dieser Kämpfe. Sein Schicksal ist, wie so oft im vergangenen Jahrtausend, seit aus der Mitte des Erdteiles die germanisch-deutschen Kräfte ihre formende Aufgabe zu gestalten begannen, mit dem der Mitte des Erdteiles unlösbar verknüpft. Niemand zweifelt daran, daß der Südosten Ziel eines vernichtenden Vorstoßes der Sowjets hätte werden sollen, der mit den Eigenkräften seiner Staaten nicht hätte aufgehalten werden können. Und wenn wir uns vergegenwärtigen, wie dieser Raum, vom

übrigen Europa verlassen, verwüstet wäre, so zeigt sich die Einsicht der Führung dieser Staaten um so klarer, die über alle, von gegnerischer Seite zu diesem Zweck aufgetürmten Hindernisse hinweg, zur Solidarität Europas gefunden haben.

Symbolhaft für das neue Europa tritt uns der Einsatz der Armeen und Freiwilligenkorps der Staaten und ihrer Völker als Zeichen dieser höheren Einheit Europas vor Augen. Er wird in hohem Maße dazu dienen, die Auflockerung des Raumgefühles zu bewirken, das in Zeiten engherziger Sonderpolitik zum schweren Schaden der Völker verengt wurde. Er wird aber auch den Weg ebnen für eine neue, aus den Bedürfnissen der Völker geborene Art des Zusammenlebens. Sie ist unerläßlich, denn seiner Gestaltung nach kann, solange der Souveränitätsbegriff Überspitzung erfährt, niemals eine völlige Bereinigung aller sich überschneidenden Probleme eintreten.

Nur wenn als Endergebnis der Mitwirkung des Südostens am Kampfe Europas gegen das vorbrechende Asien dieses Gefühl einer unumgänglich notwendigen Gemeinsamkeit in den großen Sicherungsfragen der Völker — als Träger des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens — erzielt wird, vermag auch der innere Aufbau dieses Raumes ungestört und reibungslos vor sich zu gehen.

Niemand wird die Schwierigkeiten unterschätzen, die als Erbschaft der Vergangenheit diesen Aufgaben auch heute noch entgegenstehen. Man hat nicht zu Unrecht immer wieder auf den großen Schnitt hingewiesen, der, bedingt durch die geschichtlichen Schicksale, diesen Raum durchzieht und sich in allen seinen wesensmäßigen, in Sonderheit kulturellen Zügen ausprägt. Zweifellos hat der geistige Einfluß von Byzanz und der machtmäßige des alten Osmanenreiches auf dem Boden Südosteuropas tiefe Spuren hinterlassen und sich dem Antlitz seiner Völker eingegraben, wenn auch die äußeren Zeichen dieser Herrschaft längst von neuen Gestaltungen abgelöst sind.

Hier im Südosten wird es stets Landschaften geben, denen vermittelnde Aufgaben zwischen dem Kernraum Europas und diesem mehr als einmal gewaltsam entfremdeten Raume zugewiesen sind. Aber diese Aufgaben liegen heute, wo die Kraftströme von der Mitte des Erdteiles ausgehen und sich so stark erweisen, daß sie die neue Ordnung bis in den eurasischen Zwischenraum hinein zu bestimmen vermögen, nicht mehr, wie zu Zeiten der Schwäche und des Zerfalles des Ersten Reiches in machtmäßigem Schutz des Donaubeckens, als dem südöstlichen Vorfeld Mitteleuropas, sondern auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete in der Mitwirkung an der Gestaltung eines fruchtbaren Kräfteausgleiches. Das Schwergewicht der Fragen ist auch im Südosten Europas in die volkstumsmäßige Entwicklung verlagert; sie werden nur in der Schaffung befriedigender sozialer Verhältnisse ihre Lösung finden. Die Kampfparolen panslawistischer Lehren, die in den Zeiten der kleinstaatlichen Spannungen dieses Raumes und eines überholten Nationalismus als Staatsprinzip so oft gefährlich emporloderten und den Südosten zum „Pulverfaß" Europas werden ließen, sind durch die Erfahrungen der siegreichen Heere im „Sowjetparadies" entlarvt. Sie haben sich als Deckmantel für die Europas Kultur zerstörenden Pläne gezeigt.

Wer aber in dem künftigen Europa seinen Platz behaupten will, kann dies nur tun, wenn er sich den Gesetzen der aus dem Volkstum erwachsenden und mit ihm begrenzten Kräfte einfügt und so im Großraum des Erdteils seine Aufgabe als Glied des Ganzen erkennt. Hier nützt es aber nichts, mit alten, inhaltslos gewordenen Parolen neue Scheinfronten zu errichten, sondern nur den Eigenwert als Volk unter Völkern zur Entfaltung zu bringen. K.

Wandlungen des Geschichtsbildes südosteuropäischer Völker

Von E. Lendl

Für die politische und geistige Ausrichtung eines Volkes ist sein Geschichtsbild, die Erkenntnis der historischen Wurzel seiner völkischen Zusammenhänge, seiner rassischen Grundstruktur und seiner Funktion im Aufbau der europäischen Kultur von ausschlaggebender Bedeutung. Diese Erkenntnis ist nun bei jedem Volk im Laufe der Geschichte einer starken Wandlung unterworfen. Ist uns doch aus der deutschen Geschichte hinreichend bekannt, wie auch unser Geschichtsbild im Laufe der Jahrhunderte manche Veränderung erfahren hat. Denken wir etwa an das Geschichtsbild der liberalistischen Ära des 19. Jahrhunderts mit ihrer einseitigen Verengung des Volksbegriffes auf die Bewohner des kleindeutschen Reiches und die Beschränkung des Volksbegriffes auf rein äußerliches sprachliches Gleichgerichtetsein, ohne dabei auf viel wesentlichere Kriterien, wie Ahnenerbe, Sitte, Lebenshaltung und Wirtschaftsgesinnung, einzugehen. Erst die tieferschürfende Erkenntnis des neuen Deutschland hat unser Volk mit einem reicheren Volksbegriff vertraut gemacht.

Wie kommt es nun zu einer solchen Umwertung des deutschen Geschichtsbildes in den letzten Jahrzehnten? Wir können hier zwei Wege feststellen. Einerseits bringt die fortschreitende wissenschaftliche Forschung uns genauere Kenntnis über die komplizierte Entstehungsgeschichte europäischer Völker mit ihren starken völkischen und rassischen Überschichtungserscheinungen und Kulturübertragungen. Anderseits aber hat die intuitive Erkenntnis der großen Führerpersönlichkeit Adolf Hitlers eine Wandlung des Denkens auch in breiteren Volksschichten durchgesetzt. Arbeit einer politischen Führerpersönlichkeit und wissenschaftliche Forschung sind somit, sich gegenseitig ergänzend, an der Umgestaltung des Geschichtsbildes eines Volkes in gleicher Weise beteiligt.

Die gewaltige Verschiebung des historischen Bildes einzelner Völker über ihre Stellung und Bedeutung hat im besonderen Ausmaß auf dem europäischen Kontinent mit seiner vielgliedrigen Völkerfamilie starke Wandlungen im politischen Denken angebahnt. Dies nicht nur in den heute autoritär beherrschten Staaten, sondern auch an vielen anderen Stellen Europas. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt die südosteuropäischen Völker in den letzten Jahren, so zeigt sich allenthalben eine lebhafte Diskussion über die Frage nach der Herkunft und dem Werden des eigenen Volkes. Eine Auseinandersetzung, die teilweise mit einer Veränderung in der bisherigen Volks- und Geschichtsauffassung und der Stellung innerhalb der Reihe der europäischen Nationen abgeschlossen wird. Allgemein ist auch hier die Erkenntnis im Wachsen, daß die gegenwärtige sprachliche Gleichgerichtetheit für die Gestaltung des Volkes, bzw. dessen Umfang, nicht allein entscheidend ist, sondern vielmehr auf die Bedeutung alter Stammesverbände und späterer Überschichtungen, bzw. Unterwanderungen, hinzuweisen ist, die den ursprünglichen Kern eines Volkes oberflächlich umzuformen vermögen. Die Führerrolle bestimmter völkischer Verbände und Gruppen, die in dem Lebensraum anderer Völker im Laufe der Jahrhunderte eine äußerliche Gleichrichtung erfahren haben, wird nunmehr auch in der Geschichtsbetrachtung gewürdigt.

Von dieser Wandlung des Geschichtsbildes sind alle südosteuropäischen Völker in den letzten Jahren erfaßt worden. Bei dem einen Volke ist die Erkenntnis schon mitten in das Kernproblem vorgestoßen und hat auch in den breiteren Schichten seiner Bevölkerung an Boden gewonnen, bei anderen Völkern läuft gewissermaßen die Diskussion erst an und bewegt sich noch auf abseitigen Bahnen. Auch das deutsche Volk und seine Stellung und Bedeutung im südosteuropäischen Raum sowie seine Einflußnahme auf Aufbau und kulturelles Gefüge südosteuropäischer Völker wird in diesem Zusammenhang vielfach erörtert. Eine Frage, die aus begreiflichen Gründen nicht nur von deutscher Seite mit besonderer Anteilnahme erarbeitet wird, sondern auch in der Forschung der Südostvölker eine bedeutende Rolle spielt.

Hier ist vor allem die Frage nach dem *germanischen Erbe* und die Bedeutung der *mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung* für den Aufbau der einzelnen Volkspersönlichkeiten gestellt worden. Gerade die Betrachtung des germanischen Erbes innerhalb der einzelnen Südostvölker und das Herausstellen dieses *Ahnenerbes* in seiner Bedeutung für den Aufbau der *heutigen Volkspersönlichkeit* läßt uns klarwerden, wie stark heute in einzelnen Kreisen Südosteuropas bereits die enge Verbundenheit, auch blut- und haltungsmäßig, mit dem deutschen Mitteleuropa betont wird. Der oberflächlichen Ideologie von einer auf sprachlicher Verwandtschaft beruhenden slawischen Gemeinsamkeit wird Absage geleistet, nachdem die Erkenntnis immer mehr durchdringt, daß die *Unterschiede zwischen den einzelnen slawisch sprechenden Völkern* größer sind, als man früher angenommen hat. Auch das rumänische und madjarische Volk erkennt ebenfalls immer mehr die starke Durchsetzung mit deutschen und germanischen Blutsanteilen. Auch das *römische* und *vorrömische* Erbe innerhalb der südosteuropäischen Völker wird ebenso wie eine *finnisch-ugrische* und *türkisch-tatarische* Einwanderungsschicht im Volksaufbau der südosteuropäischen Völker festgestellt.

Als eine der ältesten Auseinandersetzungen über völkische Herkunftsfragen und Einordnung seines Geschichtsbildes gilt die Frage über das Werden des *rumänischen Volkes*. Eine jahrzehntelange Diskussion geht nun schon über den Ursprung des rumänischen Volkes, entzündet vor allem im Meinungsstreit über die Priorität madjarischer oder rumänischer Siedlung im *siebenbürgischen Raum*. Während von madjarischer Seite das Auftauchen des rumänischen Volkes in Siebenbürgen kaum vor dem 12. Jahrhundert angenommen wurde, war von den Rumänen schon seit dem 17. Jahrhundert ihr völkischer Zusammenhang mit den römischen Kolonisten der dazischen Provinz aus der römischen Kaiserzeit betont worden. In den letzten Jahrzehnten ist nun dieses Geschichtsbild durch die rumänische Geschichtsforschung weitgehend vertieft worden und über die primitiven Feststellungen früherer Zeit hinausgewachsen. Unter diesen Untersuchungen sind vor allem die Arbeiten des bekannten rumänischen Historikers *Jorga* zu nennen, der in einer Reihe von Arbeiten die Bedeutung der *dazischen Urbevölkerung* und der *römischen Kolonistenschicht* am Aufbau des heutigen rumänischen Volkskörpers klarzulegen versuchte. Darüber hinaus konnte die Feststellung gemacht werden, daß auch eine ältere *bulgarische Bevölkerungsgruppe*, vornehmlich in Siebenbürgen und am Rande der Theißebene, im frühen Mittelalter in den rumänischen Volkskörper mit eingeschmolzen wurde. Einen neuen Beitrag zur Herkunftsforschung des rumänischen Volkes brachten endlich die Untersuchungen *Diculescus*, der in seinen Arbeiten über das ostgermanische Volk der *Gepiden* auch auf die im Rumänentum untergegangenen Reste dieses Volkes hinwies. Seine Ausführungen sind wohl im einzelnen vielfach widersprochen worden. Die Tatsache eines *germanischen Blutanteiles* am Aufbau des rumänischen Volkes ist aber seit den Untersuchungen von *Kisch*, *Gamillscheg* und *Puscariu* nicht mehr zu leugnen. Dies um so mehr, als auch im Zuge der großen *mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung* nicht nur geschlossene deutsche Volksinseln innerhalb des rumänischen Volksraumes begründet wurden, sondern auch zahlreiche vereinzelte Volkssplitter im Rumänentum aufgegangen sind. Es sei in diesem Zusammenhang nur auf die deutschen Handels- und Kaufmannssiedlungen des Mittelalters in der *Moldau* und *Walachei* bis an die Gestade des *Schwarzen Meeres* erinnert. Selbst im 19. Jahrhundert ist diese deutsche Blutzufuhr in den rumänischen Volkskörper nicht abgebrochen; nicht zu übersehen sind z. B. die zahlreichen, zusammen mit dem Hohenzoller Karl I., ins Land gekommenen deutschen Familien, die heute wertvolle Glieder der rumänischen Intelligenzschicht darstellen. Gerade die letzten schweren politischen und inneren, kulturellen Krisen des rumänischen Volkes haben stärker denn je die Frage nach der Rolle der einzelnen Führungsschichten innerhalb des rumänischen Volkes gestellt, die Stellung alter rumänischer Kerngebiete und junger Kolonisationsräume festgelegt und auf die verderbliche Wirkung einer

oberflächlichen Romanisierung rassisch minderwertiger, aus den verschiedensten Teilen des vorderen Orients zugezogener Bevölkerung hingewiesen. Mehr als früher sieht die heutige politische Führungsschicht Rumäniens das Bild ihres Volkes geformt aus dem jahrtausendealten Erbe des rumänischen Bauerntums, das in seinen Kerngebieten auf altem germanischem Kulturboden lebt. Die politische Anlehnung an das Deutsche Reich unterstreicht die Betonung gemeinsamer geschichtlicher Entwicklung, vor allem in dem bevölkerungsmäßig stark rumänisch bestimmten Siebenbürgen.

Das madjarische Volk hat schon seit den Tagen Stephan des Heiligen seine Einordnung in die mitteleuropäische Völkerfamilie vollzogen und seither bei aller Betonung seiner finnisch-ugrischen Herkunft an dieser Zuordnung zu Mitteleuropa festgehalten. Die Frage einer Neugestaltung des Geschichtsbildes des madjarischen Volkes ist daher in seinen Grundzügen nicht mehr zu stellen. Im Mittelpunkt der Erörterungen steht vielmehr die Frage, wer gehört nach der großen Assimilationswelle des vorigen Jahrhunderts, in der aus einer rein oberflächlichen Meinung mit Zuhilfenahme behördlichen und gesellschaftlichen Druckes die sprachliche Madjarisierung aller Volksgruppen des ungarischen Staates betrieben wurde, heute wirklich dem madjarischen Volke an. Die blutmäßig dem madjarischen Volke Zugehörenden und mit der ursprünglichen madjarischen Einwanderungsschicht auch blutmäßig Verbundenen bilden nur mehr einen Bruchteil der heute madjarisch sprechenden Bevölkerung. Daher ist die Frage neuerlich brennend: Sind also die nur sprachlich, aus ihren alten völkischen Bindungen gelösten, darunter besonders zahlreichen Angehörigen slawischer und deutscher Familien als „Madjaren" zu betrachten oder nicht? Nach dem Zusammenbruch des Vorkriegsungarn und der politischen Neugestaltung im südöstlichen Europa begann allenthalben im Bereich der Volksgruppengebiete des früheren Ungarn eine kulturelle und politische Selbständigkeitsbewegung, die eine weitere Assimilation in den madjarischen Volks- und Gesellschaftskörper naturgemäß erschwerte und schließlich verhinderte. Dies trat aber deutlich erst in dem Moment in Erscheinung, als mit dem Erstarken des deutschen Volksgefühles durch die deutsche Erneuerungsbewegung sich in Ungarn sogar eine Dissimilation zugunsten des Deutschtums bemerkbar machte. Dieser Vorgang blieb in madjarischen Kreisen nicht unbeachtet, und es entspann sich unter Führung des bekannten ungarischen Historikers Julius Szekfü eine große, weite Kreise umfassende Auseinandersetzung über die Frage, ob die ungarische Staatsidee, die im vorigen Jahrhundert durch das Streben nach einem einheitlichen Nationalstaat gekennzeichnet war, nicht einer Revision bedürfe. Das Idealbild des mittelalterlichen ungarischen Staates, der ein völkisch differenziertes Gebilde gewesen war und allen Nationen ihr Eigenleben beließ, erschien vielen wieder als erstrebenswerte Staatsform. Zu gleicher Zeit war die Frage gestellt, in welcher Weise sich nun das madjarische Volk in ein neues Europa, aufbauend auf dem Gedanken des volklichen Eigenlebens, einfügen sollte. Neben Kreisen, die eine weitgehende Fortführung der alten Idee vom Staate der dreißig Millionen madjarisch sprechender Menschen im Sinne hatte, traten Richtungen auf, die eine scharfe Distanzierung der alten „Stamm-Madjaren" von den jungen Assimilanten forderten. Es stellte sich heraus, daß die Assimilanten in Gesinnung und Lebenshaltung andere Ziele verfolgten als die alten madjarischen Gruppen. Auch heute noch ist die Auseinandersetzung über die geschichtliche Bedeutung und Stellung des madjarischen Kernes der ungarischen Staatsbevölkerung nicht abgeschlossen. Die Vertreter der Assimilationstheorie sind noch weitgehend vorhanden und beherrschen in starkem Maße die öffentliche Meinung. Die überstarke Ausrichtung des madjarischen Volkes auf ein ausgesprochenes Staatsdenken hat die Bildung eines eigenständigen, aus dem Volksempfinden kommenden Geschichtsbildes weitgehend erschwert, eine Tatsache, die sich bei dieser Auseinandersetzung vielfach bemerkbar macht.

Aus der Reihe der slawisch sprechenden Südostvölker sei besonders auf die Wandlung im Geschichtsbild der Kroaten und Slowaken hingewiesen, beides Völker, die erst in den

letzten Jahren nach langen politischen Kämpfen ihre staatliche Selbständigkeit erringen konnten.

In seinem Buch „Volk und Land der Kroaten" hat der heutige Außenminister Kroatiens, Mladan Lorković die Feststellung von der nichtslawischen Abstammung der entscheidenden Führungsschicht des kroatischen Volkes ausgesprochen. Er weist auf den komplizierten Aufbau des heutigen kroatischen Volkes hin, in dem neben starken Gruppen aus dem wlachisch-illyrischen Völkerkreis Angehörige des indogermanischen Volkes der Anten und nicht unbedeutende Gruppen ostgermanisch-gepidischer und gotischer Herkunft vertreten sind. Er konnte, fußend auf den Forschungen bedeutender kroatischer Historiker, den wesentlichen Anteil dieser nichtslawischen Schicht an der kroatischen Geschichte nachweisen. Auch in den Erklärungen des kroatischen Staatsführers Ante Pavelic anläßlich der Gründung des kroatischen Staates finden wir wieder die Feststellung, daß das kroatische Volk sich nun nicht mehr in den Kreis der slawischen Völkerfamilie gehörig betrachte, sondern vielmehr sein antisch-germanisches Erbe, ebenso wie das illyrische Blut für seine geschichtliche Entwicklung wesentlicher erachte als die sprachliche Zugehörigkeit in den Kreis der Südslawen.

Für das Volk der Slowaken galt es in den letzten Jahren vielfach, das Geschichtsbild weitgehend von fremden Geschichtsideologien zu befreien. Von tschechischer, aber auch von madjarischer Seite aus war die Stellung des slowakischen Volkes in der Geschichte des letzten Jahrtausends jeweils sehr einseitig nach der Staatsideologie des tschechoslowakischen oder ungarischen Staates dargestellt worden. In den Arbeiten des tschechischen Historikerkreises, so z. B. Kroftas, dem auch manche ältere Slowaken zuneigten, war die Ansicht verbreitet, daß dem Slowakentum innerhalb eines gemeinsamen „tschechoslowakischen" Volkes nur die Rolle einer örtlichen Stammesentwicklung zukomme. Die madjarische Auffassung erkannte wohl die Selbständigkeit des slowakischen Volkes an, räumte ihm aber innerhalb der ungarischen Staatsgeschichte nur eine ausgesprochen untergeordnete Rolle ein. Die junge slowakische Freiheitsbewegung Andrea Hlinkas hat nun mit Erfolg ein neues Bild des slowakischen Volkes und seiner geschichtlichen Leistung, aufbauend auf die wissenschaftliche Forschungsarbeit jüngerer slowakischer Historiker, durchzusetzen vermocht. Stark ist nun im slowakischen Volk der Mythos einer tausendjährigen eigenständigen Geschichte verankert. Als erster Höhepunkt der slowakischen Geschichte gilt das Reich Swatopluks. Die frühe geschichtliche Verbindung des slowakischen Volkes mit dem Deutschen Reich in jener Zeit (Salzburger Mission in den Westkarpatenländern) wird hiebei besonders betont. Einzelne slowakische Historiker, wie etwa Hrušovsky, haben auch den großen Anteil an der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung für den Aufbau des slowakischen Volksbodens gewürdigt und auf die deutsch-slowakischen Kulturbeziehungen durch all die Jahrhunderte hingewiesen. Wir sehen also auch hier eine weitgehende Umformung des Geschichtsbildes, die für die politische Entwicklung in diesem Raume von nicht geringer Bedeutung geworden ist.

Auch bei anderen Südostvölkern sind heute Wandlungen im Geschichtsbild festzustellen. Es sei etwa z. B. an die wachsende Erkenntnis des gotischen Erbes in der bulgarischen Geschichte erinnert. Auch die junge griechische nationalsozialistische Erneuerungsbewegung unter ihrem Führer Yannaros verweist heute mit wachsendem Erfolg auf das alte nordische Erbe des griechischen Volkes und versucht, in Anknüpfung an die großen Epochen der griechischen Geschichte, eine Überwindung der jahrhundertealten, durch vorderasiatische und illyrische Überfremdung sich breitmachenden Lebenshaltung und Geschichtsbewußtseins.

Ebenso wie andere Völker Europas, vor allem im Norden und Westen, stehen auch die südosteuropäischen Nationen mitten in einer entscheidenden Wandlung ihres Geschichtsbildes. Im Norden und Westen Europas ist ein weitgehendes Wiederbesinnen auf die nordisch-germanische Gemeinsamkeit festzustellen (großgermanische Bewegungen); bei den Völkern des Südostens ist vielfach die im Volkskörper wurzelnde nordische Führungsschicht aufgerufen und versucht, gegenüber langer Überfremdung sich durchzusetzen.

Die Schlacht am Wesirenberg

Von Hans Karl Andras

Immer wieder, wenn die anstürmenden Wellen des Asiatentums die Kultur des Abendlandes, der europäischen Mitte zu zermalmen drohten, war es ein deutscher Mann, der in dem oft innerlich vollkommen zerrütteten Deutschland aufstand und die besten Söhne der Heimat um sich scharte, um mit ihnen in granitener, von der Not geschweißter Einheit, gleich einem messerscharfen Keil, die asiatische Brandung zu teilen und sie in ihr Bett zurückzuwerfen.

Dem Vordringen der Türken war Ende des 17. Jahrhunderts zum ersten Male Einhalt geboten worden. Der Friede von Karlowitz (1699) nahm dem Sultan Südungarn und Siebenbürgen. Von den Ländern der habsburgischen Krone verblieb lediglich das Banat — das Land östlich der Theiß und nördlich der Donau — unter der Oberhoheit des Halbmondes. Als 1715 Heeresmassen der Pforte das Gebiet von Morea (im heutigen Griechenland), das der mit dem deutschen Kaiser verbündeten Republik Venedig gehörte, angriffen, erachtete Prinz Eugen von Savoyen, der große Feldherr des deutschen Kaisers, den Augenblick für gekommen, der Pforte auch das Gebiet des Banats zu entreißen. Nach dem Grundsatz „der Krieg muß mit Macht geführt werden", wie sich Prinz Eugen dem Kaiser gegenüber äußerte, bereitete der Feldherr gründlich den Angriff vor, um im günstigsten Zeitpunkt die Türken anzugreifen, das Banat zurückzuerobern und die Save-Donau-Linie als Grenze gegenüber der Pforte sicherzustellen.

Die Sammlung und der Wiederaufbau der kaiserlichen Streitkräfte, die durch den pfälzischen Feldzug und den langwierigen Spanischen Erbfolgekrieg geschwächt waren, erfolgte im Lager bei Futak und Peterwardein. Anfang 1716 dürften es gegen 60.000 Mann gewesen sein, die aus den habsburgischen Erblanden zusammengezogen waren, und die bei Peterwardein das Herannahen der türkischen Streitmacht, die schon Ende 1715 aus Adrianopel in der Stärke von ungefähr 160.000 Mann gemeldet worden war, erwarteten. Der Kriegszustand mit der Pforte trat dann nach dem Ultimatum des Kaisers, in dem er vom Sultan die Zurückziehung der türkischen Streitkräfte aus Morea gefordert hatte, und das von diesem mit Gefangensetzung des kaiserlichen Abgesandten in Byzanz beantwortet worden war, im April 1716 ein. Der Großwesir Damad Ali rückte aus dem Süden mit seinen Heeresmassen vor, und dann spricht die Kriegsgeschichte:

„In den Tagen vom 26. bis 28. Juli 1716 übersetzten die Türken die Save und rückten über Slankamen am 2. August bis Karlowitz vor, standen also nun in nächster Nähe von Peterwardein.

Am selben Tage kam es schon zu einem scharfen Gefecht zwischen einer Rekognoszierungstruppe unter dem Grafen Johann Palffy und einer weit überlegenen türkischen Reiterabteilung. Gleichzeitig wurde der Großteil der kaiserlichen Armee von Futak auf das rechte Donauufer nach Peterwardein übersetzt. Vor der Festung, die von der Donau im Bogen umschlossen wird, befanden sich noch die Reste der einst im Jahre 1694 aufgeführten Verschanzungen. Prinz Eugen ließ diese rasch ausbessern, und zwischen und hinter diesen Linien lagerte nun am 3. August die kaiserliche Infanterie, der Großteil der Kavallerie stand aber noch am linken Donauufer bei Futak. Die Türken hatten sich im Süden der Festung auf den Abhängen des Frankengebirges (Fruschka Gora) gelagert, sie begannen sofort Laufgräben anzulegen und umschlossen das kaiserliche Heer im Halbkreis. Die Lage war nicht ganz unbedenklich. Aber die grandiose Sicherheit Eugens, die Tapferkeit und Begeisterung der Truppen überwanden alle Schwierigkeiten. Eugen entschloß sich zu schneller Offensive, die auch dem Feind überraschend kam."

„Am Nachmittag des 4. August erließ Eugen die Dispositionen zur Schlacht. In der Nacht zog er die Reiterei über die Donau heran, die aber infolge der durch einen heftigen



Sturm erfolgten Beschädigung der Schiffsbrücke erst in der Frühe herüberkam. Der Angriff begann am 5. August, um 7 Uhr. Der linke Flügel unter dem Prinzen Alexander von Württemberg eröffnete ihn mit einem kräftigen Stoß auf den rechten Flügel des Feindes, der über seine Laufgräben zurückgedrängt wurde. Das kaiserliche Fußvolk nahm und behauptete eine Höhe, die Kavallerie drang unwiderstehlich vorwärts. Inzwischen war auch das Zentrum aus den Ausfallstoren ausgerückt, wurde aber von den Janitscharen mit Übermacht empfangen und zurückgedrängt, ebenso Teile des rechten Flügels. Die Türken drangen mit „unbeschreiblichem Fureur" ihrerseits in die ersten Trancheen ein und trennten so die beiden Flügel vom Zentrum. In diesem kritischen Augenblick sprengte Prinz Eugen heran; mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit setzte er sich selbst der größten Gefahr aus, sammelte die zurückgewichene Infanterie und warf die Reiterei des rechten Flügels unter Ebergenyi auf die linke Flanke des Feindes. Dies war der Wendepunkt der Schlacht. Der mächtige Stoß machte dem Zentrum wieder Luft, auf dem linken Flügel war die kaiserliche Reiterei in stetem Vordringen gegen das türkische Lager, nun konnte auch die Reserve aus dem zweiten Retranchement vorrücken, die Janitscharen begannen zu weichen, ihre eigenen Laufgräben wurden ihnen zum schweren Verhängnis, in Unordnung, von allen Seiten bedrängt und ohne Unterstützung gelassen, wandten sie sich zur Flucht. Und da die Kavallerie im feindlichen Lager siegreich vordrang, wurde die Flucht der Türken allgemein. Von Hügel zu Hügel verfolgt, gaben sie das ganze Lager frei. Der Großwesir Damad Ali, der vergebens die Flucht seiner Scharen zu wehren gesucht hatte, stürzte sich selbst in den Kampf, wurde schwer verwundet und starb auf der Flucht nach Belgrad."

„Um die Mittagszeit des 5. August war die Schlacht im Vorgelände von Peterwardein siegreich beendet, das türkische Lager mit allen Schätzen, mit reichen Vorräten an Munition und Lebensmitteln fiel in die Hände des Siegers. Die Verluste auf Seiten der Kaiserlichen war immerhin bedeutend: über 2100 Tote, über 2300 Verwundete, unter den Toten mehrere Generale und andere hohe Offiziere. Den Feldmarschalleutnant Grafen Siegfried Breuner, der im Gefecht vom 2. August gefangengenommen worden war, fand man zerhauen und verstümmelt beim Zelte des Großwesirs, mit ihm andere getötete Gefangene. Bei weitem größer waren jedoch die Verluste der Türken. Sie sollen ein Mehrfaches der Verluste der Kaiserlichen betragen haben."

So endet die Geschichte der Schlacht bei Peterwardein. 225 Jahre später, am 10. August 1941, standen deutsche Männer aus allen Gauen des Donauraumes auf dem Wesirenberg versammelt, um Prinz Eugens des großen Deutschen, und seines Sieges über die Türken zu gedenken. Deutsche Fahnen, die Kriegsflagge des Deutschen Reiches schmückten den Gipfel, auf dem eine Marmorplatte zum Gedenken derer, die hier ihr Leben lassen mußten, steht.

Es ist doch kaum einige Monate her, seit das deutsche Heer die deutsche Flagge siegreich über das Land an der Donau trug, kaum kurze Wochen, seit die deutschen Männer und Frauen im Donauraum wieder frei und stolz ihr Bekenntnis zum Deutschtum ablegen können, ohne in steter Furcht vor Bedrückung und Knute leben zu müssen. Um so lebhafter und größer steht daher vor ihnen das Bild der glänzenden deutschen Siege der Vergangenheit, die schon einmal dieses Land von unerträglichem Druck befreiten und es wieder mit der deutschen Mitte unseres Erdteiles verbanden.

Die Worte Bruno Kremlings im „Schimmelreiter von Peterwardein" erzählen nicht nur von gestern, sie leben heute und in aller Zukunft im Südosten, wo das deutsche Schwert und deutsches Blut dem deutschen Bauern eine Heimat geschaffen haben, eine Heimat, die für das Mutterland Vorposten war und bleibt.



Zur Entwicklung der Judenfrage in der Slowakei

Von Dr. Richard Busch-Zantner

Während der Drucklegung dieser Folge unserer Zeitschrift ist die neue slowakische Judenverordnung erlassen worden, die in der nachfolgenden Arbeit noch nicht berücksichtigt werden konnte, wenn sie auch bereits die wesentlichen Forderungen der Hlinka-Garde zeigt. Nichtsdestoweniger bietet die Arbeit durch ihre Darstellung der Probleme und der Struktur auch nach der nunmehr veränderten Lage wertvolle Aufklärung.

Bemerkenswert an der neuen Verordnung, die sich weitgehend an die Nürnberger Gesetze anlehnt, erscheinen die aus der Struktur des Judentums in der Slowakei begründeten Unterschiede gegenüber den Nürnberger Gesetzen: Halbjuden werden bei der Eheschließung mit einem jüdischen Ehepartner nur dann als Juden betrachtet, wenn die Ehe nach Erlassung der ersten slowakischen Judenverordnung vom 20. April 1939 geschlossen wurde. Andererseits tritt gegenüber den Nürnberger Gesetzen eine Verschärfung ein, daß auch ein Mischling, der von einem jüdischen Großelternteil stammt, als Volljude gilt, wenn er israelitischen Bekenntnisses ist, bzw. am 20. April 1939 war. Für Mischehen gilt aber die Rassenverschiedenheit weder als Scheidungs- noch als Trennungsgrund.

Die Salzburger Gespräche vom 28. Juli 1940, die für die Entwicklung der inneren wie der äußeren Politik der Slowakei so bedeutungsvoll waren, bilden auch einen Wendepunkt in der Entwicklung der slowakischen Judenpolitik. Mit dem Wiedereintritt Sano Machs in das Innenministerium hat der neben Ministerpräsident Tuka entschieden aktivste und besonnenste Vertreter des politischen und weltanschaulichen Antisemitismus den für die Auseinandersetzung mit dem Judentum wohl wichtigsten Posten bezogen. Damit ist die Gewähr gegeben, daß die von Mach in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber der Hlinka-Garde in dieser für die politische Erziehung und Willensbildung des Slowakentums so entscheidungsvollen Organisation entwickelte, grundsätzliche Haltung stets mit der amtlichen Politik übereinstimmt, wobei sogar, wie es scheint, der Hlinka-Garde die Aufgabe zugeteilt ist, vorbereitender Schrittmacher für den weiteren Ausbau der amtlichen Judenpolitik zu sein. So hat die Hlinka-Garde bereits im August 1940 auf Veranlassung Machs damit begonnen, unabhängig von den offiziellen Entjudungsmaßnahmen durch die Auszeichnung judenfreier Gemeinden das Tempo der Entjudung gerade in den politisch weniger geschulten bäuerlichen Schichten zu steigern; wie sehr die Hlinka-Garde aber über derartige propagandistische Maßnahmen hinaus auch für die geistige Bewältigung des Problems bahnbrechend ist, hat unlängst erst die im August 1941 unter dem Vorsitz Machs abgehaltene Tagung ihrer Kommandanten bewiesen, die sich fast nur mit der Judenfrage befaßte und die zwei sehr bemerkenswerte Forderungen aufstellte: Erstens die kompromißlose Einführung der Grundsätze der Nürnberger Gesetze auch in der Slowakei und zweitens die Erhebung einer Sondersteuer auf jüdische Vermögen, eine Forderung, die abermals das deutsche Vorbild der im November 1938 eingeführten Vermögensabgabe erkennen läßt.

Beide Forderungen verdienen Beachtung, denn sie berühren die beiden Hauptprobleme, mit denen augenblicklich die slowakische Judenpolitik ringt: Das ist erstens die immer noch offene endgültige und erschöpfende gesetzliche Abgrenzung des Begriffes „Jude“ und zweitens die endgültige Beseitigung des unerhört weitreichenden jüdischen Einflusses auf die slowakische Wirtschaft. Wie vordringlich diese beiden Fragen gerade heute sind, hat sich in den letzten Monaten aus einem doppelten Anlaß ergeben: die im September 1940 begonnenen Erhebungen über den tatsächlichen Umfang der jüdischen Vermögen hat so überraschende Ergebnisse gebracht, daß man heute allenthalben einsieht, ohne ein ernsthaftes Eindringen in die jüdische Wirtschaftsdschungel könne eine zufriedenstellende Lösung der Judenfrage niemals er-

reicht werden. Die dann im Dezember 1940 durchgeführte Volkszählung hat nicht minder deutlich gezeigt, daß ohne eine Neufassung der gesetzlichen Judendefinition gleichfalls keine vollkommene Lösung der Dinge erwartet werden darf.

Judenfeindlich war natürlich die junge Slowakei auch schon vor dem 28. Juli 1940 gewesen. Das Judengesetz vom 18. April 1939 hatte jedoch (und hat noch immer) neben einigen technischen Mängeln den grundlegenden Fehler, daß es den Begriff „Jude" rein konfessionell begrenzt und nur auf solche Personen zur Anwendung bringt, die vor dem 30. Oktober 1918 der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört haben. Damit hat der Gesetzgeber einerseits bewiesen, daß er die Judenfrage als Rassenfrage überhaupt nicht erkannt hat, anderseits aber hat er zugleich der politischen Aufklärung, die die Judenfrage als Rassenfrage populär machen will — und wie es eben die Hlinka-Garde gefordert hat —, die Arbeit erheblich erschwert. Der einseitig konfessionelle Maßstab mochte vielleicht gerade noch da ausreichen, wo es sich um echtes, typisches Ostjudentum handelt, das ja stets zugleich auch Bekenntnisjudentum ist, er versagt aber völlig da, wo es sich um Assimilationsjuden handelt, und er versagt vor allem bewußt gegenüber den getauften Juden, die überhaupt unberücksichtigt blieben. Eine solche Unzulänglichkeit ist gerade in einem Lande, das, wie die Slowakei, beide Typen in sich vereinigt, sehr gefährlich*. Die Folgen zeigten sich alsbald darin, daß gerade von kirchlicher Seite eine mitunter erstaunliche Werbung für getaufte Juden entfaltet wurde, so daß dergestalt neben dem gesetzlichen auch jeder moralische und gesellschaftliche Zwang zu einer soziologischen Distanzierung von getauften Juden fehlte. Es konnte daher nicht verwundern, wenn sogar noch nach dem Jahre 1940 Ehen mit „christlichen" Rassejüdinnen auch von Personen in öffentlichem Dienste geschlossen wurden.

Die alten ungarischen Zählungen von 1900, 1910 und 1919 kannten eine selbständige jüdische Volksgruppe überhaupt nicht. Ungarn ging bei der Abgrenzung der von ihm statistisch erfaßten Nationalitäten ausschließlich von der Muttersprache aus und rechnete hiernach die Juden den einzelnen Sprachgruppen zu, zu denen sie sich bekannten und aus denen man sie dann höchstens wieder mittels der Religionsstatistik herausholen konnte. Dank diesen Methoden konnte es vorkommen, daß die jiddisch sprechenden Juden zu den Deutschen gerechnet worden sind; ein Ergebnis, das natürlich nicht nur das volkliche, sondern auch das sprachliche Strukturgefüge völlig verzerrt.

Erst die tschechoslowakischen Zählungen 1921 und 1930 haben eine jüdische Nationalität anerkannt und demgemäß eine selbständige jüdische Volksgruppe geführt. Diesem trotz aller Bedenken nützlichen Fortschritt lagen jedoch weder volkspolitische und noch viel weniger rassenpolitische, als vielmehr sprachpolitische Ursachen zugrunde.

Auf den Zweck, den die alte Tschechoslowakei mit dieser „Konstruktion der jüdischen Nationalität" verfolgte, hat vor allem die madjarische Minderheit sehr stark hingewiesen — an sich nicht überraschend, denn es war ja gerade der Grundsatz der madjarischen Nationalitätenpolitik gewesen, die Volksgruppenfragen vom sprachpolitischen Gesichtspunkte aus zu behandeln. Die Madjaren erkannten in dieser tschechischen Abweichung von ihrer alten statistischen Tradition sehr richtig die Gefahr, die durch das Auftreten des neuen statistischen Merkmals der volklichen Zugehörigkeit ihren sprachpolitischen Tendenzen entstehen mußte: gingen doch durch diese tschechische Maßnahme der madjarischen Minderheit alle madjarisch sprechenden Juden verloren, deren sich die Madjaren so gerne bedient hätten, um ihre eigene Position numerisch zu stärken. Die „Denkschrift der Ungarischen Revisionsliga über die Lage der Ungarn in der Tschechoslowakei" (Budapest 1934) äußert sich hierzu bezeichnenderweise folgendermaßen (Seite 70): „Während die Nationalität sämtlicher anderer Staatsangehörigen der Republik in der Regel durch ihre Muttersprache bestimmt wird,

* Vergl. auch den Aufsatz „Juden in der Slowakei" vom gleichen Verfasser in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1940, Seite 199.



können die Juden zwischen der Nationalität ihrer Muttersprache und ihrer Religion wählen. Die ungarischen und österreichischen Volkszählungen kannten keine jüdische Nationalität, welcher Standpunkt um so richtiger ist, als die Juden nach ihrer Muttersprache Ungarn, Deutsche, Tschechen usw. sind, nicht aber Juden, da eine solche Sprache überhaupt nicht existiert. Demgegenüber hat die tschechische Volkszählung den Israeliten — und allein ihnen — ermöglicht, sich als Angehörige einer von ihrer Muttersprache verschiedenen Nationalität zu bekennen, womit das Ziel verfolgt wurde, die Zahl der Ungarn und Deutschen künstlich herabzusetzen, da ja Israeliten tschechischer und slowakischer Muttersprache in der Tschechoslowakei verhältnismäßig wenig vorhanden sind. In der Praxis gestaltete sich die Lage dann so, daß nicht bloß jene Israeliten zu den Nationaljuden zugezählt wurden, die sich als solche bekannt haben, sondern auch unzählige Israeliten, die sich entschieden zur ungarischen Muttersprache gemeldet haben. Wie groß die Tragweite dieser Frage für die ungarische Minderheit ist, geht aus dem Umstande hervor, daß die Volkszählung 1921 in der Slowakei und in Karpatorußland 150 237 Staatsangehörige jüdischer Nationalität nachgewiesen hat. Die Zahl der tschechoslowakischen Staatsangehörigen ungarischer Muttersprache wurde allein infolge der angeführten Definition mit mindestens 65 000 Seelen geschwächt."

Auch den Juden war die von der Tschechoslowakei gefundene Lösung vielfach sehr unerwünscht, da sie dergestalt aus ihrer „madjarischen" oder „deutschen" Tarnung herausgejagt wurden.

Trotz dieser Einwände sind die Zahlen von 1921 und 1930 aber sehr wertvoll. Auch wenn man berücksichtigt, daß sie nur Mindestwerte darstellen, da ja die getauften Juden sehr wahrscheinlich ebenso wie die slowakisch sprechenden Juden nach Sprachen ausgezählt worden sind. Denn da die 1921 und 1930 statistisch ausgewiesenen Juden erfahrungsgemäß doch immerhin etwa 80 v. H. aller Juden des Gebietes erfaßten, läßt sich zwanglos folgern, daß demgemäß der weitaus größte Teil aller in der Slowakei ansässigen Juden sprachlich den Slowaken fremd gegenübergestanden hat; sie haben also nicht die geringste, nicht einmal eine sprachliche Angleichung an das Gastvolk vollzogen, sondern sich in die deutsche und madjarische Minderheit eingenistet, ein Umstand, der Beachtung verdient und die sozialgeschichtliche Entwicklung des ganzen slowakischen Judentums in interessanter Weise beleuchtet.

Von der slowakischen Volkszählung von 1940 liegen vorläufig nur Teilergebnisse vor. Vergleicht man sie mit den Zahlen von 1921 und 1930, so ergibt sich beispiegsweise für die Entwicklung der Judenschaft in Preßburg folgendes Bild:

Volksgruppe	1921		1930		1940	
	Zahl	v. H.	Zahl	v. H.	Zahl	v. H.
Slowaken	37 038	42,3	60 013	51,34	66 836	48,24
Deutsche	25 837	29,5	32 801	28,06	27 838	20,09
Ungarn	20 731	23,7	18 890	16,16	13 195	9,52
Juden	3 758	4,3	4 747	4,06	12 163	8,77
Sonstige	257	0,2	446	0,38	18 505	13,38
Insgesamt	87 621	100,0	116 897	100,00	123 536*	100,00
Staatsfremde	5 568		6 947			
	93.189		123 844			

* Vermutlich unter Einschluß der Staatsfremden.

In der ganzen Slowakei aber wurden an Juden ermittelt:

	1921		1930		1940	
	Zahl	v. H.	Zahl	v. H.	Zahl	v. H.
Gesamtbevölkerung einschließl. Staatsfremde	2 997 048	100,00	3 329 792	100,00	2 653 564	100,00
Davon Juden	70 522	2,35	65 385	1,96	88 958	3,35

Diese Zahlen sind allerdings nur bedingt vergleichbar, da der territoriale Umfang der Slowakei zwischen 1939 und 1940 Veränderungen ausgesetzt war. Trotzdem lassen sie die starke „Zunahme" des Judentums 1940 erkennen, die aber großenteils nicht nur einen Wanderungsgewinn darstellt, sondern auch ein Ergebnis der, wie erwähnt, verfeinerten Erhebungstechnik. Die Gesamtzahl der Juden ist aber auch 1940 noch nicht völlig erfaßt, da die Zählung ja nur die Konfessionsjuden als Juden zählte, so daß man, will man auch die getauften oder glaubenslosen Juden erfassen, wohl noch etwa 11 000 bis 15 000 Juden dazurechnen muß; man wird also ungefähr mit wenigstens 100 000 Vollblutjuden in der Slowakei rechnen dürfen. Sie verteilen sich sehr ungleich über das Land: rund 60 v. H. entfallen auf die Ostslowakei, die vor allem ostjüdische Konzentrationserscheinungen mit allen Typenmerkmalen aufweist, vom Rest entfallen weitere 15 bis 20 v. H. allein auf Preßburg, das innerhalb der Westslowakei die größte Judenmassierung besitzt, wobei gerade hier die getarnten Juden (getaufte und glaubenslose Juden) besonders zahlreich sein dürften. Stark verjudet sind außerdem noch Kleinstädte wie Tyrnau, Preschau, Michalowitz, Pistyan, Bartfeld u. a. m., deren Bevölkerung zu 10 bis 50 v. H. aus Juden besteht.

Die ersten Abwehrmaßnahmen der Slowakei waren bekanntlich nur auf den politischen und kulturellen Sektor beschränkt und berührten die Wirtschaft fast gar nicht; ihr Schutz wurde erst nach dem 28. Juli 1940 ernsthaft in Angriff genommen. Schon das eingangs erwähnte Aprilgesetz von 1939 beseitigte z. B. alle Juden aus der Journalistik (ausgenommen waren nur jüdische Zeitungen für jüdische Leser) und beschränkte ihren Anteil an der Rechtsanwaltschaft auf 4 v. H. Am 24. April 1939 wurden die Juden auch aus dem Staatsdienst entfernt. Auch die Wehrmündigkeit (nicht also die Wehrwürdigkeit!) wurde ihnen aberkannt und sie anstatt zum Wehrdienst zur Ableistung einer dreimonatigen Arbeitsdienstpflicht eingezogen. Vom Ende Juli 1940 ab wurden die Maßnahmen unter dem neuen Innenminister Sano Mach dann radikaler und vor allem auch zielbewußter: So wurde im August bereits — offenbar in Anlehnung an ähnliche Einrichtungen im Generalgouvernement — eine „Judenzentrale" als Selbstverwaltungskörperschaft ins Leben gerufen, die dem Zentralwirtschaftsamt, von dem noch zu sprechen sein wird, untersteht. In ihr sind alle vorher vorhandenen, rund 500 jüdischen Vereine und Organisationen aufgegangen; alle gesetzlich als Juden angesprochenen Personen gehören ihr außerdem als Pflichtmitglied an. Ihre Aufgabe bildet in erster Linie die soziale Betreuung der Juden — hierher gehört auch die Umschulung auf körperliche Arbeit —, dann die Pflege des Schulwesens und drittens die Vorbereitung der nach Kriegsende einzuleitenden Abwanderung der gesamten Judenschaft. Einzelmaßnahmen, die nebenher noch getroffen wurden, betrafen gleichfalls noch im August 1940 die Schließung aller jüdischen Gaststätten, soweit sie nicht als reine Judenlokale konzessioniert und besonders gekennzeichnet wurden. Gleichzeitig wurde in den jüdischen Haushaltungen die Beschäftigung von arischen Dienstboten unter 45 Jahren verboten und der gesamte jüdische Waffenbesitz binnen 48 Stunden eingezogen.

Im September wurden die Juden aus den Volksschulen entfernt und in eigenen, rein jüdischen Volksschulen zusammengefaßt, während sie vom Besuch höherer Schulen überhaupt ausgeschlossen wurden. Im November wurde ein Schächtverbot erlassen und auch noch die letzten im Staatsschauspiel vorhandenen Juden beseitigt. Ende 1940 und Anfang 1941 begann die Umsiedlung, vornehmlich in Preßburg; nachdem zuerst die jüdischen Wohnungen

an der Adolf-Hitler- und an der Andreas-Hlinka-Straße hatten geräumt werden müssen, kamen nach und nach auch die anderen Stadtviertel an die Reihe, wobei daran gedacht ist, die Juden in großen, speziell hierzu geschaffenen Wohnblocks am Stadtrand zusammenzusiedeln. Ferner ist den Juden auch noch die Benutzung bestimmter Straßen untersagt und ein allgemeines Ausgehverbot für die Zeit von 21 bis 6 Uhr auferlegt.

Der Kampf gegen die jüdische Position in der slowakischen Wirtschaft begann erst im April 1940 mit einem Gesetz über die Zwangsverwaltung jüdischer Betriebe. Der mit dem Vollzug betraute Verwaltungsapparat, in dem sich das Ministerpräsidium, das Innenministerium und das Wirtschaftsministerium in den Kompetenzen teilten, war jedoch zu schwerfällig. Jüdische Tarnung war meist flinker, so daß nicht viel ausgerichtet werden konnte. Ein wirklich entscheidender Fortschritt wurde erst nach den Salzburger Gesprächen im August 1940 durch die Errichtung des „Zentralwirtschaftsamtes“ (ZWA.) unter Dr. Moraveks Leitung erzielt, das auf Grund eines besonderen, von Jahr zu Jahr erneuerten Bevollmächtigungsgesetzes vom September 1940 die gesamte wirtschaftliche und soziale, organisatorische Lösung der Judenfrage in fast ausschließlicher Zuständigkeit betreut. Nur Religions- und Schulfragen sind dem Schulministerium vorbehalten geblieben, während Angelegenheiten rein polizeilicher Natur unverändert zum Aufgabenkreis des Innenministeriums gehören. Eine abweichende Regelung mußte ferner auch für die Ostslowakei durchgeführt werden. Der Gauhauptmann des Saris-Zempliner Gebietes hat daher besondere Vollmachten erhalten, die sogar zum Teil die Vollmachten des ZWA. noch überschreiten. Hier hatte man auch mit der äußeren Kennzeichnung der Juden begonnen (gelbe Armbinden). Erhebliche Schwierigkeiten bereitete hier vor allem aber die Arisierung jüdischer Betriebe, da das Judentum stellenweise bis zu 80 und 90 v. H. des Kleingewerbes und des Kleinhandels beherrschte. In der Ostslowakei pflegte bisher an jüdischen Feiertagen praktisch das ganze Wirtschaftsleben stillzustehen, und es kam vor, daß selbst öffentliche Fahrzeuge an solchen Tagen stillgelegt werden mußten, weil keiner der ausschließlich jüdischen Tankstellenbesitzer Brennstoff zu verkaufen bereit war. Trotzdem konnte hier schon am 1. Jänner 1941 nahezu das ganze Gewerbe als judenfrei bezeichnet werden; allein in diesem Gebiet hatten dabei etwa 3000 jüdische Betriebe liquidiert werden müssen.

Für die wirtschaftspolitischen Maßnahmen in der übrigen Slowakei war die große, am 15. September 1940 angeordnete Aufnahme aller jüdischen Vermögen grundlegend. Freilich leidet auch sie darunter, daß nur der konfessionelle Judenbegriff des Gesetzes von 1939 zugrunde gelegt worden ist und daß sie weitestgehend auf einer Selbsteinschätzung der Juden beruhte. Obwohl dergestalt sich nur rund 52 000 Rassejuden als Vermögensträger bekannten (die anderen behaupteten alle, vermögenslos zu sein!), ergab sich das mehr als überraschende Resultat, daß sich in den Händen dieser wenigen Juden ein Bruttovermögen von 4288 Mill. slow. Kr. befand, das mit 1 Mill. slow. Kr. Passiven belastet war, so daß ein Nettovermögen von 3164 Mill. slow. Kr. verblieb — immerhin also etwa 45 v. H. des auf rund 7000 Mill. slow. Kr. geschätzten Volksvermögens der Slowakei. Bei Annahme der bei der Volkszählung vom 15. Dezember 1940 ermittelten rund 89 000 Juden entfiel sonach pro Kopf der Judenschaft ein Vermögen von 53 309 slow. Kr. Insgesamt wurden 441 jüdische Millionäre ermittelt, von denen sich allein 105 in Preßburg befanden. Die getauften oder sonst nicht „gesetzlichen“ Juden sind dabei noch nicht mit berücksichtigt; rechnet man sie vorsichtig mit nur 10 000 und unterstellt man, daß jeder gleichfalls mit dem für die Konfessionsjuden ermittelten Durchschnittsvermögen versehen sei, so ergäbe sich ein weiterer Zugang von 500 Mill. slow. Kr. jüdischen Vermögens, so daß dann der Anteil der Judenschaft am slowakischen Volksvermögen weit über 50 v. H. betragen würde.

Auch die Gliederung der jüdischen Vermögen ist sehr aufschlußreich: Das Bruttovermögen von 4288 Mill. slow. Kr. setzte sich zusammen aus Grundbesitz 610 Mill., Hausbesitz 251 Mill., Unternehmungen 982 Mill. und Kapitalbesitz 1444 Mill.

Manche Branchen waren so gut wie ganz verjudet. Allein in Preßburg war der Textilhandel nach diesen Erhebungen zu 65 v. H. in jüdischen Händen, der Eisen-, Maschinen- und Fahrzeughandel zu 52 v. H., der Gemischtwarenhandel zu 50 v. H., der Holzhandel zu 46 v. H., der Handel mit Parfümerien und Drogen zu 30 v. H. usw. Der gesamte jüdische Grundbesitz (verteilt auf 4693 Besitzer) umfaßte 98 223 Hektar (das ist etwa 2,5 v. H. des gesamten Areals der Slowakei einschließlich aller unproduktiven Flächen). Er gliederte sich in 41 172 Hektar landwirtschaftlich genutzten Boden, 45 883 Hektar Wald und 11 168 Hektar überbauten Boden.

Die Art und Weise nun, wie die jüdische Position in der Wirtschaft anzugreifen war und ist, ist verschieden: Aus reinen Vermittlerberufen waren die Juden verhältnismäßig leicht durch bloßes Verbot auszuschalten (so schon im Oktober 1940 Börsenverbot und Verbot der Teilnahme am Getreidehandel). Die gewerbliche jüdische Substanz dagegen mußte zunächst als solche in Zwangsverwaltung übernommen werden — insbesondere die Großbetriebe und der Grundbesitz, wobei daran gedacht ist, den Grundbesitz durchwegs zu arisieren, während von den Unternehmungen nur die erhaltenswerten Betriebe arisiert, der Rest aber liquidiert werden soll. Die Abwicklung dieses Prozesses bedarf naturgemäß geraume Zeit, da der Ablauf des Wirtschaftslebens nicht gestört werden darf. Immerhin war bis Mai 1941 bereits über das Schicksal von etwa $^1/_5$ aller jüdischen Betriebe entschieden. Um sich ein Bild von der hierbei zu bewältigenden Aufgabe machen zu können, sei darauf nur hingewiesen, daß bis zum 31. Mai 1941 bereits für 5674 jüdische Betriebe die Liquidierung hatte endgültig angeordnet werden können. Sie verteilen sich branchenmäßig wie folgt:

533 Mode-, Strickwaren- und Konfektionsgeschäfte
115 Getreidehandelsbetriebe
190 Betriebe des Futtermittelhandels
2474 Lebensmittelgeschäfte
30 Papier- und Buchhandelsfirmen
299 Holz- und Kohlengeschäfte
1346 Gewerbebetriebe verschiedener Art
687 Sonstige Unternehmungen.

Daneben wurden noch 600 Arisierungen durchgeführt. Soweit hierbei das jüdische Kapital nicht sofort beseitigt werden konnte, wurde sein Anteil auf höchstens 24 v. H. beschränkt und wird in absehbarer Zeit völlig verschwunden sein.

Das Ziel der Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das Wirtschaftsleben wäre nie völlig zu erreichen, wenn man nicht den Juden auch als leitende oder wenigstens disponierende Arbeitskraft aus dem Wirtschaftsleben herausnimmt. Bereits im April 1941 wurde daher den Juden die Ausübung irgendwelcher maßgeblicher Funktionen in der slowakischen Wirtschaft untersagt und ihnen nur bei den in Arisierung begriffenen Betrieben eine untergeordnete Mitwirkung auf kurze Zeit zugestanden, um die Überleitung glatter abwickeln zu können. Eine Weiterbeschäftigung jüdischer Angestellter in nachgeordneten Stellen wurde von einer Genehmigung des ZWA. abhängig gemacht, die zunächst — ein Beweis für den Umfang der Verjudung! — für nicht weniger als 15 000 Juden nachgesucht wurde. Bis Mai 1941 waren insgesamt etwa 9000 Juden dergestalt aus dem Wirtschaftsleben ausgeschieden worden, und auf Grund der seither verschärften Praxis des ZWA. rechnet man, daß in absehbarer Zeit noch weitere 20 000 Juden werden ausgeschaltet werden können. Über die künftige Verwendung der jüdischen Arbeitskraft ist eine endgültige Entscheidung noch nicht gefallen, doch steht bereits fest, daß sämtliche Juden einem gesetzlichen Arbeitszwang unterworfen sein werden, der alle Juden zwischen dem 18. und 60. Lebensjahr erfassen wird.

VON DEN VOLKSTUMSFRONTEN

Franz Karmasin – vierzig Jahre alt

Ingenieur Franz Karmasin ist am 2. September d. J. 40 Jahre alt geworden. Wenn wir uns mit der deutschen Volksgruppe in der Slowakei und unseren Volksgenossen im Reiche in den besten Wünschen für die weitere bedeutungsvolle Arbeit Karmasins vereinen, so ziemt es vor allem, der Erfolge und des zurückgelegten Weges im Aufbau deutschen Volksgruppenlebens in der Slowakei bei diesem Anlasse zu gedenken. Denn nicht die Gestaltung des Einzelschicksals in seinem Werden und Wirken, sondern die große Aufgabe, der es bis zum Letzten eingeordnet wurde, erschien vom ersten Tage bewußten Kampfes gegen die Benesch-Herrschaft im Tschechenstaate an Karmasins Ziel!

Mit 25 Jahren kam der Sudetendeutsche Franz Karmasin in die Slowakei, wo er zunächst als Landwirt Fuß faßte und wirkte und die deutschen Bauern genossenschaftlich zusammenzuschließen begann. Daneben galt eifrigste Arbeit dem Deutschen Kulturverband und den übrigen deutschen Organisationen. Im Jahre 1935 wurde er Abgeordneter der Sudetendeutschen Partei. Als nach dem Münchner Abkommen der Benesch-Staat der Slowakei Autonomie gewähren mußte, konnte nach Zeiten schärfster Verfolgungen der Neubau in der „Deutschen Partei" beginnen, der freilich erst nach der endgültigen Loslösung der Slowakei aus der Bindung an Prag endgültig gesichert war. Denn erst im neuen slowakischen Staate konnten sich die Kräfte der deutschen Volksgruppe voll entfalten. Es galt nun, gleichzeitig nebeneinander schwierigste Aufgaben zu erfüllen: die bisher im Kampfe um das immer wieder verweigerte Lebensrecht zwangsläufig gegen den bisherigen Staat gerichteten Kräfte des Karpatendeutschtums, dem es noch an einem klaren, organischen Sammelpunkt mangelte, nunmehr zu aufbauender Arbeit in den neuen Staat hineinzuführen und dabei doch die Sicherung des Volkstums nicht aus dem Auge zu lassen. So mußte von Anfang an auch Ingenieur Karmasin als Führer der Deutschen Volksgruppe zwei scheinbar getrennt verlaufende Wege beschreiten und sie doch organisch miteinander verbinden: auf der einen Seite, an der Spitze des in seinem Aufgabenkreise zunächst keineswegs umschriebenen Staatssekretariates, in dem die Rechte der deutschen Volksgruppe auch machtmäßig wahrzunehmen waren, war es die stete Obsorge für das am Staatsaufbau maßgeblich mitwirkende Deutschtum, das als unentbehrlicher Helfer auch der gesetzlichen Sicherungen bedurfte. Auf der anderen Seite galt es erst die über das weite Gebiet des neuen Staatswesens verstreuten Siedlungsgruppen – etwa 160.000 Deutsche – zu sammeln und in der Volksgruppenorganisation auf die neuen gemeinsamen Aufgaben auszurichten.

Daß diese Aufgaben, die Ingenieur Karmasin und seine engsten Mitarbeiter mit größter Energie in Angriff nahmen, nicht sofort in allen Stücken reibungslos durchgeführt werden konnten, war aus der Lage und Struktur, aber auch aus den Nachwirkungen der Vergangenheit klar. Hatten die letzten zwanzig Jahre der Tschechenherrschaft in dieser Hinsicht durch die notwendige Kampfstellung den Zusammenschluß und die Bereitschaft zur Arbeit vorbereitet und gefördert und, wenigstens zum Teil, Erziehungsmöglichkeiten für die Jugend durch deutsche Schulen geboten, so war in der Vorweltkriegszeit, als das gesamte Gebiet zu Ungarn gehört hatte, im besonderen in den Städten die Assimilation des Bürgertums sehr weit vorgeschritten gewesen. Damit war aber die Volksgruppe weitgehend ihrer Oberschicht beraubt worden. In den Jahren des Volkstumskampfes mit den Tschechen konnte dieser Verlust nicht aufgeholt werden, so daß es die erste und vielleicht schwierigste Aufgabe für die Volksgruppenführung darstellte, eine volksbewußte karpatendeutsche Führungsschicht heranzuziehen und den neuen Aufgaben einzuordnen. Der Weg dazu konnte nur über den mannschaftlichen Einsatz führen.

Wenn man sich diese Voraussetzungen ins Gedächtnis ruft, so vermag man erst die großen Leistungen, die hier seit dem Spätherbst 1938, im wesentlichen aber erst seit dem März 1939 geschaffen wurden, in ihrer vollen Bedeutung zu werten. Heute ist der Körper der Deutschen Partei als der ausschließlichen und gesetzlich anerkannten Trägerin des Deutschtums in der Slowakei, festgefügt und besitzt alle zur Erfüllung ihrer Aufgaben erforderlichen Gliederungen und Einrichtungen. Als Führer der Volksgruppe hat Ingenieur Karmasin diesen

Aufbau in allen seinen schwierigen Einzelphasen geleitet und vor allem auch für die Sicherung der wirtschaftlichen Stellung des Deutschtums in der Slowakei Sorge getragen.

Auch hierin lag für den Aufbau der Volksgruppe eine geradezu entscheidende Aufgabe. Die Jahre der Tschechenherrschaft mit ihrem für das Deutschtum der Slowakei katastrophalen Wirtschaftsdruck und steigender Arbeitslosigkeit förderten gerade im östlichen deutschen Siedlungsteil immer wieder Vergleiche zur früheren „ungarischen Zeit" vor dem Weltkriege und erschwerten damit die Besinnung auf die dem eigenen Volke zugewandten Aufgaben. Mit der Befreiung der Slowakei ergab sich hier also erst die Möglichkeit des vollen Einsatzes.

In der Arbeit nach außen galt es immer wieder zu zeigen, daß die Zusammenarbeit mit dem befreundeten slowakischen Volke auf allen Gebieten des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens vorbildlich gelöst werden könne, auch dort, wo sich aus der Entwicklung der Kräfte im neuen Staate notwendigerweise zunächst Überschneidungen der Interessen ergeben mußten. Die großzügige Verständigungsbereitschaft, die hier auf deutscher wie auf slowakischer Seite herrschte, hat diese Arbeiten stets wesentlich gefördert. Dazu trug nicht wenig die Bereitschaft der deutschen Mannschaft der Volksgruppe bei, in den Zeiten der Bedrohung durch den Feind im Innern — die Tschechen in der Kampfzeit — wie von außen — Polen und Sowjets — voll und ganz einzustehen für den slowakischen Staat und gemeinsam mit der slowakischen Mannschaft der Hlinka-Garde und dem Heere ihr Leben für die Freiheit des Staates einzusetzen. Damit hat die deutsche Volksgruppe aber auch ihr Lebensrecht auf dem Boden der Slowakei erneut unter Beweis gestellt, nachdem sie in langen Jahrhunderten durch ihre Kulturleistungen in höchstem Maße ihre Fähigkeiten bewiesen hatte. K.

Von der Deutschen Volksgruppe in Kroatien

Schon kurz nach der Beendigung des Einmarsches der deutschen Truppen in Kroatien setzte die Deutsche Volksgruppe ihre Organisation für die Rückführungsarbeiten der volksdeutschen Militärflüchtlinge und der aus dem Heeresdienst entlassenen Volksdeutschen ein. Sie konnte, von der deutschen Wehrmacht durch die Beistellung von Transportmitteln entscheidend unterstützt, die Verpflegung und Heimführung in die Heimatorte von ungefähr 18.000 Volksdeutschen klaglos durchführen. An diese erste dringlichste Aktion schloß sich sofort eine weitere, die ebenfalls der Unterstützung von in Not geratenen Volksgenossen galt. Die serbischen Behörden hatten durch rücksichtslose Beschlagnahme von Lebensmitteln und Vorräten insbesondere im Gebiete der deutschen Streusiedlungen in Bosnien eine Notlage hervorgerufen, die dringlichste Abhilfe erforderte. In den wohlhabenden Gegenden Syrmiens und Westslawoniens wurde aus den eigenen restlichen Beständen der Volksgenossen so viel an Mais und Weizen aufgebracht, daß die Volksgruppenführung damit Abhilfe schaffen konnte.

Inzwischen waren bereits die ersten entscheidenden Schritte zum Aufbau des neuen Staates getan. Von Anfang an wurde dabei die Bedeutung der deutschen Stellung anerkannt. Sie fand sogleich Ausdruck in der am 14. Mai erfolgten Ernennung des Volksdeutschen Dr. Jakob Elicker zum Großgespan in Vuka, das ungefähr mit dem Gebiete Ostsyrmiens übereinstimmt. Ostsyrmien ist der zum geschlossenen Siedlungsgebiete des Donaudeutschtums gehörende Teil der Deutschen Volksgruppe in Kroatien, in dem hiermit als oberste Behörde ein Volksdeutscher aus den Reihen der nationalsozialistischen Erneuerungsbewegung eingesetzt wurde. Es verdient festgehalten zu werden, daß Dr. Elicker der Tatsache, als Volksdeutscher zu diesem hohen Amte berufen zu sein, in der Eingangsformel zu seinem Diensteide besonderen Ausdruck verlieh: „Als Deutscher lege ich, eingedenk meiner Pflicht gegenüber dem deutschen Volke und seinem Führer Adolf Hitler und überzeugt von der aufrichtigen Bundesgenossenschaft des unabhängigen Staates Kroatien und des Deutschen Reiches den Eid ab." Es ist dies wohl das erstemal, daß ein Volksdeutscher die Stellung Volk—Staat in solcher Weise bekennen konnte.

Zum gleichen Tage erließ der Volksgruppenführer B. Altgayer die vorläufigen Organisationsbestimmungen für die Deutsche Volksgruppe in Kroatien. Von der Volksorganisation sind alle Angehörigen der Deutschen Volksgruppe nach ihrem freien Bekenntnis und nach ihrer Anerkennung durch die Volksgruppenführung erfaßt. Die Ausleseorganisation wird nach Durchführung aller vorbereitenden Arbeiten gebildet. Gebietsmäßig werden fünf Kreise errichtet und als Formationen die „Deutsche Mannschaft", die „Frauenschaft" und die „Deutsche Jugend" aufgestellt.

Eine weitere für die besonderen Verhältnisse in der Volksgruppe äußerst wichtige Aufgabe war

die Ordnung des Arbeitseinsatzes, vor allem der Landarbeiter. Mit dem Beauftragten des Reichsarbeitsministeriums konnten in Kürze Vereinbarungen über die entbehrlichen landwirtschaftlichen Saisonarbeiter und ihre Verwendung im Großdeutschen Reich getroffen werden, so daß damit Störungen im Aufbau der Volksgruppe ebenso wie Abwanderung unentbehrlicher Kräfte vermieden wurde. Immerhin konnte eine große Zahl von wertvollen volksdeutschen Arbeitskräften dem Mutterlande für eine begrenzte Zeit zugeführt werden. Auf wirtschaftlichem Gebiete setzte in der Volksgruppe sogleich eifrigste Aufbauarbeit ein. Zahlreiche Genossenschaften und ein volksdeutsches zentrales Geldinstitut konnten noch im Juni dieses Jahres gegründet und der Leitung des neugeschaffenen Hauptamtes für Volkswirtschaft eingegliedert werden.

Nach außen hin trat die Volksgruppenführung zur Festigung und zum Ausbau der Organisationen mit einer Reihe großer Kundgebungen und Veranstaltungen hervor. Am Pfingstmontag, 1. Juni, fand zum „Deutschen Tag" in Esseg anläßlich der Eröffnung der Ausstellung „Deutsche Malkunst in Slawonien 1800–1941" auf dem Gajplatz eine Kundgebung statt, an der außer den in über 15.000 Mann Stärke angetretenen Formationen eine noch weit größere Zahl Volksgenossen teilnahm. Am 2. Juni folgte im Kreise Save-Donau eine Kundgebung in Vinkovce mit über 12.000 Volksgenossen und in den folgenden Wochen ähnliche Veranstaltungen in allen größeren, überwiegend von Volksdeutschen bewohnten Ortschaften und Städten. Der 13. Juli brachte schließlich eine große deutsch-kroatische Kundgebung in Semlin, bei welcher außer dem Volksgruppenführer Altgayer der kroatische Außenminister Dr. Lorkovič sprach. Aus der Schulungsarbeit sei ein Arbeitslager des volksdeutschen Studentenbundes in Ernestinenhof bei Esseg hervorgehoben, wobei neben soldatischer, sportlicher und weltanschaulicher Schulung auch Meliorations- und Straßenausbesserungsarbeiten ausgeführt wurden. Als große Feier, die die Deutsche Volksgruppe in Kroatien mit den Angehörigen der Deutschen Volksgruppe im Banat und der Batschka zusammenführte, gab der 10. August Anlaß, der der Erinnerung an die vor 225 Jahren vom Prinzen Eugen siegreich geschlagenen Schlacht von Peterwardein gewidmet war.

Auch die Stellung der Deutschen Volksgruppe im neuen Staate erfuhr inzwischen in bedeutsamer Weise ihren Ausbau. Schon in der ersten Aussprache am 19. April, als der Volksgruppenführer Branimir Altgayer dem Staatsführer Dr. Ante Pavelic die Mitarbeit der Deutschen Volksgruppe beim Aufbau des neuen Staates zusagte, sicherte der Poglavnik die vorbildliche Regelung der Frage der Deutschen Volksgruppe zu. Am 21. Juni unterzeichnete der Poglavnik das Gesetzesdekret über die vorläufige Rechtsstellung der Deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staate Kroatien, mit dem der Volksgruppe der Charakter der Rechtspersönlichkeit gegeben wird. Die Volksgruppe wird mit diesem Gesetze zum staatsbildenden Volk, völlig gleichberechtigt dem kroatischen erklärt. Damit ist zunächst die Stellung der Volksgruppe im Staate umrissen und der Weg für eine fruchtbare Arbeit freigemacht. Es entspricht der Gesamtlage des neuen Staates, endgültige Regelungen noch nicht festzulegen. Die Tatsache, daß Kroaten und Deutsche als Glieder des neuen Staates zu fruchtbarer Zusammenarbeit entschlossen sind, sichert den Erfolg. Eine zu gleichen Teilen aus Volksdeutschen und Kroaten bestehende Kommission wird mit der Ausarbeitung der endgültigen Bestimmungen über die Rechtslage der Deutschen Volksgruppe vom Staatschef ernannt und betraut.

Zur Sicherung der Verbindung innerhalb der Verwaltung des Staates ernannte der Volksgruppenführer Beauftragte bei allen Großgespanen, in deren Gebiet Angehörige der Deutschen Volksgruppe siedeln. Ein bedeutsamer Schritt für den Ausbau in der Volksgruppe und ihre Stellung als wehrhaftes Glied der Staatsgewalt war die vom Poglavnik erlassene Verfügung vom 29. Juli, nach welcher die Bildung einer bewaffneten Einsatzstaffel der Deutschen Mannschaft genehmigt wurde, die waffentechnisch der Ustaše-Miliz untersteht. Die Aufstellung der Einsatzstaffel wurde auf Anordnung des Volksgruppenführers sofort in Angriff genommen.

Nachdem schon am 7. August eine Besprechung zwischen der Volksgruppenführung und den zuständigen Persönlichkeiten der Staatsverwaltung unter Leitung des Außenministers Dr. Lorkovič über die Arbeitsplanung auf dem Gebiete der Volkszugehörigkeit–Sprachgebrauch, Schul- und Sozialfragen, Agrarbeamten – stattgefunden hatte, befinden sich nunmehr die entsprechenden gesetzlichen Regelungen in Vorbereitung. Im besonderen wird auch ein Gesetz den Gebrauch der deutschen Sprache bei Ämtern und im Staatsdienst überhaupt regeln. Auch die Rechtsstellung des Volksgruppenführers wird in Kürze in feste Formen gebracht sein und eine der Bedeutung und dem Ansehen der Deutschen Volksgruppe gemäße Klärung finden.

Hans Karl Andras

BLICK ÜBER DIE GRENZEN

„Donaueuropa"

Die Erkenntnis der unlösbaren Verbundenheit mit den Achsenmächten und damit dem Raume der Mitte des Erdteiles hat in den letzten Jahren in Ungarn weite Kreise erfaßt. Die Zeiten, in denen glänzende Namen des ungarischen öffentlichen Lebens sich mit Stolz und Nachdruck der Verbundenheit ihres Volkes mit den asiatischen Steppenreitern erinnerten und eine — wenigstens geistige — Hinwendung zum Osten zu befördern suchten, sind vorüber. Die bitteren Erfahrungen mit bolschewistischen Umtrieben im Karpatenland und die inzwischen enthüllten Pläne drohenden Einbruchs der Sowjetheere in den Donauraum haben diese romantischen Ideen zurückgedrängt. Statt dessen sucht man durch eine besonders geförderte Publizistik die Verbindungen insbesondere zum benachbarten Großdeutschen Reiche zu beleben und die Schwierigkeiten der sprachlichen Verständigung durch Herausgabe von deutschen Ausgaben wichtiger geschichtlicher Werke — wie z. B. über die madjarische Frühgeschichte vom bekannten Historiker Balint Hóman, dem gegenwärtigen Unterrichtsminister — und durch repräsentative Zeitschriften in deutscher Sprache zu fördern.

Zunächst ist dabei die Monatszeitschrift für deutsch-ungarischen Kulturaustausch „Ungarn", herausgegeben von Bela v. Pukánszky, Professor der Germanistik an der Universität Debréczin, zu nennen. Sie dient, wie aus der Art ihrer Beiträge hervorgeht, in allerdings nicht immer glücklicher Weise dem propagandistischen Gedanken, Ungarns Kultur und Geschichte und das Madjarentum dem deutschen Leser nahezubringen, wofür durchaus lebhaftes Interesse vorläge. Es müßte aber doch gerade angesichts der gestellten Aufgabe vermieden werden, Probleme, die geschichtliche Vorgänge und Volkstumsfragen des heutigen Ungarn behandeln und in engstem Zusammenhange mit dem deutschen Volke stehen, in einer Weise darstellen zu lassen, die sachlich nicht belegbar ist, daher bereits mehrfach zu Widerspruch und Berichtigungen Anlaß bot. Diese Wünsche sollen gerade die Bedeutung der Aufgabe dieser Zeitschrift und das Interesse der deutschen Leser an einem solchen Organ hervorheben.

Eine ähnliche Aufgabe ist der ebenfalls in deutscher Sprache geschriebenen Zeitschrift „Das schaffende Ungarn", geleitet von Georg von Oláh, zugewiesen, mit der ein Überblick über die kulturellen und wirtschaftlichen Einrichtungen und das geistige Leben in Ungarn gegeben werden soll.

In jüngster Zeit ist nun eine neue repräsentative Zeitschrift in deutscher Sprache unter dem Titel „Donaueuropa, Zeitschrift für die Probleme des europäischen Südostens" im Verlag Societas Carpatho-Danubiana in Budapest unter der Hauptschriftleitung von Professor Dr. vitéz Theo Surányi-Unger und Herausgeberschaft von Dr. Nikolaus Zádorlaky-Stettner mit dem ersten Hefte hervorgetreten. Bekannte wissenschaftliche Persönlichkeiten, wie z. B. die Professoren Faluhelyi, Kogutowitz, Kniesza, Rónai, Tamás u. a. sind als ständige Mitarbeiter genannt. Die Bedeutung der Zeitschrift wird unterstrichen durch einen Beitrag des kgl. ungarischen Ministerpräsidenten László von Bárdossy über Ungarns Sendung im Donaubecken und des kgl. ungarischen Handelsministers Josef von Varga über die Handelsverflechtung in Donaueuropa. Auch die übrigen Beiträge sind im wesentlichen wirtschaftlichen Themen gewidmet. Ein Versuch, den Umbruch in der Nationalitätenfrage (von A. Gellért) in grundsätzlichen Erörterungen darzustellen, und ein Bericht über die ungarischen Institute für Volksforschung (von Professor Faluhelyi) zeigen, daß man auch diese für Ungarn höchst aktuellen Probleme von hoher Warte aus zu betrachten bemüht ist, ein Zeichen für das bedeutende Niveau der Zeitschrift.

Von besonderem Interesse für uns ist in den einleitenden Ausführungen dieses ersten Heftes die Begründung für die Namensgebung der Zeitschrift. Die Herausgeber bringen hier ihre Auffassung zum Ausdruck, daß der im deutschen Sprachgebrauch vielfach eingebürgerte Ausdruck „Südosteuropa" zwar wohl einen im Südosten des Reiches liegenden Raum bezeichne, ohne aber seine Umgrenzung und Aufgabe eindeutig zu klären. Geographisch gesehen umfasse er ein Gebiet, das im Westen etwa unter Einschluß der Sudetenländer in einer Linie vom Böhmerwald zur Adria begrenzt werde. Unter der Voraussetzung der Anwendung des Begriffes „Mitteleuropa" sei es aber naheliegend, weder Ungarn noch Kroatien dem „Südosten" zuzurechnen, die ihrerseits auch stets „dem abendländischen Bereiche des Geistes



und der Gesittung angehört haben". Noch anders sei es, wenn Südosteuropa „zwar den deutsch bestimmten Teil des vorstehend ‚Südost' genannten Sektors ausnimmt, den Rest aber unter einen gemeinsamen Begriff stellt". Man verwische so durch diese Bezeichnung eine „tief eingewurzelte Bruchlinie dieses Raumes". Es sei aber gerade Aufgabe gemeinschaftlicher Anstrengung aller in diesem Raume lebenden Völker, diese Bruchlinie zu überwinden. Die Herausgeber der Zeitschrift kommen auf Grund dieser Überlegungen zur Auffassung, daß man, gesehen aus dem ungarischen Blickfeld, wohl gerne vom „europäischen Südosten", nicht aber von „Südosteuropa" sprechen wolle, dem Ungarn niemals angehört habe. Da es aber kaum ein besseres Symbol der Verbundenheit gebe als die Donau, habe man sich zur Wahl des Namens „Donaueuropa" für die Bezeichnung dieses Raumes und seiner Aufgaben entschlossen.

Wenn die Herausgeber schließlich ihre Zeitschrift als den „Sprechsaal für alle Probleme des europäischen Südostens neben der selbstverständlichen Vertretung aller ungarischen Belange" bezeichnen, so können sie der vollen Aufmerksamkeit auch der deutschen Leser gewiß sein. K.

‚Transnistria'

Die Waffenerfolge des rumänischen Heeres unter der Führung des Marschalls Antonescu haben in ganz Rumänien wieder die Erinnerung an die alten volkstumsmäßigen Bindungen über den Dnjestr geweckt. Die im 19. Jahrhundert aufgekommene politische Parole des Rumänentums „Von der Theiß bis zum Dnjestr" wird als überlebt angesehen. Die Blicke des Rumänentums sind heute zum Bug gerichtet. Diesen Wünschen wurde auch durch Gründung einer eigenen Zeitung in Bukarest, „Transnistria", Ausdruck gegeben, deren Aufgabe es ist, den geistigen Zusammenhang mit den Moldauern jenseits des Dnjestrs wieder zu beleben.

Man weist darauf hin, daß die moldauische Bevölkerung schon seit frühesten Zeiten im Dreieck zwischen Akkerman und Moghilew am Dnjestr und Krementschuk am Dnjepr ansässig gewesen sei und daß es außerdem zwischen Bug und Dnjepr, am Asowschen Meere, im Donezbecken und im Kaukasus bis Batum rumänische Dörfer gab, die zum Teil auch heute noch erhalten seien. Man erinnert daran, daß bis 1705 die Linie von Kamenez-Podolski am Dnjestr über Krementschuk am Dnjepr bis nach Isjum am Donez die südliche Grenze der russischen und ukrainischen Besiedlung dargestellt habe. Vielfach wird auch die Karte des deutschen Majors Rudolf Wedell aus seinem historisch-geographischen Atlas (Berlin 1824) herangezogen, nach welcher das Rumänentum um 900 von der Theiß bis fast zum Donez mit der gleichen nördlichen Begrenzungslinie gereicht habe. So werden auch die ersten Kosakenstämme als Nachkommen des Rumänentums angesehen, die von den Kumanen „Freie Leute", d. i. Kosaken, genannt wurden. Erst 1792 nahmen die Russen von diesen Gebieten Besitz. Wie sehr sie bemüht waren, die vorgefundene moldauische Bevölkerung zu gewinnen, zeigt die Tatsache, daß Kaiserin Katharina II. eine rumänische Druckerei einrichten ließ, in der ein russischer Agent zwischen 1794 und 1796 mehrere religiöse Druckwerke herausgab. Als Kirchensprache diente auch nach der Verlegung des Bistumssitzes von Braila nach Husi bis 1910 das Rumänische. In der Zeit der Russifizierung gingen aber alle diese Kulturwerte verloren, so daß es geschehen konnte, daß in der Duma vom Jahre 1910 ein von fremden Abgeordneten gestellter Antrag auf Errichtung moldauischer Schulen in Transnistrien von den einheimischen Rumänen abgelehnt wurde, weil man sich „an die russische Schule gewöhnt habe". Die Folge war eine weitgehende Russifizierung dieses Gebietes, das damals auch kirchlich endgültig von Braila gelöst wurde und zur russischen Kirchensprache übergeführt wurde. Auch im rumänischen Volke diesseits des Dnjestr verlor sich damit in den folgenden Jahren mehr und mehr das Bewußtsein der früheren Ausdehnung des Volksraumes.

Aber doch flammte während der Revolution von 1917 auch in diesem Gebiete eine nationale Bewegung auf, und eine Zeitung, „Cuvântul Moldovenese", bildete den Mittelpunkt für die Forderungen nach nationalen Rechten. Der Kongreß moldauischer Lehrer, der im Mai 1917 in Kischinew tagte, forderte den Anschluß an Bessarabien. Wenn sich diese Wünsche auch nicht erfüllten, so blieben die volkstumsmäßigen Bindungen weiter bestehen, und eine im Jahre 1927 in Berlin erschienene „Russische Volkskunde" von Zalenin Dimitrij brachte auf einer Volkstumskarte eine Darstellung, die diesen volkstumsmäßigen Ansprüchen voll gerecht wurde und starke rumänische Streusiedlungen sogar bis nach Nikolajew und im Norden bis Balta verzeichnet. An alle diese Tatsachen knüpft man heute in Rumänien an und erlebt so die Gewißheit volkstumsmäßiger Verbundenheit mit dem durch zaristische wie sowjetische Herrschaft entfremdeten Volksgebiet. K.

BÜCHER ZUR VOLKSTUMSFRAGE

Werner Frauendienst: Jugoslawiens Weg zum Abgrund. Junker u. Dünnhaupt Verlag, Berlin 1941.

In der Reihe der Schriften des deutschen Institutes für außenpolitische Forschung ist als Heft 88 die vorliegende Schrift erschienen. Aus dem Blickfelde unserer Zeitschrift interessiert am stärksten das Kapitel: „Jugoslawien, ein Kerker seiner Völker", in dem in guter Auswahl die wichtigsten Dokumente, Belege und Statistiken über die Bedrückungen der Volksgruppen, im besonderen der deutschen und madjarischen, und über die Lage in Mazedonien dargestellt sind. In dem Schlußkapitel „Staat ohne Kultur" werden in schlagender Weise die Auswirkungen des serbischen Kulturterrors nicht nur über die nichtslawischen Volksgruppen, sondern auch gegen Kroaten und Slowenen an den krassesten Fällen gezeigt und damit der Beweis geführt, daß diese den „Jugoslawismus" als Tarnung benützenden serbischen Intelligenz- und Terroristenschicht, die Europa mehr als einmal in Kriegsgefahr und Kriegsbrand versetzte, nicht fähig war, dem eigenen Staatsraum Ordnung zu geben, sondern ihn – und damit auch sich selbst – schließlich in den Abgrund stürzte.

Friedrich Lange: Mähren, Mitteleuropas Mitte. B. G. Teubners Verlag, Leipzig-Berlin 1940.

Der in Volkstumsfragen unermüdlich wirkende Verfasser unternimmt in diesem kleinen Werkchen den Versuch, die Aufgaben Mährens als Teildeutschen Lebensraumes in Geschichte, Kultur- und Wirtschaftsgestaltung zu zeichnen. Aus der Fülle eines mit Bedacht zusammengefügten Materials gelingt es ihm, ein lebensvolles Bild erstehen zu lassen, das seine Bedeutung stärker als in der Wertung von Einzelheiten – über deren Ablauf und Wirkungen noch manche Fragen endgültig geklärt werden müssen – in der eingeschlagenen Gesamtrichtung erhält. Denn die wesentliche Leistung solcher Arbeiten liegt darin, das bisher isoliert betrachtete Geschehen endlich einem großen, einheitlichen Bilde deutscher Lebenskraft einzufügen und daraus eine den ganzen Raum der Mitte Europas umspannende Schau deutscher Leistung zu gewinnen. Dazu ist auch diese neue Schrift Friedrich Langes ein wertvoller Beitrag.

Robert Michel: „Slowakische Märchen." Erschienen in der Kleinbuchreihe Südost. Wiener Verlagsgesellschaft.

Der aus seinen Balkanerzählungen durch ungewöhnliche Einfühlungskraft in fremdes Volkstum bekannte Autor hat hier Märchen aus dem Slowakischen ausgewählt und übersetzt. Unter zwölf kurze Stücke ist, wie er im Nachwort erzählt, ein selbsterdachtes Märchen gemischt. Der Leser soll es nach dem Wunsche des Autors finden. Man kann ruhig sagen, daß es schwerfallen wird! Denn Robert Michel hat es auch hier verstanden, sich voll dem Geiste dieser von Natur erfüllten Dichtungen slowakischer Volksphantasie einzufügen.

Franz Riedl: „Das Deutschtum zwischen Preßburg und Bartfeld", herausgegeben vom Deutschen Auslandsinstitut, Stuttgart, im Volk-und-Reich-Verlage, Berlin 1940.

Mit einer sehr aufschlußreichen, den erfahrenen Beobachter und Kenner verratenden Einführung versehen, mit der die vielfachen Probleme dieses Raumes in leichtfaßlicher Weise beleuchtet werden, gibt der kleine Bildband, ergänzt durch eine Siedlungskarte des Deutschtums in der Slowakei, eine Fülle ausgezeichneter Bilder. Sie zeigen die außerordentliche Schönheit dieses Landes, das schon in Kürze zu den begehrten Erholungsstätten der Bewohner des Reiches werden wird. Darauf hinzuführen, welche großen deutschen Leistungen in vergangenen Jahrhunderten schon auf diesem Boden geschaffen wurden und wie sich daher die Zusammenarbeit mit dem slowakischen Volke als eine durchaus naturgegebene Aufgabe darstellt, ist Franz Riedl in seiner bekannten, aus tiefer Kenntnis schöpfenden Art ausgezeichnet gelungen. Die gute und gefällige Ausstattung des Bändchens ist besonders hervorzuheben. F. Kraus

UNSER OPFER FÜR DAS KRIEGSHILFSWERK IST DER SELBSTVERSTÄNDLICHE DANK DER HEIMAT FÜR DIE EINSATZBEREITSCHAFT DER FRONT.



Volkstum im Süd-Osten

Inhalt dieses Heftes: H. Hassinger: Mitteleuropa, Donaueuropa, Südosteuropa / Fritz Ruland: Rumäniens bevölkerungspolitische Stellung im Donauraum / Lothar v. Seltmann: Pfälzersiedlungen im Zamoscer Kreis / K. Egger: Madjarische Rücksiedlungspläne / Vom Sinn alter Schutzvereinsarbeit / Um die Bodenfrage in Ungarn / Madjarische Kultureinrichtungen im Ausland

Oktober-Folge 1941 Heftpreis RM —.40

Volkstum im Südosten

Volkspolitische Monatsschrift

Früher „Grenzland", Zeitschrift für deutsche Schutz- und Kulturarbeit des Deutschen Schulvereins Südmark / 18. Jahrgang

Schriftleiter: Felix Kraus

Verlag und Druck: Wiener Verlagsgesellschaft m. b. H. (Verlagsleitung: Betriebsführer Ernst Sopper), Wien 55, Spengergasse 43. — Die Zeitschrift erscheint am 15. eines jeden Monats. — Bezugspreis im Jahr RM 4.— (einschl. 20 Rpf. Postzeitungsgebühr). — Alle Zuschriften, die Schriftleitung betreffend, sind an Felix Kraus, Wien 65, Fuhrmannsgasse 18 (B 4 85 44) zu richten. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet. — Derzeit Anzeigenpreisliste Nr. 1 vom 11. Jänner 1939 gültig.

Inhalt des Oktober-Heftes 1941

Mitteleuropa, Donaueuropa, Südosteuropa

Von H. Hassinger

Diese drei geographischen Namen decken nicht drei Begriffe von eindeutigem Inhalt. Der Sprachgebrauch folgt im politischen und Wirtschaftsleben nicht immer den von der Wissenschaft gesetzten Begriffen, und ein einmal geprägtes und weitläufig in Umlauf gebrachtes Wort besitzt viel Lebenskraft, namentlich wenn es sich auch als kultur- oder volkspolitisch verwendbares Schlagwort erwiesen hat.

In unserem Falle kommt noch hinzu, daß die Vertreter der Wissenschaft in der Abgrenzung des ersten und dritten Begriffes sich oft nicht einig waren und daß erst in neuerer Zeit der Begriff „Donauraum" im geopolitischen Schrifttum Verwendung findet, ohne daß aber seine Stellung zu den beiden anderen Begriffen völlig abgeklärt worden wäre. Das Wort „Donaueuropa" ist kürzlich — worauf ja auch unsere Zeitschrift in ihrer Septemberfolge Bezug nimmt — von dem auch für Deutschland bestimmten ungarischen Schrifttum aufgegriffen worden.

Bezeichnenderweise hat die geographische Wissenschaft bald nach dem Erscheinen des während des Weltkrieges vielgelesenen Buches von F. Naumann „Mitteleuropa" und dann wiederum unter dem Eindruck des im Gange befindlichen Kristallisationsvorganges des neuen Europas sich einer Erörterung der Begriffe Mitteleuropa, Südosteuropa, Donauraum, Balkan zugewendet und in kritischen Betrachtungen ihres Gebrauches und des hinter ihnen steckenden Wesens der Dinge eine Klärung zu erreichen unternommen. Das hat der Schreiber dieser Zeilen mit einem in den „Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien" 1917 erschienenen Aufsatz über das Wesen Mitteleuropas zu erreichen versucht und mit einem Beitrag über die Lebensraumfragen der Völker des europäischen Südostens zu dem 1941 erschienenen Sammelwerk „Lebensraumfragen der Völker Europas" fortgesetzt. Gerne leistet er der Einladung der Schriftleitung nun Folge, sich auch hier zu diesen Fragen zu äußern.

Klein- und großräumige Schau

Bemerkenswerterweise haben ältere deutsche Geographen, die im deutschen Binnenraum verwurzelt waren, dem Begriff „Mitteleuropa" einen kleinräumigen, nicht wesentlich über die Reichsgrenzen im Osten hinausreichenden Inhalt gegeben. Anders deutsche Geographen von der Ostgrenze des Reiches, wie der Schlesier J. Partsch, wie A. Penck, der lange Jahre in Wien wirkte und einen guten Einblick in das Gefüge Österreich-Ungarns besaß, und die deutsch-österreichischen Geographen. Sie sind durchaus Verfechter eines Mitteleuropabegriffes von größerem Umfang nach dem Südosten hin. Eine Mittelstellung nehmen jene Geographen ein, die nach Aufstellung der Lehre vom deutschen Volks- und Kulturboden sich zur Auffassung bekannten, Mitteleuropa reiche so weit wie der geschlossene deutsche Kulturboden. Der Verfasser vertrat 1917 ebenfalls den großräumigeren Mitteleuropabegriff und versuchte ihn damit zu begründen, daß er den ganzen durch den Körper des Erdteiles von Nordwest nach Südost durchgreifenden mittleren Block umfasse, dessen Wesen es ist, Übergangsraum vom atlantischen zum kontinentalen und mediterranen Europa in Lagebeziehungen, Bodengestalt, Entwässerung, Klima und Pflanzenwelt zu sein.

Trotz vielem Gemeinsamen zeigt sich aber deutlich innerhalb dieses Landblockes eine Untergliederung in das nordwestwärts den deutschen Meeren, südostwärts dem Schwarzen Meer zugekehrte Mitteleuropa, von denen das erstere in Klima und Pflanzendecke mehr ozeanischen, letzteres mehr kontinentalen Charakter besitzt. Einen dritten



Block bilden Weichselland und Baltikum. Noch stärker als die inneren physischen Gegensätzlichkeiten wirken sich die völkisch- und kulturgeographischen aus. Das südöstliche danubische Übergangsgebiet vom Waldland zur Steppe ist im Gegensatz zu dem ursprünglichen Waldland des Nordwestens nicht mehr rein germanischer Siedlungsboden, sondern nur mehr zum Teil deutsches Volksland, zum Teil aber bedeckt von einem Mosaik der Kleinvölker, das von deutschen Siedlungsinseln mehr oder minder durchsetzt ist. Hier sitzen Tschechen, Slowaken, Slowenen, Kroaten, Serben, Madjaren, Ukrainer und Rumänen nahe den Grenzen des deutschen Volkslandes und von Inseln desselben durchschwärmt, mehr oder minder stark von deutscher Kultur beeinflußt, unbeschadet der Eigenart ihrer Volkskultur. Ähnlich gestalten sich die völkisch-kulturellen Verhältnisse im polnisch-baltischen Raum.

„Südöstliches Mitteleuropa"

So sitzt das deutsche Volk gleichsam rittlings auf der europäischen Hauptwasserscheide und erstreckt seinen Einfluß mehr oder minder weit über beide Abdachungen unseres Erdteiles, über den Rhein-Weser-Elbe-Oder-Raum und hinein einerseits in den Donau-, andererseits in den Weichsel- und baltischen Raum. Für die Anhänger der kleinmitteleuropäischen Auffassung war alles Land südöstlich der deutschen Staats-, bzw. der deutschen Volksgrenze Südosteuropa. Es ist wohl lagerichtig vom deutschen Standpunkt aus, von einem südöstlichen Europa zu sprechen, aber es ist weder physisch- noch weniger kulturgeographisch zutreffend, diese Gebiete aus einem Mitteleuropa auszuscheiden und Südosteuropa zuzuteilen. Mitteleuropäische Landschaftszüge sind noch, besonders in den Gebirgen, vorherrschend, und die bebauten Niederungen zeigen noch viele kulturgeographische mitteleuropäische Züge, wenn auch verglichen mit dem atlantischen Mitteleuropa in anderer Abschattung. Es ist ein südöstliches Mitteleuropa, aber kein Südosteuropa, so wie der polnisch-baltische Raum ein nordöstliches Mitteleuropa und noch kein Osteuropa ist. So wird sich bei schärferer Betrachtung von Land und Volk die großmitteleuropäische Auffassung Bahn brechen.

Dreigegliederter Donauraum

Was ist aber der Donauraum? Hydrographisch betrachtet, selbstverständlich das gesamte dem Schwarzen Meer zugeneigte Einzugsgebiet dieses Stromes. Physisch- und kulturgeographisch zerfällt es aber auch wiederum in drei große Teillandschaften, in den oberen, mittleren und unteren Donauraum. Ersterer ist der Sammelraum der Flüsse der Alpen und der südwestdeutschen Mittelgebirge und der böhmischen Masse in der Großmulde des nördlichen Alpenvorlandes, dieser langgestreckten Zugstraße westlicher, feuchte atlantische Luft bringender Winde. Es ist rein deutsches, teilweise von Alemannen, größtenteils aber von Bajuwaren bewohntes Land.

Am Austritt der Donau aus der Wachau beginnt aber ein neuer Landschaftstypus: die Beckenflucht zwischen böhmischer Masse und dem alpin-karpatischen Bogen sowie innerhalb des letzteren: Tullner Feld, Marchbecken, Wiener Becken, ober- und niederungarisches Tiefland und Siebenbürger Becken, durch Pforten miteinander verbunden und gegeneinander geöffnet, mit stärker betontem kontinentalem Charakter, Übergangsgebiet vom Waldland zur Steppe, heute vorwiegend Getreidesteppe mit Weinland in der Hügelstufe, sommerheißem Klima und kühleren und feuchteren Waldgebirgsinseln. Es ist ein zentraler Sammel- und Durchgangsraum des europäischen Verkehrs, dessen natürliche Knoten bei Wien und Budapest liegen, wobei sich aber die Verkehrslage Wiens noch beziehungsreicher erweist und auch als Verkehrsknoten des zukünftigen mitteleuropäischen Wasserstraßennetzes eine besondere Entwicklungsfähigkeit besitzt.

Außerhalb des Karpatenbogens, jenseits des Eisernen Tores, dehnen sich noch steppenhafter

die unteren Donauländer aus, allmählich ausklingend in die Weiten der Sarmatischen Ebene Osteuropas. Kulturgeographisch hat dieses Gebiet zum oberen Donauland schon beträchtlichen Abstand und ist erst in den letzten Menschenaltern stärker vom westlichen Kulturleben beeinflußt worden. Schon im Altertum lag es mehr im Einflußbereich von Byzanz als von Rom, ein Gegensatz, der sich auch auf die christliche Kirche vererbte und hier den griechischen Orthodoxismus zur Herrschaft brachte. Dazu kam, daß das Land südlich der Save-Donaulinie bis in das 19. Jahrhundert hinein unter türkischer Oberhoheit stand. Doch hat es eine rasche Entorientalisierung erfahren, und der wachsende westliche Kultureinfluß berechtigt, es als werdendes Mitteleuropa zu bezeichnen.

Erst jenseits der Gebirgswasserscheide zwischen albanischen Alpen und Ostbalkan, von der die Wasser einerseits dem Jonischen Meer, anderseits der Ägäis zuströmen, beginnt das südosteuropäische Halbinselland, das eigentliche Südosteuropa, während man auf Grund kulturgeographischer Merkmale berechtigt war, noch vor einem Menschenalter diesem auch das ganze untere Donaugebiet zuzurechnen.

Es würde zu weit führen, hier auch noch die schwankenden Begriffe Balkan und Balkanhalbinsel klären zu wollen, aber es sei uns ein Wort über das politisch- und kulturgeographische Verhältnis des „Donauraumes“ zu Mitteleuropa erlaubt.

Ausweitung gegen Osten

Volksgrenzen bedeuten immer auch Kulturgrenzen und bilden sich mehr oder minder in Siedlung, Wirtschaft, gesellschaftlichem Gefüge, Volkstracht und Sprache und auch in religiösen Merkmalen in der Landschaft ab. Doch diese Gegensätze haben sich im deutsch-slawischen und deutsch-madjarischen Grenzsaum stark abgeschwächt durch die weitgehende Durchdringung der fremdvölkischen Gebiete mit deutschen Kultureinflüssen, durch deutsche Streusiedlung von Bauern, Bergleuten und besonders deutschen Bürgern in den Städten des Südostens. Die Kulturgrenze, besser gesagt ein ganzes Bündel von Kulturgrenzen, hat im mittleren Donauraum unter dem Einfluß der Stoßkraft geistiger Bewegungen, militärischer und politischer Kräfte vom Westen und vom Osten her Verschiebungen erfahren, aber vorherrschend ist doch die Tendenz sowohl im Hochmittelalter wie in den letzten Jahrhunderten, diese Grenze abendländischen, vornehmlich durch Deutsche bestimmten Kulturwesens gegen Osten vorzutragen und den osteuropäisch-orientalischen Einfluß zurückzudrängen.

Gewiß hat es an Gegenbewegungen nicht gefehlt, aber die Mehrheit der Völker des mittleren Donauraumes hat — übrigens auch die des polnisch-baltischen Raumes — durch die Vermittlung des Westens geistige und künstlerische Bewegungen mitgemacht, z. B. Humanismus, Reformation und Gegenreformation, Renaissance, Barock und Klassizismus sowie Romantik. Dies gilt für die Tschechen, Slowenen, Slowaken, Kroaten, Polen, Madjaren. Dagegen verharrten Serben, Rumänen und Ukrainer mehr oder weniger in der östlichen Kulturwelt. Doch Versuche, die Herrschaft des griechischen Glaubens und der kyrillischen Schrift gegen Westen vorzuschieben, das Vordringen der Osmanen und der zeitweilige Anschluß der siebenbürgischen Großfürsten und madjarischen Aufständischen an die Türken im Kampf gegen die Habsburger, die Bewegung des „Turanismus“ bei den Madjaren in den letzten Jahrzehnten bedeuteten Vorstöße des Ostens gegen den Westen. Letzten Endes siegte aber bei den Völkern des mittleren Donauraumes doch stets der abendländische Gedanke, nicht zumindest unter dem geistigen, wirtschaftlichen und militärischen Einfluß Deutschlands. Dabei ist nicht zu übersehen, daß dieser Raum zur Habsburgermonarchie gehörte und wie das an Preußen gefallene Polen schon dadurch starken deutschen Einflüssen ausgesetzt war. Wo noch innerhalb dieses Raumes der byzantinische Einfluß vorwiegt, ist er doch schon abgeschwächt. Der Bestand einer griechisch-unierten (griechisch-katholischen) Kirche und der Gebrauch des lateinischen Alphabetes bei den Rumänen sind bezeichnend dafür.



Zu den politisch-geographischen Merkmalen des mittleren Donauraumes gehört die Tatsache, daß in diesem Völkermosaik Volks- und Staatsgrenzen nicht ganz scharf zur Deckung zu bringen sind. Physisch-geographisch besehen, war Ungarn bis zum Ende des Weltkrieges ein Land aus einem Guß, eingebettet im Rund der Waldgebirge mit seinen gegeneinander geöffneten Doppelbecken und seiner ausgleichenden Wirtschaftsharmonie zwischen Gebirgsland und Ebene, ein wohlgebauter, gut umgrenzter Wirtschafts- und Verkehrsraum, der als eine der besten Keimzellen für staatliche Entwicklung auf der Landkarte umrissen erscheint. Völkisch und kulturell betrachtet, war er aber nichts weniger als eine Einheit, wenn er auch im Tiefland einen madjarischen Kern besitzt, der allerdings durch deutsche und slawische Siedlungen im pannonischen Westflügel stark aufgelockert erscheint. Im Zeitalter des Nationalismus entstanden aber an Ungarns Völkergrenzen Sprünge, und ungefähr an diesen brach es 1918 auseinander. Für die Völker des mittleren Donauraumes ist die Donau zwar ein einigendes Band, aber dieses versieht noch höhere Funktionen und wird sie in noch größerem Maße künftig versehen, wenn es einmal auch ein Glied der durchgehenden mitteleuropäischen Wasserstraße geworden ist und die beiden Flügel des deutschen Lebensraumes und ihres südöstlichen Hinterlandes aneinanderknüpft. Weder der mittlere noch der gesamte Donauraum, wenn man will also „Donaueuropa", ist eine Welt für sich, sondern hineingestellt in ein größeres Ganzes, dessen Lebensgesetze auch der Donau ihre Funktionen vorschreiben. Sie ist die Verknüpferin der Rohstoffländer und Nährflächen des Südostens mit den Kohlengebieten und Industriestätten des Nordwestens und die Vermittlerin einer wirtschaftsharmonischen Gestaltung eines größeren, vom Reiche geführten Mitteleuropa.

Rumäniens bevölkerungspolitische Stellung im Donauraum

Von Fritz Ruland

Die erste und wesentlichste Voraussetzung für die Zukunft einer Nation ist die biologische Kraft ihres Volkes. Das Reich hat als erster Staat Europas das Volk und die Volkskraft in den Mittelpunkt seiner Politik gestellt, wobei die von der Staatsführung durchgeführte Bevölkerungspolitik zunächst das Mindestziel einer Erhaltung des Volksbestandes nach Zahl und Art anstrebt und auch während des jetzigen Krieges alle diesem Ziele dienenden Maßnahmen in noch verstärktem Maße weiterführt im Bewußtsein, daß die Zukunft eines Volkes und Staates nicht nur im tosenden Schlachtenlärm entschieden werden kann. Aus dieser Schau gesehen ergibt das stille Kräftemessen auf biologischem Gebiete im 19. Jahrhundert folgendes Bild.

Verlagerung des europäischen Bevölkerungsschwerpunktes

Im Zeitraum von 1810 bis 1930 ist in Europa der Anteil der germanischen Völker von 31,6 auf 30,0 v. H. und der der romanischen Völker von 33,7 auf 24,4 v. H. zurückgegangen, während der der slawischen Völker von 34,7 auf 45,6 v. H. anstieg. „Vom Jahre 1930 bis 1960 wird innerhalb Europas insgesamt noch ein Zuwachs von etwa 100 Millionen Menschen zu erwarten sein, davon werden 80 Millionen allein auf den slawischen Osten entfallen, während die germanischen und romanischen Völker Europas nur noch mit je rund 10 Millionen an diesem Zuwachs beteiligt sein werden." (Burgdörfer.) Wenn auch der Südosten Europas gegenwärtig weitgehend durch die Neuordnung berührt wird und Vergleichszahlen gegenüber dem vorliegenden statistischen Material nur bedingt Geltung haben, so ist doch die Frage von großem Interesse, welche Stellung nun Rumänien, umringt von slawischen Völkern, in diesem Raume einnimmt?

Rumäniens biologische Vormachtstellung im Donauraum

Das Königreich Rumänien, das mit seinen Provinzen Walachei, Moldau und Dobrudscha im Jahre 1915 137 903 Quadratkilometer mit 7 897 311 Seelen zählte, war durch Angliederung Bessarabiens, Siebenbürgens, des Buchenlandes und Teilen des Banates auf 294 967 Quadratkilometer im Jahre 1920 und auf eine Bevölkerung von 15 541 000 Seelen angewachsen. So nahm dieser Donaustaat nach Rußland, Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Italien, Polen und Spanien den achten Platz unter den Staaten Europas, aber den ersten Platz im Donauraum vor Jugoslawien mit 255 000 Quadratkilometer, Bulgarien mit 107 500 Quadratkilometer und Ungarn mit 88 000 Quadratkilometer ein. 75 v. H. der Bevölkerung dieses größten Staates Südosteuropas gehörten dem rumänischen Volkstum an.

Aus der Tatsache, daß sich die Bevölkerung des alten Königreiches Rumänien im Zeitraum von 1860 bis 1915 von 3 917 000 auf 7 897 000 Seelen vermehrte und diejenige Großrumäniens, von 15 541 000 Seelen im Jahre 1920 ausgehend, im vorigen Jahre die 20-Millionen-Grenze erreichte, können wir die Stärke des inmitten slawischer Umwelt lebenden rumänischen Volkstums ahnen. Die Bevölkerungsdichte dieses Landes, dessen Einwohner am 1. Jänner 1933 zu 19 v. H. in 171 städtischen Gemeinden und zu 81 v. H. in 15 201 Dörfern lebten, war vom Jahre 1925 bis zum Jahre 1939 von 59,0 auf 67,5 Einwohner auf den Quadratkilometer angestiegen, wodurch der Staat Rumänien damals nach Belgien, Holland, England, Deutschland, Italien, Schweiz, Ungarn und Dänemark ebenfalls den achten Platz in der europäischen Stufung unter dem Gesichtspunkt der Besiedlungsdichte einnehmen konnte.

Rumänien, Land der größten Geburtenziffer Europas

Der Geburtenreichtum des rumänischen Volkes, das heute rund 15,5 Millionen zählt, bringt es mit sich, daß der Staat Rumänien nach der Geburtenziffer an der Spitze der europäischen Länder marschiert. Für den Zeitraum von 1931 bis 1935 besitzen wir folgende Übersicht:

1931–1935	Geburten	Todesfälle pro 1000 Einwohner	Geburtenüberschuß
Rumänien	33,4	20,5	12,9
Jugoslawien	32,4	18,5	13,9
Bulgarien (1931 bis 1933)	28,8	15,6	13,2
Ungarn	22,5	15,8	6,7
Polen	27,4	14,5	12,9
Tschecho-Slowakei	20,1	13,8	6,3

Daß das rumänische Volk den seit dem Weltkriege bei allen Völkern Europas begonnenen Rückgang der Geburtenziffer nicht in demselben Ausmaße mitmachte, beweist uns nachstehende Zusammenstellung:

	Geburtenziffer		
	1921–1925	1931–1935	Rückgang in %
Rumänien	37,9	33,4	11,9
Jugoslawien	35,0	32,4	7,2
Bulgarien	39,0	28,8	26,1
Ungarn	29,4	22,5	23,4
Polen	35,1	27,4	21,9
Tschecho-Slowakei	27,1	20,1	25,9

Der deutlichste Beweis für die biologische Kraft des rumänischen Volkes ist aber sein gesunder Altersaufbau, d. h. das günstige Verhältnis zwischen Jugend und Alter. Während vor allem die germanischen Völker die Gefahr einer Vergreisung nicht völlig überwunden haben, zeigt uns die folgende Zusammenstellung die günstige Lage Rumäniens:

1930	Gesamtbevölkerung	Altersaufbau Jugend bis 19 Jahre	 Alter 60 Jahre u. m.
Rumänien . . .	18 053 000	46,4 v. H.	6,6 v. H.
Jugoslawien . . .	13 934 000	43,8 „	8,2 „
Ungarn	8 688 000	37,1 „	9,7 „
Bulgarien (1926) .	5 479 000	45,7 „	8,1 „

Der unerschöpfliche Kraftquell des rumänischen Volkes ist sein Bauerntum, so daß nach dem Weltkriege vom Bevölkerungszuwachs 92,6 v. H. auf die Landbevölkerung entfiel. Die kinderreichsten Gegenden Rumäniens sind die wenig industrialisierten Provinzen Moldau, Dobrudscha, Muntenia und Bessarabien, die bei einem Landesdurchschnitt von 28,3 im Jahre 1939 35,4, 30,2, 29,6, bzw. 29,4 Geburten pro 1000 Einwohner aufzuweisen hatten. Das Banat stellte mit einer Geburtenziffer von 17,8 die kinderärmste Provinz des Landes dar, was besonders betont werden muß, da es in der Moldau noch ländliche Kreise, wie z. B. Jassy und Falcui, gibt, die 1939 eine Geburtenziffer von 49,5, bzw. 42,5 zu nennen hatten.

Rumänien, Land der größten Sterblichkeitsziffer Europas

Der Aufwärtsentwicklung des rumänischen Volkes steht jedoch eine erschreckend hohe Sterblichkeit zur Seite, die das Ausmaß des Geburtenüberschusses stark beeinträchtigt. Im Jahre 1939 stand der Geburtenziffer von 28,3 eine Sterblichkeitsziffer von 18,6 gegenüber, bedingt vor allem durch eine überaus hohe Kindersterblichkeit bei der Landbevölkerung.

1934	Geburten	Todesfälle	Kindersterblichkeit auf 100 Lebendgeburten
Rumänien	32,4	20,7	18,2
Bulgarien	30,0	13,9	13,1
Ungarn	21,9	14,5	14,8

Rund 20 v. H. der Lebendgeburten und rund 28 v. H. der gesamten Todesfälle in Rumänien entfallen auf die Kindersterblichkeit im Alter bis zu einem Jahr. Es gibt ländliche Gemeinden, in denen die Kindersterblichkeit geradezu die Hälfte aller Todesfälle ausmacht.

Neben der Kindersterblichkeit, deren Ursachen in Frühgeburt, Unterernährung der Mutter infolge überstarker beruflicher Beanspruchung und geringer Löhnung, mangelhaften hygienischen Verhältnissen und unzureichender Bekämpfung der Kleinkinderkrankheiten zu suchen sind, stehen in erster Linie Infektions- und Sozialkrankheiten, die den Volksbestand angreifen.

Die über drei Jahrhunderte währende Türkenherrschaft, die drückende Fanariotenzeit von 1711 bis 1821 und die russische Okkupation von 1812 bis 1848 und die in diesen Zeiten der Knechtung in den rumänischen Volkskörper eingeschlichenen fremden Elemente bewirkten, daß das seiner rassischen Zusammensetzung nach lebensstarke und zähe rumänische Bevölkerungselement durch eine langandauernde schlechte soziale Lage, eine Mischung mit fremdem Blute und ein Stehenbleiben auf einer primitiven zivilisatorischen Stufe in seinen Abwehrkräften gegen Massenkrankheiten etwas erlahmte.

Pest, Cholera, Flecktyphus und Malaria forderten vor allem im vergangenen Jahrhundert ihre zahlreichen Opfer in den Tiefebenen Rumäniens. Malaria und Typhus treten selbst heute noch



in Gegenden der Moldau und Bessarabiens nicht nur epidemisch auf, sondern sind endemisch. Für die gesundheitliche Lage des Volkes nicht weniger ausschlaggebend sind die Sozialkrankheiten. Erst die rumänische Agrarreform der Nachkriegszeit brachte dem Bauerntum einigermaßen Besserung. Doch aus der Tatsache, daß auch die Mehrzahl der städtischen Bevölkerung heute noch in höchst dürftigen Verhältnissen lebt, erklären sich nachstehende Zahlen.

Seit dem Weltkriegsende hat in Rumänien der Verbrauch an Alkohol in erschreckendem Maße zugenommen. Die Zahl der Wirtshäuser stieg seit Weltkriegsende z. B. in Bukarest von 688 auf 1081, in Konstantza von 72 auf 295 und in Jassy von 68 auf 376. Im Zeitraum von 1922 bis 1924 kamen auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 20 Liter Wein, 6 Liter Bier, 8 Liter Schnaps und 15 Liter Sprit. Auf einen erwachsenen Mann entfielen jährlich rund 150 Liter Alkohol. Zur Alkoholfrage gesellen sich besonders Tuberkulosesterblichkeit und Geschlechtskrankheiten. Durchschnittlich 30 000 Menschen sterben jährlich in Rumänien an Tuberkulose. Die Erkrankungsziffer der Syphilis, auf 100 000 Einwohner berechnet, beträgt in der Moldau rund 1000, im Buchenland 650 und in Bessarabien und Siebenbürgen rund 400 bis 500.

Versuche zur Hebung der Volksgesundheit

Das große Ausmaß des Analphabetentums, oft über 40 v. H. der ländlichen Bevölkerung, die dadurch erschwerte hygienische Erziehung der Massen, das konservative Festhalten des Bauerntums an Ernährungsart, Wohnweise und Aberglauben sowie das mangelnde Interesse der orthodoxen Geistlichkeit an Fragen der Volksgesundheit sind schwere Hindernisse für eine rasche und durchgreifende Förderung der gesundheitlichen Lage des Volkes durch staatliche Maßnahmen. Dazu kommt noch der Umstand, daß Rumänien nicht über eine genügend große Anzahl guter Ärzte verfügt. Laut Mitteilung des rumänischen Gesundheitsministers vom 15. März 1941 gab es in Rumänien 8421 Ärzte, von denen 5671 Rumänen und 490 Deutsche, aber 2089 Juden waren. Von diesen 8421 Ärzten stehen der Dorfbevölkerung, die rund 80 v. H. der Bevölkerung ausmacht, nur 1641 zur Verfügung. Dieser Mangel an Ärzten auf dem Lande zeigt sich am besten aus der Tatsache, daß in den Jahren 1933 bis 1934 auf 13 603 Dorfbewohner und auf eine Fläche von 276 Quadratkilometer nur ein staatlicher Kreisarzt kam. Die überaus schlechten Wegverhältnisse und die geringe Bezahlung der Landärzte tun das Weitere. Durch diese genannten Umstände waren viele gutgemeinten geplanten und begonnenen Maßnahmen des rumänischen Arbeits-, Gesundheits- und Fürsorgeministeriums von vorneherein zu einer gewissen Erfolglosigkeit verurteilt.

Wer die an sich gefestigte bevölkerungspolitische Stellung Rumäniens im Donauraum kennt, zugleich aber auch die gesundheitliche Lage des rumänischen Volkes aus eigener Anschauung gesehen hat, versteht einerseits die harte Notwendigkeit durchgreifender und erfolgversprechender Maßnahmen zur Hebung der Volksgesundheit und verkennt anderseits jedoch wieder nicht die unzähligen Schwierigkeiten, die einer Durchführung solcher Maßnahmen im Wege stehen. Man mag nur hoffen, daß die zurückkehrende Frontgeneration, unter Führung von Marschall J. Antonescu, in Zusammenarbeit mit den gesunden völkischen Kräften der Heimat, den Mut und die Mittel besitzen wird, alle die genannten Hindernisse, nicht zuletzt die stillen Gegner aus den Kreisen der Bukarester Boulevardintellektuellen, im Interesse einer geordneten Staatsführung, des Volkswohles und somit einer Wahrung der bevölkerungspolitischen Stellung Rumäniens im Donauraum zu überwinden.

Schrifttum:

Burgdörfer, Prof. Fr.: Völker am Abgrund. 1936.

Banu, Dr. G.: Sănătatea poporului român (Die Gesundheit des rumänischen Volkes). Bukarest 1935.

Manuila, Dr. Sabin: Miscarea populației României (Die Bevölkerungsbewegung Rumäniens). 1931–1939.



Pfälzersiedlungen im Zamoscer Kreis

Von Lothar v. Seltmann

Wie für den Südosten ist Wien auch für das Siedlungswerk Kaiser Josephs II. in Galizien und weiter nördlich in den später wieder vom Habsburgischen Herrschaftsbereich gelösten Gebieten im Zamosc Planungsstelle und Ausgangspunkt gewesen. Heute sind wiederum Männer der Ostmark dabei, verschüttetes Deutschtum in diesem Raume zum Bewußtsein ihrer Herkunft und blutsmäßigen Verbundenheit zu bringen. Als Glied dieser großen Erweckungsarbeit, die den ganzen Ost- und Südostraum in gleichem Streben vereint, bringen wir im folgenden einen Bericht über dieses wiedererwachende Deutschtum.

Inmitten typisch polnischer Umwelt trifft man im Süden des Distriktes Lublin auf eine Anzahl Siedlungen, deren Bewohner zwar ebenfalls polnisch sprechen, sich aber durch Aussehen und Haltung sowie durch die Sauberkeit der Häuser deutlich von ihrer Umgebung abheben. Es handelt sich um deutschstämmige Siedlungen aus der Zeit der josephinischen Kolonisation.

Der Kreis Zamosc fiel bei der Teilung Polens im Jahre 1772 mit Galizien an Österreich. Sogleich wurde mit Kultivierungsarbeiten in dem völlig vernachlässigten und schwach besiedelten Gebiete begonnen. Deutsche Beamte kamen in das neugewonnene Land, richteten deutsche Verwaltung ein, sorgten für gründliche Vermessung und für Straßen- und Brückenbau. Werber wurden hauptsächlich nach dem Westen des Reiches geschickt, und auf Grund des Ansiedlungspatentes vom Jahre 1781 setzte ein gewaltiger Zustrom von deutschen Bauern und Handarbeitern ein, die zunächst auf den staatlichen Domänen in Galizien angesiedelt wurden. Als diese aber die unerwartet hohe Zahl der Siedler nicht mehr fassen konnten, forderte Joseph II. im Jahre 1784 durch ein besonderes Patent die Großgrundbesitzer auf, auf ihren Gütern private Ansiedlungen einzuleiten. Durch die Hofkammer wurden zu diesem Zweck sehr ansehnliche Zuschüsse in Aussicht gestellt. Diese günstige Gelegenheit, außer vorzüglichen Arbeitskräften auch noch erhebliche Summen Bargeldes zu erhalten, war für die polnischen Adeligen verlockend, so daß tatsächlich eine größere Anzahl der Aufforderung Folge leistete und deutsche Siedlungen auf ihren Gütern gründete. Zu den Dörfern, die damals entstanden, gehören auch diese Siedlungen im südlichen Teile des Distriktes Lublin, deren Bewohner sich allerdings bis vor kurzem kaum mehr ihrer Herkunft oder ihres Volkstums bewußt waren, sondern vielmehr so gut wie völlig im Polentum aufgegangen schienen.

Westdeutsche Heimat

Die Siedler stammten, wie uns die im Wiener Hofkammer-Archiv liegenden Akten beweisen, vorwiegend aus dem Westen und Südwesten des Reiches, aus der Pfalz, aus Elsaß, Lothringen, der Moselgegend. Die Liste der im Jahre 1785 in 15 Orte des Zamoscer Kreises einwandernden 151 Familien mit insgesamt 732 Köpfen ist in Wien erhalten. Die Einsiedlung erfolgte hauptsächlich auf den Gütern des Grafen Zamojski. Zum Teil wurden die deutschen Bauern und Handwerker auf bereits vorhandenen polnischen oder ukrainischen Dörfern angesetzt, zum überwiegenden Teile wurden jedoch eigene deutsche Siedlungsgemeinschaften im Anschluß an fremdvölkische Dörfer gebildet.

Die Gutsbesitzer boten zweifellos günstige Bedingungen. Außer 30 Morgen Land, dem Haus, dem Baumaterial für die Errichtung der Wirtschaftsgebäude und dem Getreide für die erste Aussaat überließen sie den Siedlern noch eine gemeinsame Hutweide, stellten Vieh sowie Haus- und Ackergerät gegen erträgliche Abzahlungsraten zur Verfügung und gewährten für drei Jahre Steuerfreiheit. Wie sehr den Grundherren damals an deutschen Kolonisten lag, ersehen wir aus einer Anweisung der Zamojskischen Güteradministration an den Vogt von Sitaniec, in der er

aufgefordert wird, für die neueintreffenden deutschen Siedler „einen feierlichen Empfang und ein Fest" vorzubereiten, um ihnen einen „möglichst angenehmen Eindruck von ihrer neuen Heimat und einen Anreiz zum Bleiben" zu geben.

Dies war für die aus dem deutschen Westen kommenden Siedler auch keineswegs belanglos. Denn sie kamen in ein Land, wie sie es auf ihrer langen Fahrt noch nicht gesehen hatten! Weite Flächen waren unbebaut. Erst nach tagelanger Fahrt auf elenden Wegen konnte man eine Stadt erreichen. Wie groß und schön war noch Krakau gewesen, durch das sie gekommen waren! Es war der letzte Ort, wo sie noch, trotz des Überwiegens der polnischen Bewohner, deutsche Sauberkeit und in den prachtvollen Bauten mächtige Zeugen deutscher Kultur sahen und auch noch deutsch sprechen hörten. In den kleinen, von Schmutz starrenden Städten Galiziens und Polens aber, die eher mit einem Dorfe als mit einer Stadt Ähnlichkeit hatten, und auf den Dörfern selbst fanden sie zerlumpte, unsaubere Menschen, die sich scheu und gelegentlich sogar feindselig verhielten. Und wie leer war das Land! Wie weit war — gegenüber den gewohnten Verhältnissen in der Heimat — die Fahrt von einer Ortschaft zur nächsten! So war es tatsächlich nicht überflüssig, ihnen wenigstens einen freundlichen Empfang zu bereiten, um ihren Mut bei der Ankunft in der neuen Heimat nicht allzusehr auf die Probe zu stellen.

Von den Zamojskis wurden damals folgende deutsche Siedlungen angelegt: Balobrzegi, Brody, Huszczka, Korchow, Ploskie, Rugozno, Rozaniec, Sabaudja, Sitaniec und Zamch. Aus Korchow, Rozaniec und Zamch sind allerdings, wohl wegen des kargen Bodens, die Siedler bald abgewandert, wobei sie das Dorf Dorbozy gegründet haben. Ein Teil ist auch nach Rußland weitergezogen. Der Gutsbesitzer Bielski siedelte in den Dörfern Miaczyn und Horyszow Ruski deutsche Familien an. Auch hier dürften die Siedler oder zumindest ihre unmittelbaren Nachkommen die ersten Hofstellen wieder aufgegeben haben. Von ihnen mag das schöne, noch heute fast rein deutschstämmige Dorf Horyszow-Kolonie gegründet worden sein. Die Nachkommen der Familien, die der Gutsbesitzer Peter Lubowiecky für Sniatycze anforderte, ließen sich in Alt- und Neu-Antoniowka bei Komarow nieder.

Heute leben in den Dörfern je 100 bis 150 Familien. Damals achtete man genau, daß Auswanderer aus einer Gegend oder gar Verwandte und Befreundete zusammen in einer Siedlung angesetzt wurden. Auch Katholiken und Protestanten schied man, um Streitigkeiten über Kirche und Friedhof zu vermeiden. Die kaiserlichen Ansiedlungskommissare, die in Ansiedlungslagern die Zuwanderer in Empfang nahmen, sorgten mit viel Geschick für diese Verteilung auf die Dörfer.

Für die in der erwähnten Liste angeführten Siedlerfamilien erhielten die beteiligten Grundbesitzer 37 900 Gulden vom österreichischen Ärar ausbezahlt, wovon allein die Zamojskische Ordination 25 000 Gulden empfing. Wenn man bedenkt, daß die Siedler meist Zehrgeld und den Erlös der vor dem Abzug aus der deutschen Heimat verkauften Habe mitbrachten, kann man die wirtschaftliche Bedeutung der Zuwanderung deutscher Siedler für den Kreis Zamosc ermessen.

Unter polnischer Herrschaft

Der Kreis Zamosc kam im Jahre 1815 zu Kongreßpolen und damit zu Rußland, nachdem er bereits 1809 dem Großherzogtum Warschau angegliedert worden war. Damit wurden die Zamoscer deutschen Kolonisten aus dem deutschen Kulturzusammenhang herausgerissen und der Polonisierung überantwortet, die um so nachdrücklicher einsetzen konnte, als die Siedler ja weit überwiegend katholisch und somit der polnischen Geistlichkeit ausgeliefert waren, deren Wirken im Gegensatz zu dem der katholischen Priesterschaft in Deutschland immer in erster Linie nationalchauvinistisch und erst dann seelsorgerisch war. Die Hauländer am Bug, die viel länger inmitten der fremdvölkischen Umgebung lebten, konnten sich geistig deutsch erhalten, wenn sie auch der sprachlichen Polonisierung unterlagen, weil ihr evangelischer Glaube



sie von der polnischen Umwelt absonderte und so eine völkische Vermischung verhinderte. Dies fiel bei den Pfälzern weg. Im Gegenteil konnte durch die immer wieder betonte Gleichstellung von katholisch=polnisch und evangelisch=deutsch in kürzester Zeit die Entfremdung vom eigenen Volkstum gefördert werden. Zu der in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts einsetzenden Cholmerländer Kolonisation entstanden keine Beziehungen. Abgesehen von der großen Entfernung, die zwischen dem Kreise Cholm und dem Kreise Zamosc liegt, trat hier sowohl der konfessionelle wie auch der stammliche Gegensatz hemmend und zum Schaden des Deutschtums hervor. Die Cholmerländer Kolonisten stammen vorwiegend aus Pommern und fanden daher nicht zu engerer Fühlungnahme mit den älteren katholischen Kolonisten des Zamoscer Gebietes.

Die Siedlungen, in denen heute noch die Nachfahren jener westdeutschen Kolonisten leben, also Sitaniec, Ploskie, Horyszow=Kolonie, Bialobrzegi, Rogozno, Brody u. a., verraten uns durch die Bauart der Höfe, aber auch die Namen der Siedler, daß es sich um deutschstämmige Menschen handeln muß, wenn sie auch sprachlich und geistig der Polonisierung in einem Maße verfallen waren, daß von einem nahezu völligen Abgleiten ins fremde Volkstum gesprochen werden muß. Gegen blutliche Überfremdung haben sich die Kolonisten lange gewehrt. Bezeichnend ist es, daß Mischehen erst ziemlich spät, in der vorletzten oder letzten Generation, einsetzten. Der Instinkt des Blutes wirkte noch, als bereits ein Großteil der Siedlungen sprachlich und geistig von der fremdvölkischen Umgebung überdeckt war. Die Zamoscer Pfälzer heirateten bis zum Weltkrieg und vielfach auch heute noch meist Partner aus ihren Kolonien, obwohl sie zum Teil bis zu hundert Kilometer voneinander entfernt liegen. Daher kommen die Namen der Ansiedlerfamilien (Sprenger, Bender, Albinger, Weiler, Hilcher, Grün, Matey, Lembrich, Altmayer, Dukendorf, Reder u. a. m.) heute in nahezu allen deutschstämmigen Siedlungen vor. Dadurch, daß die Siedler bis in die vorletzte Generation Mischehen vermieden, haben sie sich trotz der äußeren Polonisierung blutmäßig ziemlich rein erhalten, so daß der Gedanke, eine geistige und völkische Rückgewinnung jener deutschstämmigen Menschen einzuleiten, nahelag.

Die Aussichten dafür waren von Anfang an günstig. Kam doch zunächst die Wirkung der großen Ereignisse, der Zusammenbruch des polnischen Staates, die erneute Berührung mit deutschen Menschen und die durch diese vertretene Größe und Stärke des Reiches als eine Erschütterung der bisherigen Umwelt und der in über 150 Jahren angeglichenen Denkweise dieser Rückgewinnung zugute. So zeigte sich auch hier bald die Aufgeschlossenheit zu einer günstigen Wende bei den vor mehreren Generationen ins fremde Volkstum mit niedrigerem Lebensstand abgesunkenen Menschen. Damit war für praktische Volkstumsarbeit der Weg geöffnet.

Neues Leben

Unter diesen Gesichtspunkten hat der SS= und Polizeiführer im Distrikt Lublin, SS=Brigadeführer Globocnik, in seiner Eigenschaft als Beauftragter des Reichskommissars zur Festigung deutschen Volkstums in den Pfälzer Siedlungen eine Aktion zur Rückgewinnung und Wiedereindeutschung dieses polonisierten Deutschtums eingeleitet.

Es sei hier kurz noch auf die Vorbereitung, Anlage und Durchführung dieser Aktion eingegangen. Ehe eine praktische Arbeitsplanung vorgenommen werden konnte, mußte einigermaßen der Bereich abgesteckt und durch eine Fragebogenerhebung ein genauer Überblick über die zahlenmäßige Verteilung der Nachkommen jener josephinischen Ansiedler gewonnen werden. Diese Unterlagen haben zehn Wiener HJ.=Führer im November v. J. in einem mehrwöchigen Einsatz erstellt. Wenn man bedenkt, daß damals ungefähr 650 Familien — die Zahl hat sich inzwischen durch Erhebungen auf weit über 1000 erhöht — erfaßt und genau beschrieben wurden und daß zu diesem Zweck an die 80 Dörfer bei widrigsten Verkehrsbedingungen aufgesucht werden mußten, kann man die Schwierigkeiten ermessen, die durch die Einsatzbereitschaft und das Einfühlungsvermögen junger HJ.=Führer gemeistert wurden.

Typisches Kolonistenhaus aus Sitaniec. Das Haus des alten Wajland

Der alte Wajland aus Sitaniec. Er spricht noch deutsch

Lichtbilder: von Seltmann

BDM-Mädchen beim Schulunterricht in der polonisierten Pfälzersiedlung Bialobrzegi

Kolonistenhaus aus Rogozno

Lichtbilder: von Seltmann

Diese Fragebogenerhebung bildete die Basis für alle weiteren Planungen. Heute nun sind in elf Dörfern deutsche Schulhelfer eingesetzt, so daß die Jugend bereits wieder deutschen Unterricht genießt. Darüber hinaus lösen sich seit Jänner laufend BDM.-Einsätze in den Dörfern ab, die hervorragende Erfolge in ihrer Deutschtumsarbeit und in bezug auf soziale Betreuung aufweisen können. Die Mädel verstanden es, in kurzer Zeit das ihnen anfänglich entgegengebrachte Mißtrauen zu beseitigen und sich schließlich das unverhohlene Zutrauen der deutschstämmigen Dorfbewohner zu erwerben. Damit erreichten sie, daß nicht nur die Kinder der von ihnen in regelmäßigen Hausbesuchen betreuten Familien freudig den deutschen Schulunterricht besuchen, sondern darüber hinaus auch die Alten gern in die Abendkurse und Dorfgemeinschaftsabende kommen. Grundsatz für die Rückgewinnungsarbeit ist: Es gilt, dem deutschstämmigen Menschen Herkunftsstolz wiederzugeben, ebenso aber auch das noch vielfach vorhandene, wenn auch unklare Herkunftsbewußtsein zu stärken. Dazu gehört es, das Bewußtsein, inmitten einer fremden Umgebung Gemeinschaft zu sein, zu erwecken. Um dieses Gemeinschaftsgefühl zu vertiefen, gibt der SS- und Polizeiführer eine eigene kleine Zeitschrift „Kolonistenbriefe" für die Josephinerdörfer heraus, die durch die Gegenüberstellung von deutschem und polnischem Text und durch leichtfaßliche, zum Selbstunterricht geeignete Lektionen überdies auch die Wiedererlernung der deutschen Sprache erleichtern. Die ersten Nummern der „Kolonistenbriefe" hatten in den Dörfern ein ungeahnt freudiges Echo gefunden. In dieser kleinen Zeitschrift wird auch die Lust an der Chronik der Siedlung wie der einzelnen Dörfer genährt. Damit gewinnt das Geschehen in den Siedlungen — kleine Feste, Besuche, Berichte über den Einsatz der Helfer, über Fortschritte der Kinder usw. — wieder neue Bedeutung, und die bisher getrennt für sich lebenden Gruppen werden zu einer großen Familie. Es ist ein neuer Ton, der hier angeschlagen wird, und das Beispiel, das Lob, das einer Veranstaltung oder dem strammen Auftreten einer Dorfjugend gezollt und damit festgehalten wird, eifert die übrigen Dörfer an, es dem auf diese Weise Ausgezeichneten gleich und wenn möglich zuvorzutun.

Es ist vor allem aber auch die Tatsache, daß sich durch diese chronikenhafte Aufzeichnung des Geschehens in den Dörfern das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Volke, aus dem die Voreltern hervorgegangen sind, wieder belebt. Denn wenn in den Berichten der „Kolonistenbriefe" über den Verlauf eines Festes oder etwa einer glücklich gelungenen Gemeinschaftsarbeit der Schulhelfer aus einem der Dörfer erzählt wird oder vom Besuche eines der führenden Männer aus Partei und Staat, so erleben auch die nun bereits wieder ihrer inneren Verbundenheit gewahr gewordenen Bewohner der anderen Dörfer in stolzem Gefühle der Freude oder Schätzung, die sie erfahren haben, dies mit. Auf diesem Wege werden sie der deutschen Schicksalsgemeinschaft, aus der sie die Vereinsamung gelöst hatte, wieder zugeführt.

Zusammenfassend darf festgestellt werden, daß heute bereits greifbare Ergebnisse in den deutschstämmigen Dörfern des Zamoscer Kreises zu verzeichnen sind. Einzelne Siedlungen stehen in ihrer Haltung heute nicht mehr hinter den umgesiedelten deutschbewußten Kolonien des Cholmer und Lubliner Landes zurück. Sprachlich müssen die Nachkommen der Zamoscer Pfälzer natürlich noch viel lernen, aber ihr dörfliches Gemeinschaftsleben zeigt heute bereits wieder den alten, schon verschüttet gewesenen deutschen Kolonistengeist.

So werden im Distrikt Lublin dem deutschen Volkstum wertvolle, ohne eigene Schuld in ein fremdes Volkstum abgeglittene Volkssplitter zurückgewonnen. Damit wird ein wesentlicher Beitrag zu der vom Führer proklamierten Neuordnung der ethnographischen Verhältnisse im europäischen Osten geleistet.



Madjarische Rücksiedlungspläne

Von K. Egger

Der madjarische Nationsgedanke ist nicht an ein einziges Volkstum gebunden, sondern an eine „übervölkische Einheit", an kein ethnisches, sondern an ein sendungsmäßiges Ganzes. Graf Paul Teleki prägte die Worte, Ungarn solle als „kleines Europa" viele Völker in friedlichem Zusammenleben vereinen. Auf Grund ihrer historischen Erfahrung erhebt nun bekanntlich die madjarische Nation Anspruch auf die Führerrolle im Karpatenraum. Diesem Ziele stellt sich jedoch als größtes Hindernis der bewußte Nationalismus der in diesen Raum hereinreichenden, jungen und frischen Völker entgegen, welche über starke völkische Reserven verfügen und schon seit langem ihre Volksgrenzen zu sprengen versuchen.

Aus dieser Tatsache erwuchs in letzter Zeit auch in Ungarn die Erkenntnis, daß die Stärkung der madjarischen Volkskraft ein Grundpfeiler für die Errichtung des ersehnten, neuen tausendjährigen Reiches sein müsse. Dieser Erkenntnis verlieh Emmerich Kovács folgenderweise Ausdruck: „Das Geschick des zwischen dem germanischen und slawischen Block eingekeilten Madjarentums wird in der Wiege entschieden, ob nämlich die madjarischen Frauen so viele Kinder zur Welt bringen können, daß der Bestand ihres Volkes gesichert erscheint, oder ob dieses im Meere der umgebenden Völker untertauchen wird."

Betrachtet man die Geburtenzahlen der europäischen Nationen, dann muß man feststellen, daß im Jahre 1930 in Bulgarien 13,8 von 100 Frauen Kinder in die Welt setzten, in Polen 10,9, in Rumänien 9,5; dann erst folgte Ungarn, wo 1930 8,8 von 100 Frauen Kindern das Leben schenkten, und der Reihenfolge nach kam dann Holland, Belgien, Frankreich, England und Deutschland. Diese Reihenfolge gestaltete sich indessen während des vergangenen Jahrzehntes ganz anders. An der Spitze standen zwar noch immer die Bulgaren, dann aber folgten die Rumänen, Serben, Deutschen, Italiener, und erst nach diesen die Madjaren. Heute entfallen in Italien auf 1000 Einwohner 234 Geburten, in Ungarn 215, bei dessen südlichen Nachbarn 320. Heute stehen, wenn wir die amtliche ungarische Statistik zugrunde legen, im Donaubecken ungefähr 10 547 000 Madjaren 27,2 Millionen Rumänen, Slowaken, Tschechen und Südslawen gegenüber. Wenn die Vermehrung dieser Völker auch weiterhin den gleichen Verlauf zeigt wie bis jetzt, dann würden gegen Ende dieses Vierteljahrhunderts rund 14 Millionen Madjaren 42 Millionen Angehörigen der oben genannten Nationalitäten gegenüberstehen.

Lange Zeit verschloß man sich in Ungarn der Erkenntnis dieser Tatsachen und gab sich romantischen Träumen von einer 30 Millionen Madjaren umfassenden Nation hin. Erst in den letzten Jahren ergriffen Männer, von tiefer Sorge für die Zukunft ihres Volkes erfüllt, in Aufsätzen, Büchern, Vorträgen usw. das Wort, indem sie die Lage in ihrer ganzen Düsterkeit aufzeigten, um dadurch die ungarische Gesellschaft aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln. Sie erstreben die Stärkung der madjarischen Nation durch den Schutz zweier großer Werte: durch den Schutz des Bodens und des Menschen. Die letztere Frage zerfällt in mehrere Teilfragen, die nationalpolitischer, wirtschaftlicher, öffentlich gesundheitlicher, kultureller und rassischer Art sind. Zu ihr gehört in erster Linie auch das Problem der Rücksiedlung der Auslandmadjaren, über das hier im besonderen gesprochen werden soll.

Zu einer Zeit, da die Türken ihre Volksangehörigen aus den Streusiedlungen auf dem Balkan zurückzogen, um sie vor der Verschmelzung mit fremdem Volkstum zu bewahren, da die Griechen aus den Siedlungen in Kleinasien heimgeholt wurden, ja selbst dann noch, als die großen Rücksiedlungsbewegungen in Italien und Deutschland einsetzten, wurde dieses Problem in Ungarn noch kaum erörtert. Noch im Jahre 1937 wurde der Gedanke einer neuerlichen Auswanderung der Madjaren nach Südamerika aufgenommen. Als nämlich der Erzherzog Albrecht von einer Studienreise aus Südamerika heimkehrte, äußerte er sich über ihren Zweck den Journalisten gegenüber dahingehend, er habe ein möglichst günstiges

und geeignetes Kolonialgebiet für eine neuerliche madjarische Ansiedlung gesucht. Der Gedanke einer Auswanderung wurde in einem Lande laut, das vor dem Weltkrieg mehr als eine Million Einwohner durch die gleiche Erscheinung verloren hatte.

Erst in den letzten Jahren, besonders seitdem die Rückgliederung einzelner ehemaliger ungarischer Landesteile zu einer Überprüfung der Möglichkeiten eines Großungarn zwang, wurde der Plan einer Rücksiedlung der Auslandmadjaren in immer breiteren Kreisen heimisch.

Auswanderung

Die Zahl der Auslandmadjaren ist, verglichen mit der Zahl des Gesamtmadjarentums, sehr groß. Besonders gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts wandten sich immer größere Massen der ungarischen Agrarbevölkerung nach Amerika, das damals eine sichere Lebensmöglichkeit, größeren Verdienst und eine größere Freizügigkeit des Einzelnen in Aussicht stellte und auch bot. An vielen Orten ergriff das Volk infolge der schlechten Verwaltung und der starren Eintreibung der schweren Steuerlasten den Wanderstab. Die Auswanderung in die Vereinigten Staaten setzte mit dem Jahre 1871 ein. 1879 war diese Zahl aber bereits auf 1518 gestiegen, 1882 schwoll sie schon auf 16 014 an.

Die ungarischen Regierungen hätten die Möglichkeit gehabt, diesen verderblichen Vorgang einzudämmen; aber sie brachten diesen Strom durch keinerlei wirtschaftliche, soziale und besitzpolitische Maßnahmen zum Stillstand; sie förderten die Auswanderung sogar noch dadurch, daß sie den Auswanderer-Schiffahrtsgesellschaften durch jährliche Subventionen Unterstützungen zuteil werden ließen. Daher betrug die Zahl der Auswanderer 1898 bereits 270 000; unter diesen befanden sich auch die 75 000 Auswanderer aus den oberländischen und slowakischen Komitaten, von welchen nur 20 000 wieder in die Heimat zurückkehrten.

Zahlreiche Einwohner der Komitate Raab, Eisenburg und Ödenburg verließen ihre Wohnsitze wegen der drückend schweren Steuern, die ihnen infolge der Regulierung der Raab auferlegt waren. Auch hier war die Komitatsverwaltung nicht in der Lage, die Gründe der Auswanderung aufzudecken und sich der Selbstvernichtung der Volkskraft entgegenzustellen. So machten sich die madjarischen und slowakischen „birds of sea“ auch weiterhin auf den Weg, um in Fabriken und Bergwerken fremder Staaten ihrem Volkstum, aber auch dem ungarischen Staate verlorenzugehen. In der Heimat aber wurden die historischen „Klassen“ und die ungesunden Besitzverhältnisse aufrechterhalten, anstatt daß eine gesündere Verteilung des Bodens vorgenommen und dadurch ein Hauptgrund zur Auswanderung beseitigt worden wäre.

Aus Transdanubien übersiedelten viele Madjaren nach Slawonien, wo sie, neben Schwaben und Tschechen, von einzelnen Großgrundbesitzern Pachten erhielten. Das größte Ausmaß aber nahm die Verarmung und Auswanderung der Szekler an. Die im vergangenen Jahrhundert errichteten modernen Sägewerke in den südlichen Karpaten konnten höchstens 3000 bis 4000 Menschen beschäftigen; die Szekler Hausindustrie, welche vielen Menschen Brot gegeben hatte, war zugrunde gegangen, und die nach neuem Erwerb suchenden Szekler wanderten über die Schneeberge nach Osten und vermehrten die Zahl der in Altrumänien lebenden Madjaren. Nachdem für sie in der Heimat kein Boden vorhanden war (im Komitat Csik z. B. nahm der gebundene Besitz 55 v. H. des Ackerlandes ein, im Komitat Dreistühle 37 v. H.), überschwemmten sie in Rumänien gewisse Berufszweige; sie wurden Kutscher, Bedienstete, Eisenbahnarbeiter oder sie waren als Verlader auf Schwarze-Meer-Schiffen tätig.

Durch die Nachlässigkeit der ungarischen Regierungen wurden, wie Vaida-Voevod aufzeigte, im vergangenen Jahrhundert unter madjarischer Herrschaft 430 madjarische Gemeinden rumänisiert; zur gleichen Zeit verloren im Oberlande 60, im Südgebiete und in Kroatien mehr als 100 Gemeinden ihr madjarisches Gepräge.

Der Friedensschluß von Trianon trug selbstverständlich zur weiteren Zersplitterung des Madjarentums bei. Madjarische Schätzungen ergaben folgendes Bild:

Land	Zahl der Madjaren	Land	Zahl der Madjaren
Belgien	6 000	Übertrag	2 506 669
Bulgarien	3 000	Tschecho-Slowakei	970 000
Deutschland	8 416	Türkei	1 830
England	2 000	Übrige europäische Staaten	1 800
Frankreich	40 000	Argentinien	10 000
Holland	2 826	Ägypten	1 000
Italien	7 000	Brasilien	33 000
Jugoslawien	580 000	Kanada	50 000
Österreich	35 000	Kuba	4 000
Polen	1 000	Nordafrika	1 900
Rumänien	1 800 000	Vereinigte Staaten	580 000
Rußland	20 000	Uruguay	3 000
Schweiz	1 427	In den übrigen Teilen der Welt	2 080
Zusammen	2 506 669	Insgesamt	4 165 279

Die Zahlen sind ungenau, da ihnen zum Teil die ungarischen Volkszählungsdaten von 1910 als Grundlage dienten und, falls Ergebnisse der Nachfolgestaaten verwendet wurden, diese eine Korrektur erfuhren. Im Gegensatz zu diesen Zahlen zeigte z. B. die rumänische Volkszählung von 1930 in ganz Rumänien 1 425 507 Madjaren auf Grund ihrer Volkszugehörigkeit auf. Die tschechoslowakische Volkszählung von 1930 fand in der Slowakei und im Karpatenlande nur 681 460 Madjaren, zu welchen noch höchstens 10 000 bis 12 000 Madjaren in Böhmen und Mähren kommen. Auf dem Gebiete des ehemaligen Kroatien aber wies die ungarische Volkszählung von 1910 106 000 Madjaren nach, die sich in der jugoslawischen Volkszählung von 1921 auf 69 000 vermindert hatten. Nach jüngsten madjarischen Schätzungen leben heute in der Slowakei noch 90 000 Madjaren. In Altrumänien sind danach Madjaren insbesondere in zwei Gebieten in größerer Anzahl zu finden: in der Moldau 109 000 (diese Zahl wurde dadurch erreicht, daß alle Katholiken als Madjaren gewertet werden, wenn sie auch in der rumänischen Volkszählung als Angehörige eines anderen Volkstums aufscheinen) und in den Städten des alten rumänischen Königtums ungefähr 150 000.

Die Zahl der nach Übersee ausgewanderten Madjaren wurde zum Teil aus Schiffahrtslisten festgestellt. Eine Kontrolle ist hier nicht gut möglich. Wenn aber auch das angegebene Ergebnis bestimmt zu hoch gegriffen ist, so ist die Zahl der Auslandmadjaren trotzdem sehr groß. Die Erkenntnis der geringen biologischen Kraft des madjarischen Volkes läßt daher die Forderung nach einer möglichst baldigen Rücksiedlung der Auslandmadjaren immer notwendiger erscheinen. Emmerich Kovács sagt dazu: „In einer Zeit, da jedes Volk in der Welt seine Söhne zur großen Kräfteprobe zählt, müssen auch wir Madjaren Heerschau halten und Schritte zum Zusammenschmieden der in den fünf Weltteilen verstreuten Madjaren unternehmen. Die Madjaren Nordamerikas erwarten bestimmt den Ruf der Heimat, und auch die in Südamerika herumirrenden Brüder denken sehnsüchtig an eine Heimkehr; ebenso die Millionen Madjaren in Europa. Retten wir das Madjarentum. Wir sind doch nur so wenige. An Stelle des Traumes von den 30 Millionen Madjaren ließen die Sünden unserer früheren Führer sowie das historische Verhängnis des türkischen Joches ohnehin nur 12 Millionen Madjaren zu, und auch diese sind in aller Welt verstreut."

Durchbruch neuer Erkenntnis

Heute ist der Gedanke einer Rücksiedlung auch schon Regierungskreisen vertraut. Einer Interpellation des Abgeordneten Ladislaus Gesztelyi-Nagy im November 1940 im Abgeordnetenhause, in welcher er darauf hinwies, daß das Land „jeden einzelnen Madjaren, jedes

madjarische Kind und jede madjarische Mutter notwendig brauche", antwortete der damalige Ministerpräsident Graf Paul Teleki, daß die ungarische Regierung jede Möglichkeit einer geschlossenen Rücksiedlung von Madjaren, besonders aus den Nachfolgestaaten, erwäge. Noch am Tage vor seinem Tode, am 2. April 1941, erklärte er im Abgeordnetenhause, es sei die Auffassung der ungarischen Regierung, daß die Rücksiedlung der außerhalb der historischen Grenzen lebenden Madjaren ein wesentlicher Faktor der nationalen Wiedergeburt sei, und daß die diesbezüglichen Arbeiten bereits in Angriff genommen worden seien. Die jetzt abgeschlossene Ansiedlung der Szekler aus dem Buchenland ist ein Beweis dieser Worte.

So wie auf den durch den Friedensschluß von Trianon von Ungarn abgetrennten Gebieten Bodenreform und Kolonisation von den fremden Staatsvölkern als Kampfmittel gegen Ungarn benützt wurden, und so wie sie gerade die verläßlichsten und kinderreichsten madjarischen Familien zur Abwanderung zwangen, ebenso soll jetzt ein rein madjarischer Grenzgürtel gegen die fremden Volkstümer geschaffen werden, der den madjarischen Boden und die „madjarische Rasse" schützen soll. So wurden die unlängst heimgeholten Buchenlandmadjaren auf den ehemaligen Gütern der südslawischen Dobrowolzen im rückgegliederten Südgebiete angesiedelt. Durch eine Verordnung (5280/1941 M. E.) wurden hier alle jugoslawischen Bodenzuteilungen mit sofortiger Wirkung außer Kraft gesetzt, wodurch 200 000 Katastraljoch Boden an den ungarischen Staat fielen. Dieser Boden steht nun für die Bodenreform zur Verfügung. Als Anwärter kommen nur verläßliche, besitzlose Elemente aus der „madjarischen Urbevölkerung" in Frage. Da aber im Südgebiete selbst nicht genügend Anwärter vorhanden sind, muß mit dem Zuzug von Kolonisten gerechnet werden. Dafür werden vor allem kinderreiche verdiente Soldaten in Betracht gezogen, aber auch solche bauernfähige Madjaren, die in übervölkerten Gebieten, wie z. B. in den Komitaten Sahmar, Szabolcs, in der Umgebung von Kecskemét sowie in der Tanyenwelt des Tieflandes, keinen Boden erwerben können.

Der Festigung des Grenzgebietes diente auch die Ansiedlung von 987 armen madjarischen Familien auf der Schütt, welche den Boden tschechischer Siedler, die die Schütt fluchtartig verlassen hatten, erhielten. Ein weiterer Schritt auf diesem Gebiete ist die Schaffung neuer Siedlergemeinden im Komitate Bereg.

Hand in Hand mit dieser inneren Kolonisation geht das Bestreben, die Einwohner der rumänisierten, slowakisierten, serbisierten und kroatisierten Dörfer in den rückgegliederten Gebieten wieder dem Madjarentum zu gewinnen, sie zur madjarischen Sprache zurückzuführen. Ladislaus Gesztelyi-Nagy sieht darin aber keine Madjarisierungsbewegung, sondern nur eine Erweckung des schlummernden madjarischen Nationsbewußtseins.

Aus diesem kurzen Überblick geht hervor, daß das Madjarentum zu erkennen beginnt, nicht die Zahl der Assimilierten, sondern allein die völkische Kraft verleihe einem Staate die Daseinsberechtigung. Auf diese Erkenntnis sind auch die Worte von Stefan Taba zurückzuführen: „Wir hoffen mit Recht, daß nach 400 Jahren die Neugestaltung des Karpatenbeckens wieder unsere Aufgabe sein wird. Die Achsenmächte nehmen zur Verwirklichung ihrer Großraumpläne die Hilfe eines jeden zurückzusiedelnden Deutschen, bzw. Italieners in Anspruch; auch wir können nicht auf eine einzige madjarische Arbeitskraft verzichten, die gegenwärtig in fremden Staaten Zinsen trägt."

Schrifttum:

Kovács Imre: Die Auswanderung (A kivándorlás), Budapest 1938. — Hóman-Szekfü: Ungarische Geschichte (Magyar történelem), B. V. — Kerék Mihály: Die ungarische Bodenfrage (A magyar földkérdés), Budapest 1939. — Kerék Mihály: Bereiten wir uns vor zur Rücksiedlung der Auslandmadjaren. Református Elet, 19. Juni 1941. — Gesztelyi-Nagy László: Die Stärkung und der Schutz des Madjarentums (A magyarság erösitése és védelme), Kárpátmedence, August 1941. — Taba István: Was geschieht mit den Amerika-Madjaren (Mi lesz az amerikai magyarokkal), Kárpátmedence, August 1941.

Vom Sinn alter Schutzvereinsarbeit

Die deutsche Schutzvereinsarbeit der nationalen Kampfzeit in Österreich hat längst im nationalsozialistischen Großdeutschen Reiche ihre volle Anerkennung als Schrittmacher des Volkstumsgedankens gefunden. Auch im binnendeutschen Raume ist die Erkenntnis der Grenzlandsaufgaben, die Bedeutung des Ringens um jeden einzelnen Volksgenossen, jeden Hof, jede Scholle und jedes Dorf vor allem in der Jugend gewachsen und gehört heute zu den Voraussetzungen politischen Denkens.

Haben sich so im nationalsozialistischen Staate die Grundvoraussetzungen für die Volkstumsarbeit gewandelt und sie aus der Sphäre einer privaten, vielfach sogar notgedrungen gegen die offizielle Staatspolitik gerichteten Arbeit kleiner Gruppen herausgehoben zum wesentlichen Ausdruck des Volkswillens, der nun identisch mit den großen Aufgaben der Staatspolitik ist, so bleibt für uns das Vorbild und Andenken aller jener unbekannten Vorkämpfer der Idee lebendig, die jahrzehntelang in ihrem Lebensbereiche jede von der Berufstätigkeit erübrigte Stunde selbstlos dieser Aufgabe widmeten. Es ist nicht „Vereinsgeist“ gewesen, den man am Deutschen des 19. Jahrhunderts so gerne belächelte und der – leider nur zu oft – das geistige Bild zum Stammtischhorizont verengte, sondern hier war Begeisterung und Pflichtgefühl, Idealismus und Sorge um das Schicksal des deutschen Volkes die Triebfeder, die diese Nimmermüden trotz der Enge ihrer Verhältnisse, der Enttäuschungen, Herabsetzungen und Verfolgungen immer wieder zum Einsatz zwang.

Will man dieser Zeit der letzten fünfzig, sechzig Jahre, diesem Ringen um „bedrohtes Volkstum“ im weitesten Sinne des Wortes und um die Aktivierung des „Grenzlandgeistes“, gerecht werden, so darf man nicht nur die Geschichte der Organisationen, der Schutzvereine, der Turnbewegung, der innerpolitischen Kämpfe Österreichs betrachten, sondern muß dem Streben und der Arbeit der zahllosen einzelnen Kämpfer nachgehen, die in den verschiedensten Kampfvereinen und politischen Parteien ihr Bestes für den sich langsam formenden Volkstumsgedanken einsetzten. Nur wenige von ihnen haben im hohen Alter noch die Vollendung schauen können.

Alle die „Anti-Bewegungen“ jener vom Kleinkampf zerrütteten Jahrzehnte wurden von diesen Männern aus der Bedrängnis der Volkslage geschaffen: Gegen die Seuche des Liberalismus entstand auf dem Boden Altösterreichs der Antisemitismus. Gegen den drohenden Volkstod der Antialkoholismus und der Kinderschutz; gegen die Enge städtischen Lebens und die Trostlosigkeit seiner politischen Verhältnisse der Alpinismus mit seiner bewußt völkischen Note. All das geschah aber nicht etwa aus grundsätzlichem Negativismus, sondern in der Erkenntnis notwendiger Umkehr und Erneuerung eines in die Irre gegangenen Zeitalters.

„Lebe so, daß du mit allen deinen Kräften deinem Volke dienen kannst!“ Das war der Leitspruch eines dieser zahllosen, unermüdlichen Vorkämpfer im alten Österreich, dessen Wirken das einer Generation verkörpert. Sein Lebensbild sei hier in wenigen Strichen gezeichnet.

Am 10. September 1854 ist Fritz Hirth in Marbach an der Donau geboren worden. Im nahen Waidhofen a. d. Ybbs besuchte er die Realschule, und in Wien studierte er Naturwissenschaften. In den Jahren von 1877 bis 1907 wirkte er als Professor an den Deutsch-Mährischen Landes-Realschulen in Neutitschein, Auspitz und Zwittau und nach seinem Ausscheiden aus dem Schuldienste widmete er sich erst recht den Aufgaben der völkischen Arbeit in Hohenstadt, Brünn, Linz und schließlich in Mährisch-Schönberg. Es waren also fast ausnahmslos völkische Kampfgebiete, in denen er wirkte. „Arbeit für“ und „Kampf gegen“ erfüllte daher auch dieses durch die Leistungen an selbstgewählten Aufgaben reich gewordene Leben. Er wollte durch sein Vorbild reinigend, aufbauend wirken, weil er erkannt hatte, daß nur das persönliche Beispiel den Weg zu besseren Zeiten öffnen könne. Frühzeitig schon sah er in F. L. Jahn und seinem Turnen das beste Mittel zum Zwecke der körperlichen, sittlichen und völkischen Ertüchtigung. So sehr er aber von Jugend auf der Idee und der praktischen Durchführung des Jahnschen Turnens anhing, so war das, was er damals im Ver-

einsleben vorfand, nicht nach seinem Sinne. Wollte der „Alte mit dem Barte“ auf der Hasenheide etwa den Juden in der Turnkluft, den phrasenhaften Trinkhornturner oder den artistischen Gipfelturner? Nein, all dies waren Abwege! Daher also Kampf gegen diese Schädlinge deutschen, volkstümlichen Turnens! Und mit der Unbeirrtheit des völlig einer Idee Ergebenen folgte er dieser Erkenntnis.

Schon im Jahre 1881 begann Hirth den Kampf um die Reinigung der Turnerschaft von nichtdeutschen Mitgliedern. Hier fand er sich mit Gleichgesinnten zusammen, aber auch harten Widerstand der Gegner. Es war die Zeit des Hochliberalismus, der weit hinein ins nationale Lager Verwirrung getragen hatte. Während in Wien und Troppau, im Kuhländchen und bald darauf im Egerland, in Tirol und Kärnten sowie im mährisch-schlesischen und nordböhmischen Turngau der „Arierparagraph“ schon angenommen war, konnte beim Turnfest in Breslau im Jahre 1904 noch ein Jude im Festzug die Gestalt des „Turnvaters Jahn“ darstellen! Mit der Annahme von Hirths Vorschlag auf dem Kreisturntag von 1901 in Wien, daß „Verbandsvereine nur solche sein können, die nur Deutsche — arischer Abkunft — als Mitglieder aufnehmen“, war der Kampf innerhalb der Deutschen Turnerschaft offen ausgebrochen, der drei Jahre später zum Ausscheiden des Turnkreises „Deutschösterreich“ führte.

Nun wandte sich Hirth als Turnobmann der zweiten Frage zu, die ihm vom Standpunkte der Volkstumsarbeit dringend geboten schien: der Alkoholfrage. Für diese Erkenntnis lagen Hirth die Erfahrungen aus seiner Berufsarbeit in den völkisch schwer gefährdeten Weinbaugebieten des Sudetenlandes zugrunde. Neue Kampfgenossen führten ihn zur Verbindung mit den Guttemplern und schließlich entstand — als er auch hier folgerichtig das Judenverbot forderte — auf diesem Boden die Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur. Im Berufsleben als Mitglied des mährischen Landesschulrates und als Anreger der Gründung der Akademischen Gemeinschaft in Wien und Brünn gingen die Wirkungen seines unermüdlichen Werbens für eine neue Anschauung der Lebensaufgaben und -formen bereits weit über den Rahmen, den er sich ursprünglich hatte stecken können. In Akademikerkreisen trat er unbeirrt gegen Trinkzwang und Bierkomment auf und wandte sich gegen die liberalistischen „Mäßigkeitler“, die mit den Halbheiten ihrer Auffassung Dauererfolge nicht zu erzielen vermochten und daher nur Schaden stifteten. Demgegenüber waren seine Arbeiten an der Errichtung der Fürsorgestellen für Trunkgefährdete, an der Schaffung alkoholfreier Gaststätten, am Jugendschutzgesetze gegen Alkoholismus u. a. entscheidende und bleibende Leistungen. Sie alle waren getragen von der Erkenntnis der Reinigung des Volkslebens als der Voraussetzung für die Stärkung seiner Widerstandskraft.

Seit der Gründung des Deutschen Schulvereines in Wien im Jahre 1880 wirkte auch Professor Hirth in unmittelbarer Arbeit an der Sprachgrenze an den Aufgaben der „Schutzvereine“ mit. Für den 1884 in Berlin gegründeten Deutschen Sprachverein war er ebenso sofort ein wertvoller Mitarbeiter im Sudetenland. Mit Hermann Braß verband ihn seit 1886 aufs engste die Arbeit im Nordmährerbund, dem er später — in einer Zeit, in der die Zusammenfassung der Schutzvereinsarbeit noch nicht gelang — nach Überwindung vieler Widerstände in Brünn den Südmährerbund zur Seite stellte. Im Jahre 1906 wurde Hirth vom Städtewahlbezirk Mährisch-Trübau — Müglitz — Schildberg als Abgeordneter in den mährischen Landtag ensandt. Er übernahm auch die Geschäftsführung des Deutschen Volksrates für Mähren. Schon seit 1891 war er im Alldeutschen Verbande unermüdlich tätig.

Diese kurze Aufzählung aus der Tätigkeit eines einzigen Mannes soll an dieser Stelle zeigen, wie unermüdlich und opferbereit, aber auch wie folgerichtig eine Generation, die innerhalb unserer Volksgeschichte „im Schatten stand“, durch ihre Arbeit Leistungen vorbereitete, die später, als die feindlichen, zersetzenden Kräfte den völligen Niederbruch des Deutschen Volkes erreicht zu haben vermeinten, zu wichtigen Stützen des Wiederaufstieges wurden. Nicht das Persönliche, das aus zeitgebundenen Stellungnahmen und Kämpfen spricht, auch nicht die Fülle der Einzelheiten im Werke eines solchen arbeitsreichen Lebens sind es also, die wir heute in der Rückschau festzuhalten und zu werten suchen, um daraus das Bild jener vergangenen Zeit wieder zu beleben. Wir schätzen darin vielmehr die unbeirrbare Linie der Gedanken und des Strebens, aus dem die Zeit beherrschenden Materialismus den Weg zur Erneuerung der Volkskräfte zu finden. Darin liegt für uns, die wir inmitten der Erfüllung auf Anfänge rückzuschauen vermögen, der wahre Wert jener „Schutzvereinsarbeit“ als Vorläufer der großen Bewegung, die unser Volk einte.

Um die Bodenfrage in Ungarn

Das Problem der Bodenverteilung und – damit verbunden – des Spannungsausgleiches zwischen bäuerlichen und bodenverwurzelten Schichten gehört zu den Schicksalsfragen des Südostens Europas. Es ist so recht als böses Erbe des 19. Jahrhunderts anzusehen, überwiegend als Folge überstürzter Strukturwandlungen in Völkern, die unter dem Einfluß fremder Ideen überrasch zu Industrialisierung und Verstädterung zu gelangen suchten, während ihre Führungsschichten, im westlichen Materialismus befangen, das bäuerliche Leben als Kraftquelle vergaßen oder verkümmern ließen. So sehen wir vielfach dieselbe Erscheinung: die biologisch gesunden Teile dieser Völker, durch Bodennot und Verarmung herabgedrückt, gerieten immer stärker in Gefahr der Proletarisierung, je mehr sie der Verlockung anheimfielen, ihr unerträglich werdendes Los als schutzlose Landarbeiter mit dem des angeblich besser gestellten Fabriksarbeiters zu vertauschen. Die Folge aber war, daß in Zeiten von Wirtschaftskrisen die kapitalistischen Wirtschaftsmethoden gerade unter ihnen erst recht schonungslos schwerste Opfer forderten und das Heer der Wurzel- und Arbeitslosen in Stadt und Land vermehrten.

Daneben zeigt sich übereinstimmend ein weiterer Vorgang: Krisenfest erweist sich nur der festgefügte Bauernstand. Aber gerade im Südosten gehört er vielfach gerade dort nicht dem Staatsvolke an, wo er seit Jahrhunderten als aufbauender und kulturschaffender Faktor für den Wirtschaftsaufschwung des Raumes Unersetzliches geleistet hat. Als nun mit dem Aufkommen des Nationalismus auch im Südosten, unbekümmert um die Gegebenheiten breiter völkischer Mischzonen, der Traum der Nationalstaatsidee auf die Bodenfrage übergriff, wurde sie, statt den Weg zur sozialen Entspannung zu öffnen, zum Kampfinstrument gegen die bodenbesitzenden, dem Staatsvolke nicht angehörenden Teile der bäuerlichen Schichten.

Durch die Mittellage Pannoniens zwischen dem Balkan und dem europäischen Binnenraum gewinnt die Gestaltung der Bodenfrage in Ungarn eine über seine Grenzen hinausreichende Bedeutung. Hier kam es nach der Befreiung von der Türkenherrschaft in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zur Neubildung feudalstaatlicher Formen durch die Oberschicht der Großgrundbesitzer, die die ungarische „Nation" darstellten. Auch mit der Erreichung der Bauernbefreiung im Jahre 1848/49 trat keine wesentliche Änderung ein, ja zum Teil erfuhr die Bodenverteilung sogar eine Verschlechterung, weil damit für den Großbesitzer die Möglichkeit gegeben war, dem frei gewordenen Bauern, der in seiner Armut die Befreiungstaxe nicht zahlen konnte oder durch Mißwachs in besondere Nöte geraten war, Boden billig abzukaufen. So erst konnte das berüchtigte „Bauernlegen" unbehindert betrieben werden. Entstanden doch zwischen 1848 und 1914 in Ungarn 65 neue Fideikommisse auf dem Boden vieler Hunderter von „gelegten" Bauernwirtschaften! Daß sich die deutschen und slawischen Bauern Ungarns widerstandsfähiger gegen diesen Ansturm der Großgrundbesitzer erwiesen als die madjarischen, ist eine Tatsache. Sie läßt sich in dem riesigen Anschwellen madjarischer Landarbeiterschaft und städtischen Proletariates aus der ungarischen Statistik belegen. In dieselben Jahrzehnte fällt aber auch die Entstehung der Elendsgemeinden des rein madjarisch besiedelten Alföldes, in dem Dörfer mit vielen tausend landwirtschaftlichen Wanderarbeitern als Bewohner ohne eigene Gemarkung sind.

Schon in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts drang die Erkenntnis notwendiger Abhilfe dieses gefährlich werdenden Zustandes durch. Aber sosehr Einsichtige sich auch um die Lösung mühten, die Widerstände gegen wirklich durchgreifende Reformen erwiesen sich bis heute so groß, daß eine Lösung noch nicht gefunden werden konnte, so dringlich sie auch geworden ist. Wohl aber fand in den Jahrzehnten vor dem Weltkriege die Hunderttausende umfassende Auswanderungsbewegung, die den madjarischen Volkskörper in gefährlichster Weise schwächte, darin einen ihrer entscheidenden Gründe. Aber selbst dieser Blutverlust lockerte die Spannungen nicht. Die Bauernunruhen zur Jahrhundertwende zeigten deutlich, wie tief das Übel saß. Sie waren schließlich aber nur eine Mahnung für Kommendes. Denn nur auf dem Boden so ungesunder, die dringendsten sozialen Forderungen außer acht lassenden Zustände konnte im

Zeitpunkte härtesten Niederbruchs der staatlichen Kräfte der Kommunismus um sich greifen und zu einem dermaßen vehementen Ausbruch führen. Und wenn in den letzten Jahren die Pfeilkreuzlerbewegung trotz aller Versuche, sie vom politischen Felde aus lahmzulegen, im Volke so starken Anhang findet, so liegen die Gründe dafür zum wesentlichen in der ungelösten Bodenfrage.

Immer wieder wurde die Forderung nach einem gesunden madjarischen Bauernstand erhoben. Vielfach war es die aufdämmernde Sorge vor einer fehlgeleiteten sozialen Entwicklung, die die Gefahren erkennt, zwei Drittel des Madjarentums besitzlos als „Proletarier" einer verschwindend kleinen Zahl von bodenbesitzenden madjarischen Familien gegenüber zu wissen. Insbesondere nach der Zerstückelung Ungarns im Trianoner Diktat trat diese Gefahr zutage. Man erkannte, daß von den 10 Millionen Einwohnern Trianon-Ungarns über 4,5 Millionen der Agrarbevölkerung zugehören und davon 1,5 Millionen völlig besitzlos seien, während ebenso viele nur Zwergbesitz haben. Dagegen verfügen rund 27 000 Besitzer über 8,7 Millionen Katastraljoch Boden, d. s. 52 v. H. der Gesamtfläche Trianon-Ungarns. Auf rund 1000 Besitzer entfallen davon 4,8 Millionen Katastraljoch.

Aus diesen wenigen Zahlen wird aber auch die Schwierigkeit der Lösung dieses Problemes deutlich. Drei Fragen sind es insbesondere, die dabei zu überwinden sind: zunächst der Einfluß der Großgrundbesitzer und des mit ihnen verbundenen Finanzkapitals, die auch heute noch in Ungarn die Träger der politischen Macht sind. Zum zweiten die mit der Siedlungsaktion großen Stils verbundenen Veränderungen in der Bewirtschaftung und — infolge des Mangels an geschulten und brauchbaren Landwirten unter den neu anzusetzenden Siedlern — die vorauszusehende Minderung der Produktion, die heute mehr denn je vermieden werden muß. Schließlich — und nicht zum letzten — die Forderungen des Nationalismus, der mit der Neuverteilung des Bodens die geschlossenen nichtmadjarischen Bauerngebiete zerteilen und mit madjarischen Bauern durchsetzen will. In dieser letzten Forderung finden sich die im übrigen einander bekämpfenden Parteien.

In einem die Entwicklung der Bodenfrage in Ungarn großzügig überschauenden Vortrag, den ein Mitglied des Oberhauses, Baron Laszlo Vay, vor einiger Zeit in Wien gehalten hat, kamen hauptsächlich die strukturmäßigen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten deutlich zum Ausdruck. Der Redner zeigte aber auch Erfolge und Enttäuschungen, die sich aus den bisher unternommenen Versuchen auf diesem Gebiete ergeben haben, die zu einer befriedigenden Lösung, wie er hervorhob, bisher nicht geführt haben.

Schon das erste Bodenreformgesetz von 1920 litt unter den Mängeln ungenügender Finanzierung, so daß zwar rund 260 000 bisher völlig landlose Familien Hausstellen erhalten konnten, aber die in den inneren Verhältnissen des Staates begründete Zuteilung von Boden an weitere rund 150 000 Zwergbesitzer drückte die zur Verfügung stehende Bodenquote auf 0,6 bis 1,8 Hektar pro Familie herab. Damit war aber eine Strukturänderung, die Schaffung unabhängiger und lebensfähiger Bauernstellen, nicht gelungen.

Im Jahre 1936 wurden zwei weitere Bodengesetze geschaffen: das Fideikommiß- und das Siedlungsgesetz. Durch das erstere ist die Bindung von Bodenbesitz um rund 138 000 Hektar auf etwa die Hälfte des Gesamtausmaßes vermindert worden. Der Rahmen des Siedlungsgesetzes hat sich aber — nach der Meinung des Baron Vay — neuerlich als zu eng erwiesen, wenn es auch bedeutend wirksamer war als das erste Gesetz. Bisher sind in seinem Vollzuge rund 35 000 Bauernfamilien, zur Hälfte als Eigentümern, zur anderen als Kleinpächtern, etwa 114 000 Hektar zugewendet worden. Es wurde dabei hauptsächlich die Ergänzung von lebensunfähigen Zwergbesitzen auf eine Mindestgröße von 3 Hektar angestrebt. Das sogenannte zweite Judengesetz von 1939 betraf indirekt ebenfalls die Bodenreform, indem es von rund 300 000 Hektar Boden Judenbesitz 78 000 Hektar zur Übergabe verpflichtete und damit die Bereitstellung von Boden für Siedlungszwecke förderte.

Endlich wurde im Jahre 1940 das sogenannte Kleinpächtergesetz erlassen, dessen Vollzug aber erst bevorsteht. Es bietet die Möglichkeit zur Inanspruchnahme von rund 1 Million Hektar Boden zur Pachtung an Kleinbauern. Jährlich müssen davon nach dem Gesetze mindestens 60 000 Hektar in das Pachtverhältnis übergehen. Es sollen demgemäß nach den Berechnungen, die dem Gesetze zugrunde liegen, schließlich 75 v. H. des Ackerareals in Händen von Kleinbesitzern sein und bloß 25 v. H. den Mittel- und Großbesitzen über 60 Hektar verbleiben. Als bodenpolitischer Zweck soll die gesunde Ergänzung der überwuchernden, lebensunfähigen Zwergbesitze zu gesunden Wirtschaftseinheiten angestrebt werden.

Das Problem wird erschwert durch die not-

wendige Überführung des landwirtschaftlichen Gesindes jener Großbesitze, die nach den gesetzlichen Plänen der Aufteilung zugeführt werden sollen. Die Volkszählung von 1930 zeigte, daß die Zahl der Landarbeiter samt ihren Familien und der auf Lohnarbeit angewiesenen Zwergbesitzer insgesamt 3 Millionen, d. h. 66 v. H. der gesamten 4,5 Millionen zählenden landwirtschaftlichen Bevölkerung Trianon-Ungarns ausmacht. Innerhalb dieser vollständig vermögenslosen Schicht ist die Zahl der vermutlich Erwerbsfähigen auf 1,2 Millionen zu schätzen. Bei Annahme von 3,5 Millionen Hektar Ackerboden und 228 000 Hektar Weinland aller Güter über 12 Hektar Größe läßt sich also für die Existenzhaltung eines einzelnen selbständigen landwirtschaftlich Erwerbstätigen im Durchschnitt ein Ackerland von 3 Hektar errechnen. Demnach geht aber daraus hervor, daß angesichts des vorhandenen Bodens nicht jedermann in Ungarn mit einem seinen selbständigen Lebensunterhalt sichernden Besitz bedacht werden kann. Aber es ist auch einleuchtend, daß bei einer zu radikalen Durchsetzung der Bodenreform die Besitzzerbröckelung Ausmaße annehmen würde, die weder in wirtschaftlicher noch in sozialer Hinsicht von Nutzen wäre.

Baron Vay vertritt demnach den Standpunkt schrittweisen Vorgehens, das auf die notwendige Steigerung der Produktion und auf die Grenzen der Kreditpolitik Bedacht nimmt. Nur stufenweise Entwicklung der Bodenfrage könne Ungarn vor Erschütterungen bewahren. K.

Madjarische Kultureinrichtungen im Ausland

Die bekannte Zeitschrift „Kisebbségi Stud." des Minderheiteninstitutes Fünfkirchen veröffentlichte eine aufschlußreiche Zusammenstellung über die madjarischen Kultureinrichtungen im Auslande. Wir entnehmen dieser Darstellung folgende Angaben:

Zahlenmäßig stehen die madjarischen Kultureinrichtungen in Italien an erster Stelle: die Academia d'Ungheria (Collegium Hungaricum) in Rom wird ergänzt durch das Ungarische Institut, einen Lehrstuhl und ein Lektorat für madjarische Sprache an der Universität Rom. Außerdem befinden sich dort noch das Geschichtsinstitut „Fraknó Vilmos" und das Priesterkollegium. In Bologna besteht ein madjarischer Lehrstuhl und ein Institut an der Universität, außerdem ein madjarisches Zentrum. Ferner sind an den Universitäten von Florenz, Genua, Mailand, Neapel, Pavia, Pisa, Turin und Triest sowie an der römisch-katholischen Universität Mailand Lektorate für madjarische Sprache eingerichtet.

An nächster Stelle stehen zahlenmäßig die Einrichtungen für madjarische Kultur im Deutschen Reiche. Hier besteht sowohl in Berlin als in Wien je ein Collegium Hungaricum. Ferner sind Lehrstühle und Institut an den Universitäten in Berlin und Wien und Lektorate an diesen beiden Universitäten sowie an der Technischen Hochschule in Wien und den Universitäten in Leipzig und München vorhanden.

An dritter Stelle sind die Einrichtungen in Frankreich zu nennen: Madjarisches Studienzentrum sowie ein Lehrstuhl an der Pariser École Nationale des Langues Vivantes Orientales. Ferner Centre Universitaire Méditerranéen in Nizza. Schließlich ein Lektorat an der Universität Lille.

Weiters sind in den Niederlanden drei Lektorate an den Universitäten in Amsterdam, Nymwegen und Utrecht, in Schweden ein madjarisches Institut und ein Lektorat an der Universität Stockholm, in der Türkei ebenfalls ein madjarisches Institut und ein Lehrstuhl an der Universität Ankara hervorzuheben. Finnland hat ein madjarisches Institut und ein Lektorat an der Universität Helsinki, England ein madjarisches Lektorat an der School of Slavonic and East Europeen Studies der Londoner Universität und Bulgarien ein madjarisches Lektorat an der Universität Sofia.

Auch in USA. sind an verschiedenen Universitäten Lektorate für madjarische Sprache eingerichtet, so z. B. an der Columbia Universität in New York, wo sich auch eine madjarische Bibliothek zu Übersichtszwecken befindet.

Somit bestehen zur Zeit im Ausland drei Collegia Hungarica, eine madjarische Bibliothek, zwei madjarische Lehrinstitute, sechs Lehrstühle, sieben Universitätsinstitute, fünfundzwanzig Lektorate. Außerdem zwei Institute für Geschichtsforschung und ein Priesterseminar. K.

DAS OPFER DER SOLDATEN VERPFLICHTET DIE HEIMAT ZUM OPFER

Volkstum im Südosten

November-Folge 1941

Heftpreis RM —.40

Volkstum im Südosten

Volkspolitische Monatsschrift

Früher „Grenzland", Zeitschrift für deutsche Schutz- und Kulturarbeit des Deutschen Schulvereins Südmark / 18. Jahrgang

Schriftleiter: Felix Kraus

Verlag und Druck: Wiener Verlagsgesellschaft m. b. H. (Verlagsleitung: Betriebsführer Ernst Sopper), Wien 55, Spengergasse 43. — Die Zeitschrift erscheint am 15. eines jeden Monats. — Bezugspreis im Jahr RM 4.— (einschl. 20 Rpf. Postzeitungsgebühr). Alle Zuschriften, die Schriftleitung betreffend, sind an Felix Kraus, Wien 65, Fuhrmannsgasse 18 (B 4 85 44) zu richten. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet. — Derzeit Anzeigenpreisliste Nr. 1 vom 11. Jänner 1939 gültig.

Inhalt des November-Heftes 1941

Vom Wesen des Nationalismus in Südosteuropa

Von Dr. Franz Ronneberger

Niemand wird bestreiten, daß die Völker des Donau- und Balkanraumes in den zwei Jahrzehnten, die seit dem Weltkriege vergangen sind, ungleich stärker und tiefer in die gesamteuropäische Völkergemeinschaft hineingewachsen sind als in vielen Jahrhunderten zuvor. Die Aufgabe, von der zahlreiche wissenschaftliche und halbwissenschaftliche Untersuchungen über Südosteuropa in den letzten Jahren ausgingen, nämlich den „Balkan" in das europäische Bewußtsein wieder näher heranzuführen, schien sich tatsächlich überraschend zu verwirklichen. Geradezu einen Sprung in dieser Entwicklung jedoch bedeutet der Ablauf des politischen und militärischen Geschehens während der letzten beiden Jahre. Das Ringen Deutschlands um die politische Zugehörigkeit der südosteuropäischen Staaten zu Europa gegen die internationalen, kontinentfremden Bestrebungen Englands hat die Tatsache der Schicksalsverbundenheit des Südostens mit der europäischen Mitte entscheidend ins Bewußtsein der Menschen treten lassen. Die Anwesenheit deutscher Truppen in fast allen Staaten dieses Raumes hat nicht zuletzt dazu beigetragen, die wahrhaften Volkskräfte miteinander in Berührung zu bringen, und in der gegenseitigen Abschätzung von Wert und Unwert einer dauerhaften Aussprache zwischen den Völkern die Tore weit geöffnet. Das, was der deutsche Soldat an Eindrücken aus dem „Balkan" mit nach Hause gebracht hat, und das, was der rumänische oder bulgarische Bauer mit eigenen Augen zu sehen bekommen hat, das wiegt hundertmal mehr als jedes geschriebene oder vorgetragene Wort.

Ein halbes Jahr ist seit diesem Balkanfeldzug vergangen. Nach den vorausgegangenen staatlichen Strukturveränderungen im Gefolge des Zusammenbruchs der Tschechoslowakei und des Carol-Rumänien leitete dieser Feldzug die Zerschlagung Jugoslawiens und die staatliche Neugliederung Griechenlands ein. Damit wurde auch der letzte Teil des Donau-Balkan-Raumes einer territorialen Veränderung unterzogen. Innerhalb von zwei Jahren sind somit sämtliche Grenzen in diesem Gebiet verschoben worden.

Es ist angesichts einer solchen Entwicklung nicht verwunderlich, wenn die betroffenen Völker das „Staatliche" überhaupt in Frage stellen, da die Vergänglichkeit der Staatsgrenze so offensichtlich geworden ist, daß man sich fragen muß, ob sie überhaupt noch eine Bedeutung für das Leben des Volkes besitzt: denn die Völker leben ja weiter. Sie sind allerdings infolge der neuen Grenzziehung vor andere Probleme und Aufgaben gestellt worden, und sie sind im Begriffe, auch seelische Wandlungen zu erfahren. Gewiß stellt sich für jedes der staatlich gegliederten Völker der neue Zustand anders dar. Während für die einen bisher der Staat als die schützende Hülle, als das einzig Sichere im Ablauf innervölkischer Spannungen und Umgruppierungen, aber auch in der Selbstbehauptung nach außen erschien, und nunmehr das Volk „nackt und bloß", eben ohne diesen schützenden Staatsverband, aus solcher Schau dem Zugriff „fremder Gewalten" ausgesetzt erscheint, sind an anderer Stelle neue Staatswesen entstanden, denen der Prozeß der „Staatwerdung des Volkes" noch bevorsteht. Deutlich ist hier die Freude über das erste Besitzergreifen vom Staat zu spüren, ein Überschwang des Gefühls, nunmehr auch der staatlichen Mittel Herr zu sein, die bis dahin sich gegen das Volk auswirkten. Aber diese Freude am Besitz hat auch vielfach zu Rauschzuständen geführt, die Machtmittel des Staates gegen die Volksfeinde in übertriebener Weise einzusetzen. Damit entsteht gerade bei diesen Völkern, die in der Zeit ihrer Staatlosigkeit bestrebt waren, die politische Volksordnung so weit zu entwickeln, daß sie den Staat zu ersetzen imstande war, die Gefahr, nunmehr in das Gegenteil, nämlich der Vergötzung des Staates und der Vernachlässigung der eigenen Volksordnung, zu verfallen. Und schließlich läßt uns die neue Entwicklung auch solche Fälle erleben, wo gereifte Erfahrung, mit den Mitteln des Staates umzugehen, durch Jahrhunderte gefestigte Tradition staatlicher Orga-

nisation, die Probleme des Volkes vom Staatlichen her zu lösen, der neuen Situation gegenüberstehen und nunmehr auch alle neuauftretenden völkischen Probleme in den bestehenden Rahmen hineinzuzwängen versuchen, gleich, ob ihnen damit Gerechtigkeit widerfährt oder nicht.

Diese wenigen Gesichtspunkte, aus der Fülle des Geschehens herausgegriffen, zeigen allein schon, wie sehr das Ergebnis der Zerschlagung des Versailler Staatensystems in Südosteuropa sich nach verschiedensten Richtungen hin auszuwirken beginnt, wie einerseits unterdrücktes Volkstum zum staatlichen Leben drängt, verbildete nationale Regungen und Wünsche sich klären, imperialistische und expansive völkische Tendenzen auf ihr normales Maß zurückgeschraubt werden, und dies alles jedoch nicht reibungslos vor sich geht, denn dies wäre wider die Natur und wider den Charakter der beteiligten Völker, sondern in einer Art Urzustand des Kampfes aller gegen alle, eines Durcheinanders verschiedenster Nationalismen, Krankheits- und Gesundungsprozesse eng nebeneinander herlaufend. Es ist gewiß nicht leicht, durch diesen Wirrwar zu einer einheitlichen Linie durchzufinden, die Verzerrungen auf ihr einstiges Bild zurückzuführen und in die Gesamtheit der Erscheinungen einen Ordnungsgedanken hineinzutragen.

Es kann auch hier gar nicht der Ort sein, über dieses Problem nachzusinnen. Die Entwicklung muß in diesem Fall ein gutes Stück Arbeit selbst verrichten, da der Eingriff des operierenden Arztes nicht immer die rettende Heilung bringen kann, sondern Volkskrankheiten in diesem Sinn ihren geschichtlichen Verlauf nehmen müssen, um das Gesunde vom Kranken ein für allemal zu scheiden. Wir können nur Beobachter sein und uns bemühen, Ursachen und Wirrkungen auseinanderzuhalten, um das Gesetz des Lebens zu erkennen. Hierbei tritt nun als die nach wie vor entscheidendste Frage die politische Volksordnung, der politische Volksbegriff hervor. Und eng damit verbunden ist das Problem des Nationalismus.

Bruchstellen im Leben der Völker

Es soll nun nicht noch einmal die bekannte Tatsache erörtert werden, wie deutsche Romantik, deutscher Idealismus und Französische Revolution im 19. Jahrhundert Pate bei der Entstehung des neuen Nationalismus der „unterdrückten Völker" standen. Während die deutsche Geistesströmung und die exakte deutsche Wissenschaft den Studenten aus dem Osten und Südosten Europas Richtung und Handwerkszeug zur Erweckung ihres nationalen Bewußtseins gaben, vermittelte die Ideologie der Französischen Revolution die politische Parole, unter der die Auseinandersetzung um die staatliche Freiheit gegen Osmanisches Reich und österrreichisch-ungarische Monarchie durchgefochten werden sollte. Aus dieser Zeit her stammt der Bruch im nationalen Gefüge der jungen Völker, da der natürliche Prozeß der Volkwerdung jäh durch politische Ideen unterbunden wurde, die mit der eigenständigen Entwicklung der jungen Volkstümer nicht übereinstimmten, denn das Prinzip der „demokratischen Volkwerdung" setzte an die Stelle des natürlichen Wachstums der Volksordnung den formalen Gesichtspunkt demokratischer Organisierung.

Das politische Volk sollte nach dieser Theorie in dem Maße zur Entstehung gelangen, in dem sich ein Staatswesen demokratisch organisiert. Die politische Reife eines Volkes war abhängig von der schablonenhaften Nachahmung demokratischer Formen, die aus einer ganz anderen historischen und sozialen Welt der höher entwickelten westlichen Völker stammte. Auf dieser geistigen Grundlage erwuchs schließlich auch das Wilsonsche Selbstbestimmungsrecht der Völker, in dessen Zeichen die neuen Staatsbildungen am Ende des Weltkrieges entstanden. Nach zwanzigjährigem Bestehen dieser politischen und geistigen Ordnung müssen wir feststellen, daß die eigenständige politische Volksordnung, so wie sie den Anlagen und Entwicklungsmöglichkeiten der betreffenden Völker entsprochen hätte, nicht um einen Schritt weitergekommen ist, als sie es am Anfang des nationalen Erwachens war.

Sosehr also der Nationalismus der südosteuropäischen Völker von dieser Fehlentwicklung bestimmt und geprägt wurde, so wenig darf man nach dem Zusammenbruch dieses geistigen Systems jene zahlreichen anderen Komponenten außer acht lassen, die, ohne sichtbar nach außen zutage zu treten, dennoch das innere Bild des Nationalismus viel entscheidender bestimmt haben, in Krisenzeiten aber hervortreten und sich auszuwirken beginnen. Wenn Völker vor letzte Entscheidungen über Sein oder Nichtsein gestellt sind, dann erweist sich die Hohlheit und Falschheit aller künstlichen Konstruktionen, dann brechen jene natürlichen Kräfte hervor, die tief in den Menschen selbst stecken und die gerade, weil sie bisher unterdrückt waren, nun erst recht ihre Befriedigung fordern. Stellen wir die Frage so, dann stehen wir freilich vor einer schwer übersehbaren Fülle von Erscheinungen, von der wir zunächst nur ein Gebiet herausgreifen wollen, um an diesem Beispiel einen Blick auf das Gesamtproblem zu werfen.

Es handelt sich um das gesamtslawische, bzw. panslawistische Problem. Wenn Forschung und politische Erfahrung auch gezeigt haben, daß der „Panslawismus" zu allen Zeiten ein höchst unklares Produkt nationalen Hasses, ehrgeiziger Spekulation und Habsucht gewesen ist, das den „Slawismus" immer nur als Deckmantel für ganz gewöhnliche Macht- und Expansivwünsche benützte, so läßt sich doch nicht übersehen, daß der Kampf der Süd- und Westslawen um ihren Staat von Anfang an im Zeichen der panslawistischen Ideologie stand. Zumindest aber forderten geistige und kulturelle Bestrebungen in diesen Völkern immer aufs neue den Zusammenschluß aller Slawen. Es hat auch mehr als einen politischen Versuch gegeben, beispielsweise das gesamte Südslawentum staatlich zu vereinigen. Die Balkanbundbestrebungen im 19. Jahrhundert unter Mihai Obrenovic und Garaschanin und schließlich der geglückte Balkanbund von 1912 standen zugleich auch im Zeichen gesamtsüdslawischer staatlicher Konzeptionen. Wir wissen ferner, daß der Gründer Jugoslawiens, Nikola Pasic, lange Zeit mit dem Gedanken der Einbeziehung Bulgariens in den zukünftigen Staat spielte. Und auch von bulgarischer Seite liegt ein greifbarer politischer Versuch im Sinne eines bulgarisch-serbischen Zusammenschlusses vor. Der Plan des Bauerndiktators Stambuliiski sah die Abschaffung des bulgarischen Königshauses vor, um so die Bahn für die Vereinigung Bulgariens mit Jugoslawien frei zu machen. Wenn auch dieser Gedanke aus der Hoffnungslosigkeit der Lage Bulgariens nach dem Weltkrieg heraus verstanden werden muß, den geschwächten und zusammengebrochenen Staat durch Verbindung mit dem serbischen Nachbarn die Weiterexistenz zu sichern, so spielte die Idee der slawischen Verbundenheit doch eine ausschlaggebende Rolle.

Bedeutsamer als diese konkreten Ansätze zu gesamtsüdslawischen Staatsbildungen ist der Anteil weitgehender panslawistischer Gedankengänge bei der Formung des Nationalismus der süd- und westslawischen Völker. Von den ersten Jahrzehnten des völkischen Erwachens kann wohl getrost behauptet werden, daß sich gemeinslawisches Bewußtsein in dem gleichen Maße regte, in dem überhaupt ein selbständiges slawisches Nationalgefühl entstand. Mit der fortschreitenden Differenzierung der nationalen slawischen Kulturen traten freilich auch die Unterschiede in rassischer, geschichtlicher und geistiger Hinsicht zunehmend hervor. Der Weltkrieg und die Entstehung der Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie bedeuteten Erfüllung, aber auch den Höhepunkt aller gesamtsawischen Bestrebungen. Denn von diesem Zeitpunkt ging es erst allmählich abwärts, um schließlich während der letzten drei Jahre jählings abzustürzen. Die wesentlichsten Gesichtspunkte und Etappen dieser politisch häufig außerordentlich komplizierten Entwicklung dürften folgende sein.

Mit dem Zusammenbruch des zaristischen Rußlands trat zunächst die politisch und ideologisch treibende Kraft des Panslawismus von der Bühne ab. Das bolschewistische Rußland hatte vorerst so sehr mit sich selbst zu tun, daß es keine konsequente Wirksamkeit nach außen entfalten konnte. Soweit der Kommunismus in Südosteuropa auftrat, wurde er in seltener Übereinstimmung von allen Staaten energisch bekämpft und

tatsächlich in einigen Jahren politisch ausgerottet oder wenigstens wirksam zurückgedrängt. Als aktives Argument gegen alle panslawistischen Tendenzen im Nationalismus des südosteuropäischen Slawentums erwiesen sich jedoch die neugeschaffenen slawischen Gesamtstaaten Jugoslawiens und der Tschechoslowakei selbst. Die innere Problematik dieser beiden zentralistischen Staatengebilde ist hinlänglich bekannt. Was uns hier interessiert, ist die Auswirkung auf den bulgarischen, kroatischen und slowakischen Nationalismus.

Bulgarische Wiedergeburt

Die Bulgaren sind, rassisch gesehen, keine reinen Slawen, aber durch Sprache und Kultur im Zusammenhang mit der Christianisierung weitgehend verslawt. Der Freiheitskampf im 19. Jahrhundert stand durchaus im Zeichen des gemeinsamen slawischen Aufbruchs, dies um so mehr, als es Rußland verstand, seine Hilfsstellung bei der Schaffung des neuen bulgarischen Staates zu einem ständigen Abhängigkeits- und Dankbarkeitsgefühl in der Masse des bulgarischen Bauerntums umzumünzen. So trug der bulgarische Nationalismus auch nach dem Weltkriege noch starke gesamtslawische Züge. Nur ganz zaghaft setzte sich, bezeichnenderweise stark beeinflußt von dem in der Sofioter Intelligenz stark vertretenen Mazedoniertum, eine nationalbulgarische Richtung durch. Sie nahm an Umfang und Tiefe zu mit der seit 1930 wiedereinsetzenden sowjetischen Aktivität, die sich abermals panslawistischer Ideologien bediente.

Indem man den Bolschewismus bekämpfte, mußte man auch notgedrungen gegen Russophilie und Panslawismus Stellung nehmen. Bald übernahmen die bulgarischen Jugendbewegungen das nationalbulgarische Programm und trugen es hinaus auf das Land. Mit Recht konnte in Wort und Schrift von diesen Organisationen darauf hingewiesen werden, daß die Bulgaren in der Geschichte stets von den slawischen Brüdern verraten und unterdrückt worden sind, aber niemals eine selbstlose Hilfe erfuhren. Das bulgarisch-serbische Verhältnis stellt sich als eine Kette von Aggressionen gegen Bulgarien, beginnend mit dem gemeinsamen Befreiungskrieg 1876/77, wo Serbien um die Gunst des Zaren gegen die bulgarischen Interessen buhlte, dar. Es folgte der serbisch-bulgarische Krieg 1885, in dem der serbische Angriff die junge bulgarische Armee in einem Augenblick zu überrennen suchte, als diese mit der Vereinigung des Fürstentums mit Ostrumelien im Osten beschäftigt war. Seitdem war das bulgarische Mißtrauen geweckt, woraus sich das Zögern Sofias bei den Balkanbund-Verhandlungen 1911 erklärt. Die Haltung Serbiens nach dem ersten Balkankrieg bewies die Richtigkeit des bulgarischen Standpunktes. Wieder standen sich Serben und Bulgaren als erbitterte Gegner gegenüber, um zwei Jahre später im Weltkrieg abermals die Klingen miteinander zu kreuzen. Es ist zwar 1937 noch einmal von Freundschaft zwischen beiden Staaten die Rede gewesen, aber nach den trüben Erfahrungen des mazedonischen und volksbulgarischen Schicksals unter serbischer Herrschaft und der Unnachgiebigkeit Belgrads in allen Grenzfragen konnte diesem Akt keine tiefere Bedeutung mehr zukommen. Der Zusammenbruch Serbiens löste daher in Bulgarien weder Mitleids- noch Sympathiegefühle aus.

Eine ganz ähnliche Entwicklung nahm das bulgarisch-russische Verhältnis. Nach dem Scheitern der großbulgarischen Pläne im Berliner Kongreß wachte der Zar eifersüchtig darüber, daß sich in dem kleinen Fürstentum ja nicht selbständige Bestrebungen entwickeln sollten, die zu einer Schwächung des russischen Einflusses hätten führen können. So durchkreuzte Rußland alle Pläne der bulgarischen Regierung, die auf eine nationale Konsolidierung und Kräftigung des Staates hinausliefen. Das bulgarisch-sowjetrussische Verhältnis erfuhr seit 1939 eine Aktivierung. Bald mußte man aber in Sofia erkennen, daß das sowjetische Werben nur dem Versuche galt, die bulgarischen Häfen und

Luftstützpunkte als Basen für die sowjetischen Streitkräfte zu gewinnen. Selbst als die Moskauer Unterhändler die Rückgabe der gesamten Dobrudscha versprachen, konnte sich die bulgarische Regierung nicht mehr entschließen zuzugreifen, da sich inzwischen am finnischen Beispiel gezeigt hatte, wie sich ein Nachbarschaftsverhältnis oder gar ein „Nichtangriffspakt" mit der Sowjetunion auszuwirken pflegt. Die Sowjetpropaganda arbeitete in Bulgarien inzwischen mit alten russophilen und panslawistischen Parolen, um die Regierung durch das Volk unter Druck zu setzen und zum Nachgeben zu zwingen.

In diesem nunmehr offen zutage getretenen Kampf der Weltanschauungen blieben die jungen nationalistischen Kräfte siegreich. Damit reifte zugleich für das ganze Volk ein neuer Nationalismus heran, der über den Bezirk des bulgarischen Volkes hinaus in einer Front mit der gesamteuropäischen Bewegung um die Schaffung neuer artgemäßer, völkischer Lebensformen steht. Es ist bezeichnend, daß dieser junge bulgarische Nationalismus bei der historischen Tradition des bulgarischen Volkes aus der Zeit vor der Christianisierung und Slawisierung anknüpft und die nationalen Lebenskräfte aus dem antislawischen rassischen Sonderbewußtsein des Bulgarentums zu entwickeln sucht. Es bedarf darüber hinaus kaum der Erwähnung, daß der junge bulgarische Nationalismus für die Entstehung eines einheitlichen großbulgarischen Volksbegriffes von grundlegender Bedeutung ist.

Kroaten in der Front des neuen Europa

Schon in den zwanziger Jahren traf sich der Kampf der Auslandsbulgaren und Mazedonier um Freiheit und Anschluß an Bulgarien mit den nationalen Bestrebungen des Kroatentums, die zentralistische Belgrader Herrschaft abzuschütteln. Die Kroaten hatten einst die ideellen Grundlagen für einen jugoslawischen Staat geschaffen und waren sodann durch das expansive Großserbentum schmählich enttäuscht und verraten worden. Während der kroatische Nationalismus in der Auseinandersetzung mit der österreichisch-ungarischen Monarchie bereit war, das gesamtslawische Moment so weit zu betonen, daß man sogar die Geschichts- und Kulturscheide gegenüber dem Serbentum vergessen wollte, rächte sich nunmehr diese Übertreibung bitter.

Die innerkroatischen Parteienkämpfe, ein Erbe der Vorkriegszeit, mußten in dieser politischen Situation zugleich den Charakter der Auseinandersetzung um die Entwicklung eines neuen kroatischen Nationalismus annehmen. Sieger blieb die streng nationalistische Richtung Pavelić, der jede Gemeinschaft mit dem serbischen Volk in politischer und geistiger Hinsicht ablehnte. Unterstützt wurde diese Entscheidung durch die kroatische Wissenschaft, die den Nachweis zu führen suchte, daß die Kroaten auch rassisch nicht zum Slawentum gehören, sondern von der illyrischen Urbevölkerung, vermischt mit germanischen Wanderungsresten, abstammen. Entscheidend aber dürfte sein, daß das Kroatentum niemals zum byzantinisch-östlich-osmanischen Kulturkreis, sondern stets zu Mitteleuropa gehörte und sich daher in seiner ganzen geistigen Substanz grundsätzlich vom serbischen Nachbarn unterscheidet. Die europafeindliche Haltung Belgrads erbrachte schließlich den letzten Beweis, daß Kroaten und Serben sich fremder gegenüberstehen als nur irgend zwei verfeindete Völker. Der kroatische Nationalismus stellt sich bewußt in eine Linie mit den jungen europäischen Kräften, die das neue Europa anstreben.

Was das kroatisch-bulgarische Verhältnis anlangt, so besteht kein Zweifel darüber, daß die beiderseitige Übereinstimmung auf gemeinsamen politischen Interessen im Kampf gegen Belgrad, keineswegs aber auf slawischen Zusammengehörigkeitsgefühlen beruht. In der gleichen Zeit, da der bulgarische und kroatische Nationalismus sich aller gesamtslawischen oder panslawistischen Rudimente entledigte, erlebte der serbische Nationalismus eine panslawistische Renaissance. In der serbischen bürgerlichen Mittelschicht, in Orthodoxie



und Armee, war die Liebe zu Rußland nach dem Weltkriege nur durch die noch größere Liebe zu Frankreich verdrängt worden. Der Zusammenbruch Frankreichs 1940 drohte diese führenden serbischen Kreise in ihrer ideologischen Ausrichtung wurzellos zu machen. Doch dieser Tatbestand traf mit der *neuen Aktivität der Sowjetunion* in Südosteuropa zusammen.

So konnte in wenigen Wochen des Sommers 1940 in Belgrad ein „Russenrummel" entfacht werden, der ebenso grotesk wie politisch gefährlich war. Denn er hinderte die serbische Intelligenz daran, sich in einem geschichtlichen Augenblick über die neue europäische Situation Rechenschaft abzulegen und so den eigenen Standort zu revidieren. In dieser geistlosen Starrheit, an der eingebildeten Weltordnung auf alle Fälle festzuhalten, müssen die eigentlichen Ursachen des *Simovic-Putsches* und des serbischen Zusammenbruches gesehen werden. Serbien entschied sich somit für den bolschewistischen Panslawismus gegen Europa.

Konservative Kräfte im slowakischen Aufbau

Wir haben nunmehr noch einen Blick auf die Entwicklung des *slowakischen Nationalismus* zu werfen und stehen damit vor einem in der Wirkung ähnlichen, aber in der Anlage völlig anderen Problem.

Der slowakische Nationalismus nimmt nicht nur in der Entwicklung der Nationalismen der west- und südslawischen Völker, sondern überhaupt in ganz Ost- und Südosteuropa eine Sonderstellung ein. So kurz bemessen die Zeit für die Entwicklung nationaler und sozialer Eigenständigkeiten der südosteuropäischen Völker im 19. und 20. Jahrhundert war, lassen sich doch zwei bis drei Stufen verfolgen, die teils aufeinanderfolgen, teils sich überdecken. Der *Nationalismus der Romantik* war wesentlich *konservativ*. Er lenkte seine Blicke in die Vergangenheit und wollte wieder *herstellen, was einmal war*. Auch die Gesellschaftsschichten, die den Nationalismus auf dieser Stufe trugen, waren konservativ: Geistlichkeit und kleiner Landadel.

Der Nationalismus der nächsten Stufe, der mit den aus der *Aufklärungszeit* und der *Französischen Revolution* entstandenen Ideologien der liberalen und nationalen Freiheit, der sogenannte *Nationalliberalismus*, wandte sich jedoch bereits an weitere Schichten des *Bürgertums*, wie es zumindest in der *Emigration* der ehemals unter türkischer Herrschaft schmachtenden Völker allmählich entstanden war und im Rahmen der österreichisch-ungarischen Monarchie (österreichische Reichshälfte) ohnedies bestand. Während das *Slowakentum* an der ersten Stufe des „kulturellen" Nationalismus noch teilhatte, schied es bei der zweiten Stufe bereits aus, da ein *volksbewußtes Bürgertum* unter der Herrschaft der *madjarischen Assimilation* sich nicht hatte entwickeln können.

Der Nationalliberalismus strebte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn unseres Zeitalters zu den Formen der *Nationaldemokratie*, des demokratischen Selbstbestimmungsrechtes, versehen mit allen Zeichen des dogmatischen *westlerischen Vorbildes*. Auch an dieser Stufe hatte die slowakische Entwicklung keinen Anteil, sondern stand, als die ersten Jahre tschechoslowakischer Herrschaft gezeigt hatten, welche Folgen mit diesem System verbunden waren, im Gegensatz hierzu auf dem Kampffeld einer *vierten Stufe*, deren geistige Substanz nicht mehr aus fremden Quellen gespeist zu werden brauchte. Damit war mehr als durch die rassischen, sozialen und historischen Verschiedenheiten die Bildung des politischen slowakischen Volksbegriffes von den Entwicklungen in seiner Nachbarschaft grundlegend anders bestimmt. Der slowakische politische Volksbegriff leidet nicht unter den Belastungen einer volks- und kulturfremden Ideologie.

Es waren ihm *Irrwege erspart* geblieben, an deren Folgen Tschechen, Polen und Serben heute so bitter zu leiden haben. Doch die Tatsache einer solchen Unbelastetheit ist noch kein Talisman gegen Verirrungen jeder Art. Denn so segensreich sich diese politisch einmalige Lage nach der einen Seite hin auswirken kann, so viele Möglichkeiten einer Fehlentwicklung

bietet sie auf der anderen Seite. Das späte soziale und nationale Erwachen des Slowakentums gegenüber dem madjarischen „Herrenvolk" zieht automatisch eine Verlängerung des Weges zur nationalen Reife nach sich. Es mußte also alles darauf ankommen, unter welchen geistigen Einflüssen sich die politische Volkwerdung des Slowakentums nach dem Weltkrieg vollzog und mit welchen Voraussetzungen sie an den Aufbau eines eigenen Staatswesens herangehen konnte. Soweit wir die letzte Etappe dieses Weges heute bereits übersehen können, hat die Entwicklung des slowakischen Nationalismus mit einer schier hellseherischen Sicherheit die zahlreichen gefährlichen Klippen und Untiefen zu vermeiden gewußt, die auf seiner Bahn lauerten.

Das Schutzverhältnis mit dem Deutschen Reich bot dem jungen Staatswesen ja zunächst nur Sicherheit gegen äußere Gefährdungen. Die formenden Kräfte jedoch der deutschen nationalsozialistischen Idee in ihren allgemeingültigen Prinzipien der völkischen Toleranz und Eigenbewertung des politischen Volkes als der entscheidenden und treibenden Kraft sind in einem Augenblick in das Bewußtsein und die Seelenhaltung des Slowakentums eingetreten, da dieses auf Grund der bitteren Erfahrungen mit dem „tschechoslowakischen" Volksbegriff im besten Sinne aufnahmebereit — und fähig war. Die Führer des slowakischen Volkes erkannten die epochale Bedeutung dieser revolutionären Idee als eine der ersten Vertreter der europäischen Völkerfamilie. Sie vermochten auf diese Weise der Gefahr einer „Verstaatlichung" des slowakischen Volksbegriffes zu entgehen, ebenso wie den Lockungen historischer Ansprüche und Forderungen. Gerade diese „historischen Grenzen" spielten bei der Schaffung der Versailler Staatenordnung infolge der Verabsolutierung des Staates gegenüber dem Volke eine weitaus größere Rolle, als dies vor- oder nachher der Fall gewesen ist.

Damit bewahrte sich der slowakische Nationalismus auch vor jener besonderen Gefahr aller Kleinvölker: dem aus der Minderheit erwachsenden Chauvinismus. Nur wer sich seiner eigenen Werte wahrhaft bewußt ist, wird die volle Daseinsberechtigung anderer Völker verstehen und anerkennen können! Damit mußte sich gegen das Trugbild des Panslawismus eine um so schärfere Reaktion entwickeln, als man seine Wirkung als Verschleierung der machtpolitischen Bestrebungen bei Tschechen und Polen nur zu genau kennengelernt hatte. Von hier war es nur ein kleiner Schritt zur antibolschewistischen Einstellung, die ja nicht allein eine Frage staatspolitischer Sicherheit, sondern grundsätzlicher völkischer Entscheidung ist.

Die Ablehnung des westlerischen Vorbildes von einst bedeutet darüber hinaus eine antidogmatische Einstellung des slowakischen Nationalismus und der Anerkennung des Prinzips des völkischen Wachstums, das aus den Tiefen der Volksseele die Grundlagen für den Bau aller Teile des politischen Volksbegriffes empfing.

Aus diesen Beispielen ergibt sich bereits die Vielfalt der Probleme des Nationalismus bei den Südostvölkern. Wir erkennen daraus deutlich die Individualitäten dieser Völker, die sich in langer geschichtlicher Entwicklung geformt haben — selbst dort, wo es den Völkern versagt war, ihren Wünschen nach eigenständigen staatlichen Formen Ausdruck zu geben und sie ihre Kräfte darauf zu richten hatten, ihr stammliches Gefüge den von außen andrängenden Einflüssen gegenüber zu erhalten. Gerade die Entwicklung, die diese Zeit schärfster Verteidigung des völkischen Lebens abzuschließen und an ihre Stelle eine neue Epoche der Erreichung staatlicher Formen einzuleiten schien, bewies aber, daß die auseinanderstrebenden Kräfte auf politischem Boden stärker seien als die einigenden im geistig-kulturellen Bereiche.

Damit sei der erste Ring unserer Betrachtungen geschlossen. Es wird Aufgabe einer weiteren Untersuchung dieser Probleme sein, ihre Ausstrahlungen, aber auch ihre aus reicher geschichtlicher Überlieferung in die Gegenwart übernommenen Formen und die unter dem Einflusse des Geschehens unserer Tage drängenden Wandlungen in ihren wesentlichen Zügen klarzulegen.

Slawentum im madjarischen Blickfeld

Früh reifte schon im Madjarentum die Überzeugung, Keil zwischen den nördlichen und südlichen Stämmen der Westslawen zu sein. Aus der eigenen nomadischen Vergangenheit mögen dabei vielfach unbewußt Erinnerungen mitgewirkt haben, die Kraft primitiven Ackerbauerntums und sein Ausbreitungsbestreben als Quelle der Gefährdung des eignen Volksraumes zu sehen. Dazu gab die geringe Volkszahl zweifellos Anlaß. Es kam aber noch hinzu, daß das Vordringen der Türken in Südosteuropa bei den südlichsten Slawenstämmen immer neue Flüchtlingsströme nach Norden lenkte, die den Druck auf den madjarischen Siedlungsraum naturgemäß vermehrten. So fluteten insbesondere Kroaten und Serben in großer Zahl herein und suchten in den weiten Sumpf- und Waldgebieten Südungarns Schutz. Diese Bewegung hielt auch nach der Befreiung Pannoniens von der Türkenherrschaft durch die glänzenden Siege deutscher Reichsheere unvermindert an und wurde zeitweise sogar von der Wiener Regierung wie den privaten Grundherren gefördert, um Arbeitskräfte ins verödete Land zu ziehen. Dieser Zustrom dauerte jedenfalls noch weitere hundertfünfzig Jahre an, bis auch die Gebiete südlich von Donau und Save aus der Herrschaft des Halbmondes gelöst wurden.

Die Wanderbewegung war in ihrer Gesamtheit so bedeutend, daß dadurch zum Beispiel eine wesentliche Verlagerung des serbischen Volksraumes aus dem balkanischen Bergland nach den Ebenen Südungarns eintrat, wobei das Neuland bei der Erweckung des serbischen Nationalismus infolge seines besseren Bildungswesens eine bedeutsame Rolle spielte. Gleichzeitig hielt auch die Durchdringung Transdanubiens mit slawischen Elementen ununterbrochen an, so daß Gefahr bestand, diese nur schwach besiedelten Räume würden durch das dauernde Einströmen des Slawentums das madjarische Hauptsiedlungsgebiet zwischen Donau und Theiß von der Verbindung mit der deutschen Mitte des Erdteiles abdrängen. Dieser Bewegung wirkte nun die deutsche Bauernsiedlung des 18. Jahrhunderts in der Schwäbischen Türkei, Batschka, Banat und den Waldgebirgen zwischen Plattensee und Donauknie erfolgreich entgegen. Die Erhaltung slawischer Siedlungen bis in die Gegend von Ofen blieb gegenüber dieser planmäßig geförderten Ansiedlung der verödeten Gebiete mit deutschen Bauern auf Ausnahmen beschränkt, und die deutsche Siedlungskraft erwies sich gegenüber der slawischen als wesentlich stärker und reifer. Der Deutsche brachte aus dem Westen und Mitteldeutschland reiche Erfahrungen mit, die ihn weit über die Lebensformen erhoben, die er in der neuen, von der Türkenherrschaft verwüsteten Heimat vorfand. Dieser Abstand blieb aber auch späterhin erhalten. Für das Madjarentum war mit dem Einsetzen der deutschen Bauernsiedlung, die in fast ununterbrochener Kette vom Ostrande der Alpen bis ins Banat reicht, die Gefahr der Umklammerung durch slawisches Bauerntum beseitigt.

Aber auch im 19. Jahrhundert erwies sich der volkstumsmäßige Druck der benachbarten slawischen Stämme auf das Madjarentum weiterhin auf verschiedene Weise wirksam. Einerseits zeigte sich die Geburtenzahl der slawischen Gebiete weit überlegen und förderte so, angesichts der Besitzstruktur Ungarns Unterwanderungserscheinungen. Andererseits stellte das Slawentum beim Aufbau der Städte im Wege der Assimilation wesentliche Anteile für die neuerstehenden Mittelschichten. Damit erreichte das Vorweltkriegsungarn allerdings eine wesentliche Ergänzung der madjarischen Führungsschicht und entzog diese Kräfte gleichzeitig dem ursprünglichen Volkstum. Die Herkunft Ludwig Kossuths oder des Dichters Petöfi seien als Beispiel dafür erwähnt.

Auf diesem Wege gelang es für lange Zeit, die Bildung einer nationalbewußten slawischen Intelligenzschicht auf dem Boden des Königreiches Ungarn zu verzögern. Die liberalistische Ära ließ sich durch solche Scheinerfolge der Assimilation allerdings verleiten, das Problem der Nationalitätenbehandlung bereits als gelöst anzusehen. Die weitere Entwicklung hat diesen

Irrtum nur allzu deutlich werden lassen und belastet auch das gegenwärtige Ungarn noch mit dem schweren Erbe einer fehlgeleiteten Behandlung des Volkstumsproblems.

Aus dieser Entwicklung des madjarisch-slawischen Verhältnisses ist die Aufmerksamkeit erklärlich, die man in der madjarischen politischen Führungsschicht der slawischen Frage in Ungarn im besonderen Maße stets zugewendet hat. Dies gilt auch für die Gegenwart, denn immer noch fühlt man im Donaubecken, das man mit nord- und südslawischen Stämmen als Siedlungsboden teilt, die verschiedenen Strömungen und Bewegungen besonders deutlich und sucht dazu vom Standpunkte des Madjarentums aus Stellung zu gewinnen.

Unter den zahlreichen Aufsätzen der Tages- und Zeitschriftenpresse Ungarns, die sich mit diesen Problemen beschäftigen, zeichnete sich ein im „Katolikus Szemle", der Zeitschrift der St.-Stephans-Gesellschaft und der katholisch gerichteten madjarischen Intelligenz, erschienener Beitrag durch die scharfe Beobachtung und Bewertung panslawistischer Entwicklungsversuche und der daraus folgenden Fehlschläge aus. Da diese Darstellung gleichzeitig den Auffassungen wichtiger Kreise der politischen Schicht Ungarns entspricht, seien daraus die wesentlichen Gedanken wiedergegeben.

Die Sprache kann — so wird in dem Artikel ausgeführt — auch heute noch, trotz der Aufgliederung in viele Nationalsprachen, als Ausdruck der Verwandtschaft der slawischen Völker dienen. Individuelle Züge trennen die slawischen Sprachen von den übrigen europäischen Sprachgruppen. Die hauptsächlichsten Eigenheiten und zugleich Gemeinsamkeiten liegen in der Formenlehre.

Trotzdem ist die slawische Einheit zweifellos seit langer Zeit zerfallen. Eine Neubildung dieser Einheit wird wohl auch von Slawologen, die auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, in das Reich der Träume verwiesen. Geschichte und Schicksal arbeiteten zu gründlich für den Verfall der Einheit. Schon die Christianisierung versetzte, wenn wir von der frühen Auflösung des einheitlichen Volkstums durch die Wanderungen aus der Urheimat absehen, den slawischen Stämmen den ersten und entscheidend trennenden Schlag. Einen großen Teil des Slawentums — die östliche und südöstliche Gruppe mit Ausnahme der Kroaten und Slowenen — tauften Priester von Byzanz und zogen sie so in den östlichen, den byzantinisch-slawischen Kulturkreis. Der kleinere Teil — die westliche Gruppe — kam unter den Einfluß der lateinisch-katholischen Religion. Dieser niemals überbrückte konfessionelle Unterschied, der höchstens kleine Schwankungen und Verschiebungen erfuhr, legte den Grundstein zur endgültigen kulturellen Spaltung der slawischen Stämme.

Mit dem Schisma von 1054 trat auch die sprachliche Trennung in Fragen des Ritus ein und ließ damit beide Gruppen völlig verschiedene Wege gehen.

Innerhalb der byzantinisch-slawischen Gruppe wirkte diese sprachliche Entscheidung allerdings noch bis ins 18. Jahrhundert als zusammenführende Kraft und übertrug sich auf die Literatursprache, bis auch diese Einheit durch religiösen und politischen Streit zerbrach. Die Erschütterung der prawoslawischen Einheit durch den Islam war nicht so schwer als durch die Unionsbestrebungen von 1596 und insbesondere den Abfall der russischen Sekte. So verfiel schließlich der panslawische Zweig in drei Teile: den russischen, den serbischen und den bulgarischen. Jeder dieser drei Teile erlebte fortan seine eigene kulturelle Entwicklung und verlor für weite Strecken seiner Geschichte das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den übrigen Stämmen.

Noch mehr als der prawoslawische Flügel entfernte sich der katholische vom Bewußtsein slawischer Einheit. Gegenüber dem prawoslawischen Ostslawentum war die Scheidung auf kulturellem Gebiet fast unübersteiglich. Auch der Kulturkreis der Westslawen war durch die Wirkungen des konfessionellen Lebens eindeutig bestimmt. Der katholische Teil der Slawen erlebte seine geistige Entwicklung mit dem übrigen Europa. Er wurde auf



dem Wege über die deutsche Reformation in diese geistigen und politischen Bewegungen einbezogen, wenn sie auch nicht zu wesentlicher Vertiefung oder gar eigenschöpferischer Leistung führten. Daher setzte die Gegenreformation in ihren Reihen besonders erfolgreich ein. Trotzdem wirkten aber diese Vorgänge, gepaart mit den politischen Kämpfen, absondernd und ließen das Zusammengehörigkeitsgefühl völlig verblassen.

So sind die politischen Interessengegensätze das wesentliche Kennzeichen ost- und westslawischer Geschichte durch viele Jahrhunderte. Grenzstreitigkeiten, gegenseitige Unterdrückungen, Besitzenteignungen u. a. sind ihr Kennzeichen bis in unsere Tage geblieben. Dazu kommt, daß gerade diese Gegensätze, die die slawischen Stämme in dauernder Feindschaft gegeneinander hielten, es dahin brachten, daß sie sich nicht nur politisch, sondern auch kulturell an die fremden Nachbarn anschlossen und ihr meist höher geartetes Leben nachahmten.

Wir sehen aus unserer deutschen Erfahrung diese Vorgänge allerdings schärfer und anders, als sie hier mit madjarischen Augen, noch unter dem Eindruck der großen Einschmelzungsbewegung der liberalistischen Ära, dargestellt erscheinen. Wir wissen, daß es keineswegs etwa nur ein Aufgehen von Slawen im fremden Kulturkreis war, das schließlich Typen, wie etwa Tschechen oder Polen, mit unverkennbar deutschen Erscheinungsmerkmalen hervorrief, sondern daß es sich dabei um weit zurückliegende Slawisierung deutscher Bewohner dieser Gebiete in größtem Ausmaße handelt, wie es ja auch zahllose Deutsche und Slowaken, Serben und Kroaten gibt, die ihre Herkunft vergaßen und sich dem madjarischen Kulturkreis zuwandten und dort die bekannte Assimilationsschicht bilden. Wir stimmen hier nur insofern in der Schlußfolgerung überein, als die Forschungen längst erwiesen haben, daß das Tschechentum — ähnlich wie das Polentum — in stärkstem Maße mit dem benachbarten Germanentum vermengt wurde und von diesem wesentliche Züge empfing. Es ist hier jedenfalls bemerkenswert, wenn der madjarische Autor davon spricht, diese mit dem Germanentum vermengten Tschechen seien in Wirklichkeit „tschechisch sprechende Deutsche", ebenso wie dies seiner Auffassung nach auch bei Kroaten und Slowaken der Fall sei.

In einem Punkte aber fühlt der Madjare seine volle Überlegenheit über den Slawen: er findet in ihm, durch den Vergleich der Geschichte bewiesen, keine staatsbildenden Fähigkeiten und keine Organisationskraft. Er erscheint ihm träge und undiszipliniert, und daraus erklärt sich in seinem Bilde die Erscheinung, daß jeder Versuch panslawistischer Bestrebungen in kürzester Zeit an den eigenen Widerständen des Slawentums zunichte wurde. Ob es sich um den Versuch Samos oder des bulgarischen Zaren Simeon oder des Tschechen Boleslav Hrabi, des Serben Duschan oder Kasimirs des Großen und der Jagellonen handelte, stets zerbrachen die Pläne an den inneren Gegenkräften. Und hier kommt bereits früh die madjarische Geschichtsauffassung zum Ausdruck, daß mit der Niederlassung der Madjaren im Donauraum die politischen Bestrebungen zur Gründung eines europäisch-slawischen Reiches endgültig verhindert worden seien.

Es ist vielleicht als charakteristisches Merkmal des Slawismus anzusehen, daß seine Einigungsversuche im wesentlichen von Schwärmern getragen wurden, die es nicht vermochten, ihren Gedanken feste Gestalt zu geben. Schon im 11. Jahrhundert gab es bei Kiewer Mönchen solche Bestrebungen. Im 17. Jahrhundert ist es der Kroate Georg Krischenitsch, der in Moskau dem Zaren ein panslawistisches Programm unterbreitete. Er trat für die Glaubensunion ein und forderte eine einheitliche Literatursprache, die er auch in den Grundzügen entwarf. Der Zar sah aber die Gefahren, die seinen politischen Plänen daraus drohten, und verbannte Krischenitsch nach Sibirien.

Der kulturelle Panslawismus der Westslawen stand völlig unter dem Einfluß der Aufklärung. Der in Ungarn geborene und deutsch gebildete Tscheche Josef Dobrowsky baute sein Programm auf die Ideen der Humanität auf. Ebenso hob der Slowake Johann Kollár

die Menschlichkeit hervor und hoffte damit auf kulturellem Gebiete eine Annäherung der slawischen Stämme zu erzielen. Slawische Lehrkanzeln, Buchhandlungen, literarische und sprachwissenschaftliche Zeitschriften, Wörterbücher und Grammatiken, einheitliche Rechtschreibung und Volksliedersammlungen sind ihm die Mittel für die Erreichung des Zieles. Bei den Polen entwickelte sich inzwischen die Idee des Messianismus, der den Slawen die zerstörenden Gegensätze mit der Aufgabe der Rettung der Menschheit vor dem Untergange tilgen helfen sollte.

Auch in Rußland ergriff die Idee der Weltsendung als Wirkung des Aufklärungszeitalters die Prawoslawen. Iwan Kirjejovský und Peter Tschedajiw begründeten die Idee des Philoslawismus. Das durch die orthodoxe Religion geheiligte Rußland hatte nach dieser Idee die Aufgabe, der Welt die Seligkeit zu verleihen. Vom Philoslawismus war nur ein Schritt zum Panrussismus, den Donijelovsky vertrat. Mit ihm war nur der russische Mensch auserseben, die „Anarchie und Uneinigkeit, die von der lateinisch-germanischen Welt hervorgerufen wurde", zu beseitigen.

Alle diese geistigen Strömungen, die über das Wesen von Schwärmereien nicht hinauskamen, fanden bei der russischen Intelligenz und den politischen Kreisen wenig Anklang, vermochten jedenfalls die Politik des Zarenreiches nicht zu beeinflussen. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts gewann der kulturelle Slawismus politische Färbung. Es entstand eine „kleine" und eine „große" panslawistische Bewegung. Die erstere wurde von den lateinisch-katholischen Slawen gegründet. Ihre Träger gingen nach Rußland, um dort Klarheit über die Erlösungslehren des kulturellen, von Rußland ausgehenden Slawismus zu erlangen. Die meisten von ihnen kamen schwer enttäuscht zurück — so auch der Tscheche Havliček-Borovsky. Die Folge war zunächst, daß die Slawen Österreichs neue Wege einschlugen und so den Austro-Slawismus schufen, der — nach Auffassung seines Gründers, des Slowenen Bartholomäus Kopitar — alle außerhalb Rußlands lebenden Slawen um den Mittelpunkt Wien sammeln sollte. Auch Havliček folgte diesen Ideen, als er — damals allerdings vergeblich — die slawischen Stämme Österreichs zum Bewußtsein einer gemeinsamen Aufgabe bringen wollte.

Ungefähr gleichzeitig damit entstand die Illyrische Bewegung des Ludwig Gay, der zur Hälfte deutscher Abstammung war und seine Bewegung auf den Slowaken Kollár zurückführte. Preßburg war damals ein wichtiger geistiger Mittelpunkt für die Sammlung der slawischen Jugend durch Stúr und Hurban. Hier wurden die ersten Grundlagen für die südslawische Idee geschaffen.

Während auf dem Boden des alten Österreichs im 19. Jahrhundert zweifellos große Erfolge in Richtung der politischen Auswertung dieser geistigen Strömungen des „kleinen" Slawismus zu verzeichnen waren, erwies sich der „große" Slawismus, der gegen die Mitte des Jahrhunderts in Rußland aufzublühen schien, auch weiterhin als Phantom, dem jede politische Realität mangelte. Ihren Trägern schwebte die Vorstellung eines russischen Großreiches vor, das alle slawischen Stämme Europas als autonome Glieder, etwa unter russischen Großfürsten, umfassen sollte. So gab es bis in die Weltkriegsjahre Strömungen auch unter den Tschechen, die einen russischen Statthalter in Prag wünschten. Diese Pläne, die gleichzeitig die Politik Südosteuropas stark beeinflußten, brachen mit dem Ende des Zarenreiches zusammen. Ihren Ausdruck fanden sie in den slawischen Kongressen, die aber gleichzeitig den weiten Abstand zwischen Ost- und Westslawen deutlich machten und insbesondere auch Spannungen, wie sie zum Beispiel das polnisch-großrussische Verhältnis mit sich brachte. Als letzte Erscheinung gesamtslawischer Richtung ist noch der Neoslawismus des Tschechen Kramař zu nennen, der aber ebenfalls zu klaren politischen Konzeptionen nicht mehr gelangte, sondern nur von Rußland eine Förderung der innerpolitischen slawischen Entwicklung und die Zerschlagung der Monarchie erhoffte. Die weitere Entwicklung mündete bereits in die Gründung der slawischen Nachfolgestaaten als Werkzeuge der Sieger von 1918. Damit waren

für die folgenden zwanzig Jahre völlig neue Interessen in den Vordergrund getreten, die auf der Bahn der Differenzierung politischer Entwicklung weiterführten.

In Ungarn hatte man in der Zeit vor dem Weltkriege alle diese Bewegungen nur so weit verfolgt, als sie sich unmittelbar im eigenen Staatsgebiet auswirkten. Auch im Trianon-Ungarn war wenig Interesse für diese Vorgänge vorhanden. So kam es, daß man mit der Bezeichnung „Panslawe" bis in die jüngste Zeit dem Sprachgebrauche nach nur bezeichnete, wer sich den madjarischen politischen Bestrebungen auf dem Boden des Staates Ungarn nicht unterwerfen wollte und slawisches Selbstbewußtsein zur Schau trug. Erst die innerpolitische Entwicklung Ungarns der Nachweltkriegszeit brachte eine gewisse Neuorientierung in dieser Frage in Gang. Man begann sich damit eingehender auf Grund historischer Studien zu beschäftigten. Als eine Frucht dieser Arbeiten ist zum Beispiel das Buch von L. Gogolák über den Panslawismus zu nennen. Der Autor kommt zum Schlusse, daß die panslawistischen Bestrebungen im Grunde nur „despotische Pläne" verdecken, während die natürliche, die Eigenart der Stämme berücksichtigende Entwicklung eine so weitgespannte Zusammenfassung nicht ermögliche.

Diese Erkenntnis entspricht der Lage und dem Kräfteverhältnis des madjarischen Volkes gegenüber seinen slawischen Nachbarn. Vom deutschen Volke aus gesehen, das in unmittelbarer Berührung mit fast allen slawischen Stämmen steht, drängt die Erfahrung dahin, daß alle diese — freilich vergeblichen — Episoden slawischen Einheitsstrebens den Stempel des Deutschenhasses an sich trugen und darauf hinausliefen, Ansatzpunkte für den Kampf gegen das Deutschtum zu schaffen. K.

Deutsches Volkstumsgut im Banat

Von Hans Herrschaft

Was W. H. Riehl, Herder, Grimm, Jahn, Arndt und andere über den Wert des Volkstumsgutes erkannten, wird heute Allgemeingut unseres Volkes; in diesem Volk bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß unsere gesamte Überlieferungswelt und unser deutsches Volkstum überhaupt aus einer weltanschaulichen Einheit wuchs, daß unseren Sitten und Bräuchen, Märchen und Sagen ein deutscher Mythos zugrunde liege. Unser Volkstum ist aus rassischer Grundlage gewachsen, und wir halten daran als einem edlen Gut, das wir besitzen, fest. Diese wichtigen Erkenntnisse haben sich besonders in unseren deutschen Volksgruppen durchgesetzt. Heute besinnt man sich in ihnen klar auf unser Volkstumsgut und erkennt die fremden Zutaten mit sicherm Auge. So vollzieht sich auch dort, wo nach einer Zeit der Unklarheit und Verschwommenheit nun wieder echtes Volkstumsbewußtsein und der Wille zur eignen Art durchgebrochen ist, eine deutliche Scheidung gegenüber fremdem Einfluß und läßt manches schon fast vergessene Volksgut neu aufleben. Denn es ist längst zur Erkenntnis gereift, daß die Behauptung des Volkstums auf Dauer nicht möglich ist, wenn eine Volksgruppe ihre arteigne Überlieferungswelt preisgibt.

Die großen inneren Wandlungen im Donaudeutschtum lassen uns die Bedeutung deutschen Volkstumsgutes inmitten fremder Umwelt erst recht deutlich erkennen. Hier einiges aus der Fülle des Überlieferten zu zeigen, soll Aufgabe dieses kurzen Überblicks über das Deutschtum im Banat sein.

Das Deutschtum im Banat siedelt in geschlossenen Dörfern. In geradlinigen Gassen reiht sich Haus an Haus. Wir wissen, daß die Anlage dieser Dörfer, im Gegensatz zu nichtdeutschen Niederlassungen, geplant war und feuer- und gesundheitspolizeiliche Vorsorgen die Planer dazu veranlaßten, die Größe der Hofstellen und die Straßenbreiten genau vorzuschreiben.

Aber ihre Anordnungen reichten noch wesentlich weiter, bis zur Anlage des Einzelhauses, für das dem Siedler nicht nur Unterstützung an Geld und Baumaterial gewährt wurde, sondern auch der Plan vorgeschrieben war, nach dem er es aufzuführen hatte. So blieb ihm nur geringer Spielraum für eigene Gestaltung. Das Urbild dieses deutschen Kolonistenhauses des 18. Jahrhunderts ist im Donautal bei Wien zu suchen, wo es die Planer der Wiener Hofkammer vor Augen hatten, als die großen Aufgaben der Südostsiedlung an sie herantraten. Von da aus strahlte die Wirkung dieser Bauweise — das giebelseitig der Straße zugekehrte Wohnhaus mit dem Laubengang auf der Hofseite — im ganzen Südosten aus und gilt als „fränkisch". In seinen wesentlichen Formen machte das Ansiedlerhaus bis heute fünf Wandlungen durch. Ursprünglich wurden die Häuser gestampft oder aus Flechtwerk, später mit Kotziegeln hergestellt, die dann von den Brennziegeln abgelöst wurden. Charakteristisch ist in den meisten Gemeinden der spitze Giebel. Neuerdings werden auch sogenannte „Zwerchhäuser" gebaut, die mit der Breitseite zur Straße stehen. Das „Vorbehalterhaus" hatte dieselbe Form, nur war es etwas kleiner. Dort wohnten die „Vorbehalter" und verbrachten als Großväter und Urgroßväter ihren Lebensabend.

Der ganze Wohn- und Wirtschaftsraum ist in drei Teile geteilt. Bis zu den oft querliegenden Stallungen liegt der „Hof" mit dem Haus. In ihm befinden sich meistens auch die schlanken und hohen „Kukuruzkörbe", in denen der Mais aufbewahrt wird. Links oder rechts von den Stallungen — oder beiderseits — sind die Scheunen, in denen der Bauer Heu und Stroh aufbewahrt. Das Getreide wird auf dem Hausboden ausgebreitet, während Gemüse und besonders Kartoffeln und dergleichen im Keller untergebracht sind. Die „Speis" ist ein Begriff: Schmalz, Schinken und Würste sind hier geborgen. Das Haus selbst zerfällt in die „vordere Stube" („gute Stube"), mit der die Hausfrau besonders stolz ist, wenn einmal Gäste im Hause sind. Dann folgen noch zwei oder drei Zimmer und die Küche. Nach dem Hof kommt noch der sogenannte „Hintere Hof". Pflüge und Eggen, Sämaschinen, Rechen, Mähmaschinen, Dreschmaschinen usw. befinden sich meistens nicht mehr im Hof, sondern hier, wo sie in geräumigen Schuppen untergebracht sind. Im „Hinteren Hof" befinden sich dann noch Stallungen für Schweine und Geflügel. Von hier, durch einen Zaun getrennt, breitet sich erst der eigentliche Garten aus, wo die Hausfrau ihre gepflegten Beete hat.

Die Ernährung ist kräftig und ausreichend. Die Hauptnahrungsmittel Weißbrot, Geflügel, Schlachtfleisch (Rindvieh, Schweine) und Kuchen; dann Kartoffeln, Kraut und anderes Gemüse und viel Obst. Als Getränk dient Wasser, in mäßiger Form auch Wein, Bier und Schnaps. Milch und Milchprodukte sind sehr beliebt. Die Wohnungen sind hell und peinlich sauber. Sie sind der Stolz der Frauen.

Wohnform und Lebensart konnten durch die rund zweihundert Jahre hindurch, in denen das Deutschtum des Banates fast völlig auf sich gestellt war, nur auf dieser Höhe erhalten werden, weil die Ansiedler aus ihrer west- und südwestdeutschen Heimat ein in langen Jahrhunderten gefestigtes, reiches Volkstumsgut besaßen, das sie weit über den Stand von Lebensform und Arbeitskraft ihrer nichtdeutschen Mitbewohner des Landes hinaushob. Mag sich seither, insbesondere durch die Einebnung des Stadt- und Landunterschiedes der Lebensformen, manches geändert haben, der ursprüngliche unbeugsame Wille der deutschen Ansiedler blieb doch auch in den späten Enkeln als Erbgut erhalten, das nun als Volksbewußtsein neu ans Licht tritt.

Mundart und Tracht

Da in das Banat deutsche Menschen aus verschiedenen süddeutschen Gauen einwanderten und selbst in den einzelnen Gemeinden sich Menschengruppen aus verschiedenen Gegenden niederließen, bedurfte es erst einer gewissen Zeit, bis sich das volkskundliche Bild des Banater Deutschtums einigermaßen abgerundet hatte. Das stärkste Element setzte sich durch und prägte den übrigen allmählich seinen Stempel auf. So ändern sich nicht nur die Sitten und Bräuche

fast von Dorf zu Dorf, sondern auch die **Mundart**. Es ist hier eine Vielfältigkeit und Mannigfaltigkeit vorhanden, die jeden auswärtigen Besucher erstaunen läßt. Es ist im Banat durchaus möglich, sich in einer Gemeinde in den Odenwald, in der benachbarten Gemeinde aber nach dem Elsaß oder nach Lothringen und wieder in einem anderen Dorf in den Schwarzwald versetzt zu fühlen. Deutsche Sprichwörter, Redensarten und Reime in „Banater" Mundart sind in großer Zahl erhalten. Im Südbanat (Steierdorf u. a.) wird ein etwas gewandeltes „Steirisch" gesprochen. In Reschitza, Steierdorf und den umliegenden kleinen Dörfern wird auch „gejodelt". Weidenthal und Wolfsberg haben den „böhmischen" Dialekt erhalten. Der rheinfränkische Dialekt beherrscht die Banater Ebene. Außerdem gibt's die schwäbische und alemannische Mundart (letztere vor allem in Saderlach). Ganz isoliert ist die Guttenbrunner Mundart: das Odenwälder Deutsch. In Guttenbrunn wurden Lothringer, Schwarzwälder, Westfalen und hauptsächlich Odenwälder angesiedelt. Weder die Schwarzwälder noch die — allerdings sehr wenigen — Westfalen konnten sich durchsetzen. Als die lebensfähigste und stärkste Mundart hat sich das „Odenwälder Deutsch" durchgesetzt. Auch heute noch hört man es in dem Umkreis von Weinheim und Fürth im Odenwald.

Die **Trachten** der Banater Deutschen sind ebenso mannigfaltig wie die Mundarten. Die Männertracht ist heute fast überall gleich. Man kehrt allgemein wieder zur Gemeinschaftstracht zurück. Die Schuhe waren früher Zugschuhe, denen die Schnürschuhe (Stiefeletten) folgten. Für Arbeitstage besteht die Fußbekleidung zum Beispiel der Guttenbrunner Bauern aus den sogenannten „Patschen" (gestrickte Strümpfe mit Tuchbelegen), „Glumpen" (Holzschuhe), „Holzschlappen" (Pantoffel). Dicke Bauernmäntel sind der sogenannte „Schuba" und „Bunda". Die Frauen tragen im Sommer breite Strohhüte, die sie in der Erntezeit vor der Gluthitze der Sonne schützen. Die ursprüngliche elsässische Mädchentracht beherrscht das Bild der Frauentrachten. Schmuck tragen die Banater Deutschen fast keinen, nur im Sonntagsstaat tragen die Mädchen und Frauen nebst Ohrgehängen am Halsband ein glänzendes Metallkreuz. Doch auch die Tracht war im Laufe der Zeit manchen Veränderungen unterworfen. Die Tracht, die man heute z. B. in Guttenbrunn sieht, ist auch nicht mehr die ursprüngliche, aus der Urheimat mitgebrachte. Die Guttenbrunner Mädchen gehen „breit"; die vielen Seidenröcke sind schmuck und der schwarze „Scharz" (Schürze) ist der Breite der Röcke angepaßt. Über der Brust verschlungen ist das blumenfreudige Brusttuch. Eigenartig ist auch der Kopfschmuck. Die geflochtenen Zöpfe müssen peinlich genau zu einer kreisförmigen „Rosenform" gewunden werden. Die Mädchen tragen zur Kirchweih einen Rosmarin in der Hand.

Egidius **Haupt** schildert die Sackenhausener Tracht folgendermaßen: „Die Kleidung der Männer ist einfach (aber nett). Im Laufe der Zeit hat sich dieselbe sehr verändert. Die ausschließlich aus dunklen Stoffen hergestellten Kleider haben sich überlebt und in letzterer Zeit den Modestoffen weichen müssen. Die früher allgemein getragenen Stiefelhosen sind gänzlich verschwunden und wird nunmehr die bequemere Pantalonhose getragen. Auch die Verbrämungen der Röcke wie auch die Verschnürungen der Beinkleider sind längst abgetan, wie auch die Metallknöpfe an den Westen. Im Winter wird jetzt schon vielfach ein kurzer Pelzrock getragen. Auch die Kleidung der weiblichen Bevölkerung hat in letzter Zeit vielfache Änderungen erfahren. Das Konservative, Althergebrachte, die Kleider jahrzehntelang in Schnitt und Farbe beständig zu tragen, hat sich wohl bei den älteren Frauen, die sich der Mode nicht beugen wollen, bis heute erhalten, aber die Jugend wetteifert im Wechsel der Farben und dem Schnitt mit den Städterinnen. Die älteren Frauen tragen an Sonn- und Feiertagen einen langen, schwarzen, mit Samt oder Astrachan eingefaßten sogenannten Janker, schwarzen Tuch- oder Seidenrock und Seidenschürze, schwarzes Seidenkopftuch und Samt- oder Lederhalbschuhe, während die jüngeren Frauen Blusen und Schoß aus Modestoffen tragen."

Die Erhaltung der Volkstracht ist eine wesentliche Aufgabe der deutschen Volksgruppe und namentlich ihrer Jugend.



Fest, Feier, Sitte und Brauchtum

Die Vermischung altgermanischen Brauchtums mit christlichen Elementen kommt besonders klar im Festjahr zum Ausdruck. Wie läuft nun das Festjahr ab? Das „Neue Jahr" wird schon in der Silvesternacht angesungen. Die Schuljungen gehen von Haus zu Haus und singen seit alten Zeiten das „Neujahrslied". Wenn der Hausvater vor die Tür tritt und den Jungen eine Gabe reicht, sagen sie folgenden Wunsch: „Ich wünsch Euch ein glückliches neues Jahr, langes Leben, G'sundheit, Frieden und die Einigkeit, nach dem Tod die ewige Glückseligkeit." Die Erwachsenen haben ebenfalls ein „Neujahrslied". Zum 1. Jänner werden auch die sogenannten „Neijahr" verteilt. Das sind kleine, würfelförmige, harte Brötchen, zu deren Herstellung unter anderem auch der am 27. Dezember geweihte „Johanniswein" verwendet wird. Der „Glaube" der Großmütter verlangt es, daß man diese „Neijahr" zum Schutze gegen böse Geister bei sich trägt.

Zum Dreikönigsfest gehen die Schulknaben mit dem „Kripplein" singend im Dorf herum.

Im Fasching finden wir überall die Karnevalsumzüge. Die Jugend zieht verkleidet mit Musik durch das Dorf und führt allerlei Schabernack auf. Der Brauch ist noch rein heidnisch-vorchristlich (die finsteren Geister sollen verscheucht werden), genau so wie die Walpurgisnacht, der 1. Mai. Durch Johlen, Böllerschüsse und Schreien sollen die umherziehenden Hexen vertrieben werden. Als Zauberpflanze gegen die bösen Geister gilt der Holunder, den man in Fenster, Türen, in die Stallungen und in den Brunnen steckt. Der Göttin Freya zu Ehren stellt die Jugend vor dem Hause der Geliebten einen Maibaum mit Krone auf. In einigen Gemeinden wird der Maibaum auch vor dem Hause des „Richters" (Bürgermeisters) und anderer führender Leute der Gemeinde und an den Straßenkreuzungen aufgestellt. Eine typische Maierscheinung ist auch die sogenannte Regenmutter.

Zu Ostern (vom germanischen „Ostara") finden wir auch noch viele alte Gebräuche. Die Ostereier und der fruchtbare Osterhase sind Symbole der Fruchtbarkeit. Die Osterspiele sind noch lebendig. Die Eier werden von den Jungen gegeneinander „gepickt". In manchen Gegenden schenkt der Junge „seinem" Mädchen einen Korb voll roter Eier und wartet, ob sie ihn annimmt oder ob sie ihn zurückschickt. (In diesem Fall liebt sie ihn nicht und hat ihm „einen Korb" gegeben.) Anderwärts ist das „Ratschen" gebräuchlich. Auch das „Bespritzen" der Mädchen ist mancherorts üblich. In vielen Gemeinden ist noch das „Judverbrennen" (Judasverbrennen) bekannt. Am Ostersamstag werden Reste alter Kirchenbänke und Figuren, jedenfalls „geweihtes Holz", verbrannt und mit den Kohlen werden dann Kreuze auf die Türen gestrichen (gegen böse Geister). Das „Judverbrennen" ist ein von der Kirche abgewandelter Brauch des germanischen „Nordfeuers".

Zu Pfingsten hat jede „Kameradschaft" (Jahrgang) ihren „Pfingstlümmel" (Langschläfer), der von seinen Kameraden mit der Dorfmusik unter übermütig-fröhlichem Geschrei und Gejohle durch die Gassen begleitet wird. Das Vieh, das zuletzt zur Herde getrieben wird, wird mit Grün und Feldblumen gekrönt (Schandkrone). Am Pfingstmontag sagt der älteste der Pfingstlümmel den Pfingstspruch.

Das Sonnwendfeuer kannte das Banat wahrscheinlich ursprünglich nicht. Dieser germanische Brauch des Lichts und des Erwachens wird aber heute von der jungen Generation wieder eingeführt.

Erntedankfeste werden wieder allgemein gefeiert. In manchen Gemeinden wird ein „Erntekränzchen" veranstaltet.

Zur Hochzeit werden die Erwachsenen von zwei Beiständen, die Jugend aber wird von dem Brautpaar eingeladen. Die junge Frau wird am Hochzeitstag um Mitternacht durch die Kranzabbindung in die Reihe der Frauen aufgenommen.

Die Taufe ist stets ein feierliches, freudiges Familienfest. Taufpate und Taufpatin tragen das Kind zur Taufe; von Freunden und Nachbarn werden Freudenschüsse abgegeben.

Das Begräbnis ist ein ernstes Familienereignis; von den Verwandten und Freunden wird Tag und Nacht Totenwache gehalten. In manchen Gemeinden wird in der Sterbestunde die Uhr zum Stehen gebracht. Mancherorts ist es üblich, daß nach der Grablegung ein Totenschmaus (Totenimbiß) gehalten wird.

Die Kinderreime sind noch gut erhalten. Die Spinnreihen der Jugend und der Erwachsenen sind allgemein üblich. Ebenso der Sonntagstanz der Jugend. Das größte Fest des Jahres ist die Kirchweih. Sie fällt meistens in den Herbst und Nachsommer und wird von der ganzen Jugend veranstaltet. Die Kirchweih ist das eigentliche Fest der Dorfgemeinschaft. Der Vortänzer sagt den Kirchweihspruch.

Das Weihnachtsfest wird allgemein gefeiert. Das übliche Weihnachtsgeschenk für die Kinder besteht aus Süßigkeiten, Nüssen, Zuckerwerk, Lebkuchenpferden (Wodansroß) und Rundgebäck (Sonne).

An die „Hausschlacht" (Schweineschlacht) im Winter schließt sich abends die „Metzelsupp" an, wobei vielerorts das „Metzelsuppenlied" gesungen wird.

Das Volkslied

Wir finden im Banat die für den deutschen Volksstamm dieses Siedlungsgebietes kennzeichnenden Lieder. Die meisten Lieder der Banater Deutschen wurden von ihren Ahnen vor rund 200 Jahren aus dem Mutterland mitgebracht. Wie alle Volkslieder gewissen Veränderungen unterworfen, lebten sie in der neuen Heimat weiter. Auch im Lied haben die Banater Deutschen während einer Zeitspanne von zwei Jahrhunderten eine unsichtbare, doch lebendige Verbindung zum deutschen Mutterlande aufrechterhalten.

Zunächst werden auch im Banat Lieder nach den verschiedenen Jahreszeiten gesungen: Frühlings- und Sommerlieder, Herbst- und Winterweisen. Für die Feste und Feiern kennt man Neujahrslieder, Erntelieder, Brautlieder und Kirchenlieder. Die Kinder singen ihre Reigenlieder. Die Volkstänze leben durch die Jugendbewegung wieder auf. Von den historischen Liedern sind zu erwähnen: das Prinz-Eugen-Lied, das Zedlitzsche Lied und das Napoleon-Lied. Das Lied „Die Sonne sank im Westen" sowie die beiden nachfolgenden „In Serbien sind viele gefallen" und „Bei Serajewo" sind typische Banater Lieder. Soldatenlieder sind noch „Frisch auf, Soldatenblut", „Steh ich in finstrer Mitternacht", „Wo soll ich mich hinwenden" usw. Ein bekanntes Jagdlied ist „Und das Jagen, das ist mein Leben". Das Lied vom „Zimmergesellen" und das „Lied vom Pfalzgrafen" sind bekannte Balladen. Letztere wurde zuerst 1771 von Goethe aufgezeichnet. Auch das Liebeslied wird eifrig gesungen: „Gott grüß Dich, mein Liebchen", „Der das Scheiden hat erfunden" usw. Aus der „romantischen" Zeit mit Mondnächten, Rosengärten und Tränen seien genannt: „Macht man ins Leben kaum den ersten Schritt", „Herz, mein Herz, warum so traurig", „In des Gartens dunkler Laube", „Maria saß träumend im Garten", „Wie die Blümlein draußen zittern". Viele dieser oft rührseligen Lieder werden nach Tanzweisen gesungen. Heitere Lieder werden oft in der Mundart des betreffenden Dorfes gesungen. Die Volksmusik ist noch in der Entwicklung; die Hausmusik ist noch kaum verbreitet.

Durch Singstunden und Singwochen wird der neue deutsche Chorgesang gepflegt. Von außerordentlicher Bedeutung für die Verbreitung der deutschen Kampflieder der Bewegung und der Lieder der feiernden Gemeinschaft war die Arbeitslagerbewegung der Jugend. Heute geht die völkische Besinnung ins Land. Eine neue Generation ist auf dem Marsche. Es ist müßig, die herrlichen völkischen Kampf-, Feier- und Marschlieder aufzuzählen, sie sind heute Allgemeingut des ganzen Volkes geworden. Es sind keine regional begrenzten Lieder mehr, es sind Schwüre und Bekenntnisse aus den jungen, heißen Herzen eines gläubigen Volkes.

VON DEN VOLKSTUMSFRONTEN

Von der deutschen Volksgruppe in Ungarn

Der Rückblick auf drei Jahre reicher Arbeit im VDU. zum Ausbau der Deutschen Volksgruppe in Ungarn ergibt das stolze Ergebnis, daß von den über einundeinviertel Millionen Menschen, die sich auf dem Boden des heutigen Ungarn zum Deutschtum bekennen, über 250 000 Mitglieder der Volksorganisation, des Volksbundes der Deutschen in Ungarn, sind. Zwanzig Jahre eines zähen, stillen, manchmal verbitterten Kampfes waren dieser Zeit des großen Aufschwunges vorangegangen. Manche ernste, schwere Stunde schien der Zuversicht, mit der die Vorkämpfer der Bewegung stets in die Zukunft blickten, zu widersprechen. Auch nach dem ersten großen Durchbruch der deutschen Bewegung in Ungarn, der Gründung des Volksbundes im Spätherbst 1938, schien es zuweilen noch, als sei es nicht möglich, alle Hindernisse auf dem eingeschlagenen Weg zu beseitigen. Die schließlich genehmigten Statuten schränkten die Bewegungsfreiheit vielfach ein, und die Hemmungen, die von den Verwaltungsstellen lange Zeit der Gründung von Ortsgruppen entgegengesetzt wurden, erschwerten es der Führung immer mehr, die vorwärtsdrängende Bewegung in den Bahnen zu halten, die den Forderungen des Volkstums ebensosehr wie denen des Staates entsprach.

Erst mit dem Wiener Vertrag vom 30. August 1941 entstand die rechtliche Grundlage für die weitere Aufbauarbeit und damit für ihre fruchtbare Ausbreitung. Aber auch sie vollzog sich keineswegs ruhig und planmäßig, sondern eher stürmisch und alle Vorausberechnungen weit überflügelnd. Einerseits trat in manchen Gebieten des Landes — wie etwa im Bakonyerwald — geradezu schlagartig ein Erwachen zum Volksbewußtsein in den bisher fern von der Bewegung gestandenen Dörfern ein und führte Tausende von Volksgenossen in die Reihen des VDU. Anderseits ging die Entwicklung durch die Rückgliederung der oberländischen Karpatengebiete, Sathmars, Nordsiebenbürgens und schließlich der Batschka stürmisch weiter und brachte neue geschlossene Gruppen, die im Volkstumskampf der letzten Jahrzehnte vielfach bewährt waren, neben solchen, in denen das Stadium des Erwachens noch vielfache Mitarbeit erforderte, in den Verband der Volksgruppe.

Hier galt es also, aus Gruppen, die in der Folge der staatlichen Aufteilung durch zwanzig Jahre den Volkstumskampf unter völlig verschiedenen Voraussetzungen geführt hatten, eine Einheit in der Organisation des VDU. zu schaffen und die mit dem sprunghaften Wachstum erforderlichen Kräfte für die Erfüllung aller der Aufgaben bereitzustellen. Dies alles beanspruchte die äußerste Anspannung des Willens der Volksgruppe und ließ sie in völlig neue Aufgaben hineinwachsen.

Diese neue Lage, als kraftvolle, ihrer Aufgabe und Verantwortung bewußte Gruppe im ungarischen Staate und als Glied der deutschen Volksgemeinschaft, dem Führer Adolf Hitler verschworen, kam in der Jahreshauptversammlung des Volksbundes der Deutschen in Ungarn am 19. Oktober d. J. in der Budapester Redoute machtvoll zum Ausdruck. Etwa 7000 Volksgenossen hatten sich dazu versammelt, um den Führer der Volksgruppe, Dr. Franz Basch, zu hören und neue Stärkung aus seinen Worten für ihr Tagewerk mitzunehmen.

Freilich mußte auch Dr. Basch, um die Lage ungeschminkt darzustellen, mancherlei Klage führen. Wenn auch durch den Wiener Vertrag die Rechtsstellung der Volksgruppe geklärt ist und der Weg für den Aufbau der kulturellen und wirtschaftlichen eigenständigen Organisationen freigelegt erscheint, so fehlt doch in der Praxis noch an entscheidenden Stellen die Durchführung. Noch sind die Satzungen der Deutschen Volkshilfe, des Bundes für Deutsche Leibesübung und schließlich der Deutschen Jugend nicht genehmigt. Noch vermögen immer wieder Unterorgane auf jede erdenkliche Art die Tätigkeit der Volksgruppe zu hemmen und die Anhänger des VDU. zu schädigen. Trotz alledem wird der Weg nach vorwärts durch den unbeirrbaren Willen der Volksgruppe weiter beschritten und die Haltung des ungarländischen Deutschtums, als dessen einzige Organisation der VDU. anerkannt ist, bleibt in seiner Volks- und Staatstreue unerschüttert.

Aus dem Leistungsbericht des vergangenen Jahres geht hervor, daß in 248 Gemeinden Schulungen mit fast 10.000 Teilnehmern abgehalten wurden. 17 Spielscharen spielten vor

45.000 Volksgenossen. Das Volksbundorchester bewies seine vorzüglichen Leistungen. In zahlreichen Gemeinden bestehen bereits Bläserkapellen, und die Volksliedpflege macht überall große Fortschritte. Neben zahlreichen Standbüchereien bestehen 361 Wanderbüchereien mit rund 20.000 Bänden. Das statistische Amt des Volksbundes hat insbesondere in den Feststellungen über verstreutes oder verschüttetes Deutschtum große Erfolge aufzuweisen.

Auf dem Gebiete des Schulwesens sind, in Anbetracht der ungeheuren Schwierigkeiten seines Neubaues, zweifellos die größten Erfolge erzielt worden. Die Volksgruppe besitzt gegenwärtig 17 Volksschulen mit 32 Abteilungen und zählt darin 1482 Kinder. Zwei Gymnasien und vier Bürgerschulen mit 1300 Schülern — während weitere 1000 abgewiesen werden mußten — zeigen, welche Aufgaben hier noch zu lösen sind. In Nordsiebenbürgen und der Batschka übernahm die Volksgruppe zwei Lehrerbildungsanstalten, vier Gymnasien, fünf Bürgerschulen und zwei landwirtschaftliche Schulen. Die Volksgruppe besitzt nun sieben Erziehungsanstalten und Heime mit 537 Zöglingen.

In Schulungen der Frauenschaft wurden über 2000 Frauen geschult und über 1200 Frauen und Mädchen besuchten Kurse für Säuglingspflege. In 78 Gemeinden waren Sommerkindergärten errichtet und in 40 Gemeinden bestehen dauernd Kindergärten. Die Kinderlandverschickung umfaßt über 4000 Kinder und außerdem wurden mehrere hundert Kinder aus dem Karpatennotstandsgebiet nach deutschen Gemeinden Südungarns geholt.

Von besonderer Bedeutung ist die Entwicklung auf wirtschaftlichem Gebiete. Die landwirtschaftlichen Schulen in Bistritz und Futok erfuhren starken Ausbau, weitere landwirtschaftliche Schulen und Kurse sind im Entstehen. Das Genossenschaftswesen erfuhr eine wesentliche Stärkung durch Begründung der Genossenschaftszentrale Agronomia. Genaue statistische Erhebungen über die Erzeugungskraft der Volksgruppe sollen die Grundlagen für die künftige Produktionssteigerung geben. Ähnlich wird auch im Handel, Gewerbe, Industrie usw. die Arbeit gefördert und durch Aufbau der Fachgliederungen, Einrichtung von Kursen usw. für die Fortbildung und planmäßigen Einsatz gesorgt. Die in Nordsiebenbürgen und in der Batschka bestehenden Kreditinstitute und die in diesem Jahre erworbene Pécsvaráder Sparkasse und Bank A. G. stellen die ersten Finanzinstitute der Volksgruppe dar. Ihr Ausbau wird zu den wichtigen Aufgaben zählen.

Auch die deutsche Presse der Volksgruppe hat ungewöhnliche Fortschritte erzielt. Die beiden Tageszeitungen „Deutsche Zeitung" und „Deutsches Volksblatt", wovon erstere eine Auflage von 40.000 bis 50.000 erreicht hat, werden in ihrer Arbeit durch fünf Wochenblätter und den „Jungkameraden" als Monatsblatt sowie Fachzeitungen ergänzt. Dazu kommen Jahrbücher — die „Deutschen Forschungen in Ungarn" als Sammelpunkt für die wissenschaftlichen Publikationen —, Kalender, Einzelhefte usw. Die Gesamtauflage der in Ungarn wöchentlich oder zeitweilig erscheinenden deutschen Blätter übersteigt bereits 500 000. Schließlich sei noch das Hauptamt für Rechtsschutz und Amt der volksdeutschen Abgeordneten erwähnt, das rund 2000 Klagen und Beschwerden entgegengenommen und Gesetze und Verordnungen geprüft hat und in allen Fragen des Volkstumskampfes die Rechte der Volksgruppe und ihrer Mitglieder zu wahren hat.

Gerade diese letztere Aufgabe beweist aber mit schlagender Deutlichkeit, wie mangelhaft trotz der bisher geschaffenen rechtlichen Grundlagen durch zwischenstaatliche Abkommen und Anordnung der Volksgruppenorganisation in der Praxis der der Rechtsschutz ist, der dem einzelnen Volksdeutschen in seinem Bekenntnis zum Volkstum zukommt.

Es ist angesichts dieser mächtigen Entwicklung des Deutschtums in Ungarn nur als unerläßlicher Schritt zur Gewinnung des äußeren Ansehens wie der inneren Festigung der Volksgemeinschaft erforderlich, daß überall in den wichtigsten, inmitten der Siedlungsgebiete liegenden Städten ein „Deutsches Haus" zum Sammelpunkt für Arbeit und Feier ersteht. So ist nun auch in Ödenburg der Wunsch der Mitglieder des Volksbundes in Erfüllung gegangen, und das „Deutsche Haus" wird fortan alle deutschen Kräfte vereinen. Der Volksgruppenführer Dr. Basch kam zu dieser Feier, an der an die zehntausend Volksgenossen teilnahmen, nach Ödenburg und sprach dort beim Festakt, zu dem auch der Obergespan Paul v. Högyéssy und andere Vertreter der Behörden und der Stadtverwaltung erschienen waren. Er erinnerte daran, daß die deutschen Volksgruppen niemals in den vergangenen Jahren besser gewußt haben, was sie wollen, als heute unter ihrem Führer Adolf Hitler. Vor allem aber sei heute jedem Volksdeutschen bewußt, daß er aus Deutschland stamme, deutsch sei und deutsch bleiben müsse. Es sei aber auch recht und billig, daß das, was deutsch war und wieder deutsch werden wolle, deutsch werden müsse, während das, was

blutlich nicht zu uns gehöre, von uns auch nicht gewünscht werde. Dies gelte auch für alle, die auf dem Boden der Stadt Ödenburg wohnen. Denn dieses Ödenburg soll nicht nur die Civitas fidelissima sein (wie sie die Madjaren benennen), sondern auch eine Stadt der deutschen Treue. K.

Deutsche Volksgruppe in Kroatien

Die rechtliche Stellung der deutschen Volksgruppe in Kroatien war bereits wenige Wochen nach der Errichtung des Unabhängigen Staates Kroatien durch ein vorläufiges Gesetzesdekret des Poglavnik Dr. Ante Pavelić in großen Zügen festgelegt worden. Wir haben über diese ersten entscheidenden Maßnahmen in der Septemberfolge unserer Zeitschrift (Seite 168) berichtet. Nun ist in einem feierlichen Staatsakt das Gesetz über die Rechtsstellung des Führers der deutschen Volksgruppe, über den Gebrauch der deutschen Sprache und die Tätigkeit der Beamten deutscher Volkszugehörigkeit im kroatischen Staatsdienste vom kroatischen Staatsführer unterzeichnet worden. Dieses Gesetz stellt die notwendige Ergänzung der bisher erlassenen vorläufigen Verordnung vom 21. Juni d. J. und des Gesetzes über das deutsche Schulwesen in Kroatien dar. Es kann in seiner Art als vorbildliche Lösung der die Volksgruppe betreffenden Fragen bezeichnet werden und stellt eine verheißungsvolle Grundlage für die fernere Zusammenarbeit dar.

Durch das neue Gesetz erhält der Volksgruppenführer die Stellung und Befugnis eines dem Poglavnik unmittelbar verantwortlichen Staatsdirektors, der alle Maßnahmen für den Aufbau, die Festigung und Entwicklung der Volksgruppe in kultureller, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht zu treffen hat. Er besitzt somit im Rahmen der bestehenden Gesetze Verordnungsrecht.

Von besonderer Bedeutung sind die Bestimmungen über den Gebrauch der deutschen Sprache und der deutschen Symbole: Demnach werden alle staatlichen Verwaltungseinheiten, in denen der deutsche Bevölkerungsanteil mehr als 20 v. H. beträgt, doppelsprachig geführt. Als Amtssprache und Sprache für alle Verlautbarungen sowie Orts- und Straßennamen gelten Kroatisch und Deutsch nebeneinander. In allen Gebieten, in denen die deutsche Bevölkerung mehr als 10 v. H. der Gesamtbevölkerung erreicht, steht ihr das Recht zu, vor den Ämtern die deutsche Sprache zu gebrauchen. Alle Deutschen haben das Recht, unbehindert und überall die deutsche Sprache zu sprechen, die deutsche Fahne zu hissen und die Lieder der deutschen Nation zu singen. Vor- und Zunamen der Deutschen müssen in deutscher Form geschrieben werden. Die Ehre des deutschen Volkes, seiner Sprache und seiner Symbole genießt strafrechtlichen Schutz.

In den deutschen Siedlungsgebieten sollen möglichst volksdeutsche Beamte sowie in Gemeinden mit deutscher Mehrheit volksdeutsche Bürgermeister bestellt werden. Sie können nur auf Befürwortung des Volksgruppenführers eingesetzt werden. Den Amtseid leisten sie in deutscher Sprache mit dem Zusatz der Treueverpflichtung zum deutschen Volkstum und zum Führer.

In seiner in deutscher Sprache anläßlich des Staatsaktes gehaltenen Rede erklärte der Poglavnik, das kroatische Volk sei glücklich, seine Beziehungen zur deutschen Volksgruppe auf eine feste und brüderliche Grundlage gestellt zu haben, aber auch nicht weniger zum großen Führer des deutschen Volkes, der den Kampf gegen den größten Feind Deutschlands und zugleich Kroatiens führe. Der Volksgruppenführer Altgayer betonte, daß die Volksdeutschen sich ihrer Verpflichtungen gegen den kroatischen Staat bewußt seien.

Diese vorbildliche Zusammenarbeit, die zwischen der deutschen Volksgruppe und dem kroatischen Volke besteht, kam auch bei der Eröffnung des ersten Führerlehrganges der volksdeutschen Einsatzstaffel zum Ausdruck. Der feierliche Akt vollzog sich in Anwesenheit des Staatsführers Dr. Ante Pavelić sowie des Marschalls Kvaternik und der Mitglieder der Regierung. Der Staatsführer gab seiner Befriedigung darüber Ausdruck, daß die volksdeutsche Einsatzstaffel gemeinsam mit der Ustašamiliz ihre Heimat Kroatien mit Leben und Blut verteidigen wolle. Der Volksgruppenführer Altgayer mahnte die Mannschaft, sich als Vorkämpfer für die Erhaltung des deutschen Volkstums in Kroatien und erste Hüterin der deutsch-kroatischen Freundschaft zu fühlen. Hierauf erfolgte die Vereidigung auf den Führer und den Poglavnik. K.

DAS OPFER DER SOLDATEN VERPFLICHTET DIE HEIMAT ZUM OPFER.

BÜCHER ZUR VOLKSTUMSFRAGE

Zotz, Lothar F. — Richthofen, Frh. v.: Ist Böhmen-Mähren die Urheimat der Tschechen? Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1940. 66 Seiten.

Im tschechischen Volk hat der Mythos von der Urheimat der Tschechen in Böhmen starke Wurzeln geschlagen. Die Sage vom „Heiligen Berg" Rip, an dessen Fuß der sagenhafte tschechische Ahnherr Čech seinen Stamm, welcher den Kern des tschechischen Volkes in Böhmen bildete, angesiedelt haben soll, macht jene Höhe zu einem nationalen Wallfahrtsort, und doch hat die Sprachwissenschaft völlig eindeutig die altgermanische Herkunft des Wortes Rip (richtig Říp) nachgewiesen.

Die tschechische vorgeschichtliche Forschung hat ihrerseits den Glauben an die alte Vergangenheit der Slawen in Böhmen dadurch gestärkt, daß sie jenen die Lausitzer Kultur der mittleren Bronzezeit zuschrieb. Zu dieser Annahme sah sich Píč und andere Forscher dadurch verleitet, daß in Böhmen neben den Brandgräbern der Lausitzer Kultur auch Brandgräber (Urnenfelder) aus der frühslawischen Zeit (also 6. Jahrhundert) auftreten. Es wurde daraus auf die Kontinuität einer slawischen Besiedlung seit der Bronzezeit geschlossen. Diese Theorie, der nationale Wunschträume mehr oder minder weit entgegenkamen, fand nach dem Weltkrieg durch den tschechischen Anthropologen Matiegka eine allerdings nicht durch ernste wissenschaftliche Belege gestützte Vertretung. Matiegka verstieg sich ja auch dazu, die Markomannen aus der Frühgeschichte Böhmens verschwinden zu lassen und die germanischen Funde aus dem 1. bis 5. Jahrhundert als die einer „slawisch-römischen Periode" zu bezeichnen. Diese auf politische Ziele zugeschnittene „Wissenschaft" fand schon 1925 durch den Referenten in seinem Buch „Die Tschechoslowakei" eine gebührende Anprangerung. Da Matiegka durch ein amerikanisches Forschungsinstitut seine in englischer Sprache geschriebene Arbeit verbreiten ließ, wirkte sie sich besonders schädlich und verwirrend in den deutschfeindlichen Westländern aus. Zur Ehre der tschechischen Vorgeschichtsforschung der letzten Jahrzehnte muß aber festgestellt werden, daß sich in ihr auch objektive Gelehrte fanden, welche die Verbindung der Slawen mit der Kultur der Urnenfelder als verfehlt erklärten (H. Červinka und Dr. Španí1) und Beweise dafür erbrachten, daß kein entwicklungsgeschichtlicher Zusammenhang zwischen den Brandgräbern der Bronzezeit, jenen der La-Tène-Kultur und der römischen und frühslawischen Zeit bestehe.

Da aber trotzdem von Prag aus, und zwar durch den Ukrainer Borkovský, versucht wurde, der Lehre vom Erstgeburtrecht der Tschechen in Böhmen wissenschaftliche Begründungen zu geben, taten sich die Verfasser dieser Schrift, die Professoren für Vorgeschichte an der Universität Prag und Königsberg, zusammen, um in einer völlig objektiven und standfesten Beweisführung die Unhaltbarkeit aller einschlägigen Anschauungen Borkovskýs ausführlich nachzuweisen. Sie kommen zu dem Schluß, daß alle Versuche, das Alter der slawischen Besiedlung der Sudetenländer über Gebühr heraufzusetzen, von Grund aus verfehlt sind. Böhmen und Mähren gehören ebensowenig wie die Nachbargebiete und überhaupt irgendwelche Teile von Mitteleuropa zur Urheimat der Tschechen, Polen oder anderer Slawen.

Hugo Hassinger

Der „DJ.-Führer". Hauptverlag der Deutschen Volksgruppe in Rumänien, Hermannstadt.

Die Deutsche Volksgruppe in Rumänien hat als Organ der Landesjugendführung eine neue Zeitschrift herausgegeben. Dem ersten Heft hat Volksgruppenführer Andreas Schmidt ein Geleitwort beigegeben, während der Landesjugendführer Willi Depner, der auch für die Leitung der Zeitschrift zeichnet, über „Ein Jahr Jugenddienstpflicht" berichtet. Dankwart Reißenberger, der gegenwärtig in Vertretung von Gerhard Martin mit der Schriftleitung beauftragt ist, bringt programmatische Ausführungen über die „Deutsche Jugend" als Erziehungsfaktor, und Melitta Baier bespricht die Ziele der Mädelarbeit. Berichte über das Leben der Volksgruppe, ihr Kulturschaffen und Einzelheiten aus der Jugendarbeit, ebenso wie kurze politische Monatsübersichten ergänzen das reichhaltige Bild dieser Zeitschrift, die neuerlich Zeugnis gibt von der Tatkraft der deutschen Volksgruppe in Rumänien.

F. Kraus

Volkstum im Süd-Osten

Dezember-Folge 1941 Heftpreis RM —.40

Volkstum im Südosten

Volkspolitische Monatsschrift

Früher „Grenzland", Zeitschrift für deutsche Schutz- und Kulturarbeit des Deutschen Schulvereins Südmark / 18. Jahrgang

Schriftleiter: Felix Kraus

Verlag und Druck: Wiener Verlagsgesellschaft m.b.H. (Verlagsleitung: Betriebsführer Ernst Sopper), Wien 82, Niederhofstraße 37. — Die Zeitschrift erscheint am 15. eines jeden Monats. — Bezugspreis im Jahr RM 4.— (einschl. 20 Rpf. Postzeitungsgebühr). Alle Zuschriften, die Schriftleitung betreffend, sind an Felix Kraus, Wien 65, Fuhrmannsgasse 18 (B 4 85 44) zu richten. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet. — Derzeit Anzeigenpreisliste Nr. 1 vom 11. Jänner 1939 gültig.

Inhalt des Dezember-Heftes 1941

Jahr des Umbruchs

Das Jahr, das sich dem Ende zuneigt, hat den Südosten Europas tiefer, als es je in verflossenen Zeiten geschehen war, der Mitte des Erdteils verknüpft. Auf der einen Seite ist durch das klare politische Bekenntnis von Staaten und Völkern zu den Achsenmächten, die eine neue Ordnung aufzubauen gewillt sind — und dazu auch die Kraft besitzen —, die Gemeinsamkeit einer Verantwortung für Europa geschaffen. Auf der anderen Seite bereiteten aber gerade die bitteren Folgen militärischer Niederlage derer, die sich als Werkzeug der europäische Gemeinschaft um jeden Preis störenden Kräfte mißbrauchen ließen, die Möglichkeit für die Einsicht vor, daß selbst verlockendste Versprechungen raumfremder Mächte den Zwang geographischer Lage und volklicher Voraussetzungen nicht aufzuheben oder aufgedrängten Hilfeversprechungen keinen Wirklichkeitswert verleihen.

Für diesen Teil der Südostvölker bedeutete das Jahr 1941 das schwarze Jahr des Zusammenbruches von Illusionen. Aber es ist auch für sie, ob sie es heute schon erkennen oder nicht, ein Jahr des Umbruches und der Wende, weil sie durch diese Katastrophe aus verhängnisvollen Bindungen gelöst wurden, die sie ihrer europäischen Verantwortung entfremdet hatten. Das Entscheidende dabei bleibt, daß die neue Lage sie nunmehr zwingt, um ihrer Existenz willen sich an der ihnen als Volk unter Völkern ihrem wirklichen Werte entsprechenden Stelle in den größeren Raum zu fügen, der eindeutig nach der Mitte des Kontinents und seinen Kräften ausgerichtet ist. Damit werden sie, ganz unabhängig vom eigenen Wollen, schrittweise auch an den geistigen Grundideen des neuen Europas Anteil nehmen müssen.

Dem einen wie dem anderen Teile ist, wenn auch aus völlig verschiedener Schau, das ungeheure Erlebnis eines in kurzen Wochen jede Gegenwehr zerschlagenden Feldzuges der deutschen Wehrmacht geworden. Damit ist in diesem Raum über 250 Jahre hinweg der Glanz deutscher Waffen wieder unmittelbar lebendig geworden. Gleichzeitig ist aber auch die Forderung nach dem „Lebensraum" aus dem Bereiche strittiger Fragen in die nüchterne Wirklichkeit getreten. Dazu hat das einzigartige Bild, das viele Millionen von Bewohnern des Südostraumes von der blitzartig über alle Straßen rollenden deutschen Wehrmacht in sich aufgenommen haben, nicht wenig beigetragen und geholfen, manche Illusion europaferner Selbstüberschätzung als Ergebnis jahrelanger politischer Überhitzung in sich zusammenschrumpfen zu lassen. Man lernte daraus verstehen, daß dieses gewaltige Reich die Sicherheit der aus der Mitte des Erdteiles auslaufenden Verkehrslinien, denen der größte Strom Europas den Weg im Südosten vorzeichnet, nicht von irgendwelchen raumfremden Mächten hörigen Elementen gefährden lassen kann. Damit ist jeder von den Verderbern Europas immer wieder geschürte, selbstsüchtige Regionalismus auch in diesem Raume als widernatürlich gekennzeichnet, den Kräften der Erneuerung und des Aufbaues innerhalb der Völker des Südostens aber der Weg gewiesen. Gleichzeitig gewinnt die „Brückenstellung" der deutschen Volksgruppen neue, vertiefte Bedeutung.

Die tiefen Erschütterungen, die alle Völker des Südostraumes in diesem schicksalschweren Jahre allein durch die Tatsache der rechtzeitig gelungenen Abwehr des größten und furchtbarsten Vernichtungsstoßes zerstörender asiatischer Gewalten erlebten, hat aber auch die Fragwürdigkeit des eigenen Schutzes mittlerer und kleiner Völker gegen Gefahren solchen Ausmaßes erwiesen. Ein auf sich allein gestelltes, diesem Stoß wehrlos preisgegebenes Südosteuropa hätte als offene Flanke des Kernraumes die große Aufgabe des deutschen Volkes, die bolschewistische Pest ein für allemal aus Europa zu bannen, ernstlich gefährden können. Jetzt, am Ausgange des Jahres, zeichnen sich bereits die Wirkungen dieses einmaligen, siegreich durchgeführten Geschehens ab: der Südostraum des Erdteiles gewinnt durch das Vortragen der Grenzen Europas in den ihm

bisher nur geographisch zugerechneten, aber seiner Gestaltungskraft verschlossenen *Osten* neue Aufgaben. Waren jahrhundertelang insbesondere die Beckenlandschaften *Pannoniens*, als „*Vorhof Europas*" im Südosten, infolge der Schwäche der sich in inneren Kämpfen zermürbenden Mitte des Erdteils sozusagen der *Schutzraum*, an dem sich, vermöge der Zähigkeit von Sendungsgedanken, die Anstürme asiatischer Vorstöße brachen, so ist der Südosten nun nach Ausrottung der vom Osten drohenden Gefahr *aus dieser Grenzaufgabe gelöst* und wächst um so tiefer in das Gefüge Europas hinein.

Diese Erkenntnisse mögen heute erst vereinzelt ins Bewußtsein der Völker treten. Sie sind aber dafür aufnahmebereit, und dies um so mehr, weil die *inneren Fronten nirgends erstarrt* sind oder überalterte, auf ihren ererbten Besitz pochende, satte Bürgerschichten als Träger des politischen und kulturellen Lebens sich der Entwicklung entgegenzustellen wagen können, in der Hoffnung, es werde wieder alles, „*wie es früher war*", und man brauche daher nur abzuwarten.

Noch ein Letztes sei als bedeutsames Zeichen sich anbahnender Gemeinsamkeit trotz vieler noch vorhandener Spannungen hervorgehoben: die sich langsam auch im Südosten schließende *Front gegen das Judentum*. Auch hier zeichnen sich trotz aller örtlichen Widerstände gleichgerichtete Vorgänge ab. Es ist der Kampf gegen die *Ausbeuter* und damit die *politischen Verderber*, der überall von den trotz der Unterdrückung im Kern gesund gebliebenen echten Kräften der Völker aufgenommen wird. Auch diese Gemeinsamkeit muß im weiteren Verlaufe die *Völker untereinander näherbringen* und aus der Erkenntnis gemeinsamer Aufgaben die Spannungen schwinden lassen.

Wir sehen das eben ausgehende Jahr als den *Ausgangspunkt neuer Gestaltungen*. Morsches, in die Irre Gegangenes fällt. Das Morgen gilt der Arbeit am „*Neuen Europa*".

K.

Der rumänische Nationalismus auf neuen Wegen

Von Dr. Franz *Ronneberger*

Das Abstammungsproblem als Ausdruck des Strebens nach einem *geschlossenen Geschichtsbild* hat im Hinblick auf die Entwicklung des Nationalismus bei fast allen Völkern des Donau- und Balkanraumes gerade in neuerer Zeit eine hochaktuelle Bedeutung erlangt. Während das Problem des *rumänischen Nationalismus* zur Zeit seiner Prägung nach der Befreiung von der türkischen Herrschaft aufs engste mit der *Abstammungslehre* verquickt war und es naturgemäß auch heute noch ist, trat dieses Moment bei den *slawischen* Völkern des Balkans zunächst nicht in dem Maße in Erscheinung. Erst die letzten zwanzig Jahre haben in *Bulgarien* und *Kroatien* eine Verlagerung des Schwerpunktes vom gesamtslawischen zum *eigenständig nationalen Ideal* mit sich gebracht und die Frage der Abstammung stärker in den Vordergrund gestellt.

Vor allem bei der Prägung des *kroatischen Nationalismus* ist das *Abstammungsproblem* geradezu entscheidend geworden. Während sich innerhalb der slawischen Völker Südosteuropas eine Art Dissimilierung des Nationalismus vollzieht, wie wir in vorhergehenden Ausführungen bereits darlegten, entspricht diesem Prozeß beim rumänischen Nationalismus eine gewisse Lösung aus geschichtlich und politisch bedingter Starrheit und Verkrampfung gegenüber dem „Slawentum". Beide Erscheinungen stehen in enger Beziehung zueinander und bedingen sich gegenseitig.

Auf die *rumänische Abstammungslehre* soll hier nicht eingegangen werden. Dieses Kapitel ist, besonders was die deutsche Forschung anlangt, mit den Feststellungen *Gamillschegs* im ersten Heft der „Südostforschungen" vom Jahre 1940 zu einem vorläufigen Ab-



schluß gebracht. Die Bedeutung der „Romanität" und „Latinität" für die Entwicklung des rumänischen Nationalismus steht außer Frage. Doch die Notwendigkeit des politischen Lebenskampfes hat das rumänische Volk im Laufe der Jahrzehnte vor und nach dem Weltkrieg schwierigen Aufgaben gegenübergestellt, bei denen neben der Latinität auch andere Gesichtspunkte in den Vordergrund traten. Es sind dies vor allem die formenden Kräfte der Nachbarschaft, der Integritätstheorie und der völkischen Erneuerung.

Es bedarf keiner eigenen Begründung, daß das politische Bewußtsein eines Volkes und der Nationalismus wesentlich mitbestimmt werden von Gefühlen und Erlebnissen, die sich aus dem Verhältnis zu den Nachbarvölkern ergeben. Je nach der geopolitischen Lage eines Landes wirken sich diese Momente entweder nur am Rande oder im Lebenszentrum aus. Bei einem Volk der Mitte, wie dem deutschen, können die Einflüsse von draußen bisweilen sogar den angestammten Nationalismus unmittelbar beeinflussen und überwuchern, wie dies in der geschichtlichen Auseinandersetzung mit dem Westen mehrfach der Fall war. Aber anderseits zeigt auch gerade das deutsche Beispiel, daß es sich hier nicht um feste, sondern um äußerst variable Größen handelt. Bei Veränderungen im politischen Gesamtgefüge können Zeiten der Überfremdung solche völliger Beziehungslosigkeit und organischer Eigenentwicklung ablösen.

Rumäniens Geschichte ist durch die Nachbarschaft mit dem gewaltigen slawischen Massiv Rußlands und den südslawischen Nachbarvölkern der Bulgaren und Serben gekennzeichnet. Während sich die Volks- und Staatsgrenzen nach Süden und Südwesten mit Ausnahme des Vielvölker-Durchzugsgebietes der Dobrudscha schon in frühester geschichtlicher Zeit des Entstehens der Völker des Donau- und Balkanraumes klärten und nur unbedeutende Verschiebungen erfuhren, und während vor allem in der Osmanenzeit das Nachbarschaftsverhältnis zwischen Rumänen und Bulgaren ein durchaus positives und konstruktives war, erwiesen sich die Grenzen nach dem Nordosten an Pruth, Dnjestr und Bug stets als gefährdet und bedroht. Schon vor der eigentlichen russischen Expansion zum Schwarzen Meer im 17. Jahrhundert lauerten die Gefahren für den Bestand des rumänischen Volkes und der staatlichen Gliederungsversuche in seinem Gebiet stets in den unendlichen Weiten der Steppen und Wälder Asiens. Bessarabien ist historisch das Einfallstor aller Völker, die sich vom asiatischen und vom Schwarzmeer-Wolga-Raum her nach dem Balkan und nach Europa ergossen. Entscheidend jedoch dürfte sich die Tatsache ausgewirkt haben, daß mit dem allmählichen Erwachen eines eigenen rumänischen Volksbewußtseins zeitlich die Erstarkung und der Drang Rußlands nach dem Schwarzen Meer zusammenfielen. Das rumänische Volk sah sich so eingekeilt zwischen der riesigen slawischen Macht Rußlands und jenen slawischen Kleinvölkern des Balkans, auf die sich sowohl politische Propaganda wie konkret militärische Erwägungen der russischen Herrscher in Angriffsabsichten gegen die Türkei, aber auch gegen den Westen stützten.

Auf diesem geschichtlichen Hintergrund erwuchs die Kontinuitätstheorie von der Romanität und Latinität des rumänischen Volkes. Sie fand billige Nahrung in den politischen Bestrebungen der Westmächte im 19. Jahrhundert ebenso wie in der Nachweltkriegszeit. Aus einer Frage der wissenschaftlichen Forschung wurde sehr bald ein politisches Schlagwort, das sowohl den Charakter der Abwehr wie des Angriffs aufwies. Die Latinität wurde vor allem von Frankreich aufgegriffen, das in den Hochzeiten des französischen politischen und kulturellen Einflusses Rumänien als den Hort der französischen Zivilisation im slawischen Meer des Ostens mit wichtigen Sendungsaufgaben betraute.

Es steht außer Frage, daß in einer gewissen, damals politisch führenden bürgerlichen Schicht diese Vokabeln gerne gehört wurden und daß der rumänische Nationalismus somit eindeutig allgemein antislawische Züge annahm. Diese Tendenz kam außerdem der antirevisionistischen Balkanpaktpolitik sehr entgegen, stieß aber doch immer wieder auf zahlreiche innere Widersprüche. Während man sich nach der einen Seite als unversöhnlich „antislawisch", ja „slawenfeindlich" gab, paktierte man nach der anderen Richtung mit dem

slawischen Polen gegen die Sowjetunion. Wäre man ehrlich gewesen, so hätte es niemals verborgen bleiben können, daß die antislawische Einstellung im Grunde nur gegen die russische Macht gerichtet sein konnte, denn hier lagen ja tatsächlich völkische und politische Bedrohungen vor, die es von seiten des Bulgarentums niemals gegeben hatte und die auch in Zukunft nicht zu erwarten waren. Es ist daher durchaus folgerichtig gewesen, daß im Augenblick des staatlichen Notstandes sich die rumänische Regierung an den Verhandlungstisch mit den bulgarischen Vertretern setzte und in Craiova über die Abtretung der Süddobrudscha verhandelte. Auf diese Weise kam diese erfolgreiche, auf zwischenstaatlicher Aussprache beruhende Grenzänderung Südosteuropas zustande.

Die nationalen Kräfte des rumänischen Volkes, die nach der Revolution vom September 1940 zur Macht gelangten, wußten, daß, falls der rumänische Nationalismus überhaupt ein antislawisches Moment beherbergt, dieses sich nur gegen Norden wenden konnte. Es ist bezeichnend, daß die wiederholten sowjetischen Vorstöße diplomatischer und militärischer Art, die der Besetzung Bessarabiens und der Nordbukowina vorausgingen, bei der Masse der rumänischen Bevölkerung geradezu eine Panikstimmung hervorriefen, wie sie sonst durch keine andere Bedrohung ausgelöst zu werden pflegt. Im gleichen Maße wuchs der Widerstand gegen diese Gefahr. Je mehr nun in den folgenden Monaten das Gedankengut der rumänischen Erneuerung, die den Kampf gegen den Bolschewismus auf ihre Fahnen geschrieben hatte, im Volke Eingang fand, formte sich die Abwehrfront gegen den russischen Bolschewismus im Sinne eines neuen typenprägenden nationalen Charakterzuges. Es entspricht somit einer inneren Gesetzmäßigkeit, daß sich die rumänische Armee in vorderster Linie der Abwehrfront gegen den bolschewistischen Angriff auf Europa eingereiht hat.

Mit der Zerschlagung der Sowjetarmee und der Ausrottung der Sowjetherrschaft ist für das Bewußtsein des rumänischen Volkes ein ungeheurer Druck von Jahrhunderten gewichen. Das rumänische Volk braucht nicht mehr in Sorge und Angst nach den nördlichen Grenzen zu schauen, sondern es steht nunmehr jenseits seiner historischen Grenze am Dnjestr vor einer gewaltigen Kulturaufgabe in Transnistrien. Gleichzeitig kann sich das rumänische Volk in der neuen europäischen Schicksals- und Arbeitsgemeinschaft geborgen fühlen, in die es sich freiwillig hineingestellt hat. Mit dieser Entwicklung wird sich das Verhältnis zwischen Rumänen- und Slawentum grundlegend ändern können. Die Abwehrstellung kann zugunsten eines freien und offenen Nebeneinander aufgegeben werden. Besonders im Verhältnis zum bulgarischen Volke wird sich die Wandlung, in der sich der bulgarische Nationalismus befindet, auswirken (siehe unsere Betrachtungen im Novemberheft). Die enge historische Arbeits- und Kampfgemeinschaft zwischen beiden Völkern kann wieder in ihre Rechte eintreten. Nach der Bereinigung der Dobrudschafrage besteht rumänischerseits keine Notwendigkeit mehr zur Abwehr des bulgarischen Revisionismus, während umgekehrt ein rumänischer Revisionismus in dieser Richtung weder aus historischen noch aus völkischen Erwägungen zu erwarten ist.

Der Wandlung des rumänischen Nationalismus auf seiner nach außen gerichteten Seite entsprechen bemerkenswerte Veränderungen seiner inneren Struktur. Der Verlust Bessarabiens und der Nordbukowina 1940 an die Sowjetunion zerstörten die bis dahin von der rumänischen Führung vertretene Integritätstheorie und bedeuteten daher nicht nur eine materielle Einbuße an Land und Menschen, sondern mehr noch den Zusammenbruch einer zwanzigjährigen Geisteshaltung, die den rumänischen Nationalismus entscheidend bestimmt hatte. Der Mangel eines einheitlichen und klaren großrumänischen politischen Volksbegriffes bei der Schaffung Großrumäniens 1919 durch die Westmächte konnte auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Die historisch, völkisch und landschaftlich bedingten Sonderstellungen der einzelnen Landesteile, die jetzt zu einem Staat zusammengeführt wurden, sollten durch einen straffen Zentralismus in Anlehnung an das westlerische

Vorbild ausgeglichen werden. Gerade aber dieses Mittel versagte und rief ernste Krisen hervor. Als nach den Ereignissen des Jahres 1938 der Revisionsgedanke allgemein an Zugkraft und Gefährlichkeit für die Versailler Systemstaaten gewann, sah sich die rumänische Staatsführung veranlaßt, diesem Revisionismus mit einer angeblich konstruktiven Idee entgegenzutreten. In den Neujahrsreden des rumänischen Staatsoberhauptes 1939 und 1940 traten folgende Gesichtspunkte hervor: Carol II. unterstrich, daß das heutige Rumänien keineswegs auf den Grenzen der Friedensverträge von Trianon und Neuilly beruhe, sondern auf den „freien" Zustimmungserklärungen durch die Nationalversammlungen in den neuerworbenen Gebieten, sich mit Altrumänien vereinigen zu wollen. Der Revisionismus, der sich gegen das System von Versailles richte, müsse daher an den rumänischen Grenzen abprallen. Gleichzeitig ging Carol auf die Integrität des rumänischen Staatsgebietes ein. Die Integrität der rumänischen Grenzen sei unantastbar aus Prinzip. Rumänien müsse sich jeder freiwilligen oder gewaltsamen Revision widersetzen, denn das Prinzip der Integrität binde die Staatsführung, die sich nicht darüber hinwegsetzen könne. Worauf sich diese Integrität jedoch gründe, das kam weder in den Reden Carols noch denen seiner Minister zum Ausdruck. Es muß daher angesichts der sonstigen politischen Einstellung dieses Regimes angenommen werden, daß diesem Gedanken nur die Vorstellung von der Unveränderlichkeit des Staatssystems der Versailler Ordnung zugrunde lag. Damit wäre jedoch auch der Versuch, die rumänischen Grenzen als Ausdruck des „freien Willensentschlusses der Bevölkerung" zu begründen, hinfällig. Auf jeden Fall — und dies dürfte für unsere vorliegende Betrachtung entscheidend sein — erschöpfte sich die Integritätstheorie im rein Formalen. Die Auswirkung auf den rumänischen Nationalismus konnte daher nur eine negative sein, denn als „integer" wurde ja nicht die Ordnung des Volkes, sondern das Staatsgebiet nach außen bezeichnet. Die Entstehung eines großrumänischen Volksbegriffes wurde durch eine solche Auffassung nicht gefördert, sondern gehemmt.

Die Kräfte im rumänischen Volke, die dem Carolschen System politisch den Kampf angesagt hatten, mußten somit notwendigerweise auch Träger einer gegen die Integritätslehre gerichteten Idee werden. Carol wandte sich im Grunde nicht an die Rumänen, sondern bestenfalls an die Bevölkerung Großrumäniens. Die Erneuerungsbewegungen dagegen suchten und fanden den Ansatzpunkt eines neuen rumänischen Nationalismus in der Idee der Nationswerdung von unten nach oben, in der Erweckung des Bauern zum bewußten Mitglied der Volksfamilie, in der Schaffung eines neuen weltanschaulich gleichgerichteten Volkes überhaupt. Indem man dem Rumänentum gleicherweise verpflichtende Ideale auferlegte, überwand man die trennenden Schranken historischer und landschaftlicher Gebundenheit. Auf diesem Fundament konnte nunmehr ein echter großrumänischer Nationalismus erwachsen, der unabhängig war von den Grenzen des Staates.

Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, daß, wenn dieses Fundament nicht schon im Augenblick des Niederganges des Carolschen Systems bestanden hätte, der Zusammenbruch Rumäniens im Hochsommer 1940 ein totaler gewesen wäre. So aber konnte sich auf den Ruinen des einstigen großrumänischen Staates alsbald ein neues Gebäude erheben, daß zwar territorial enger, aber politisch und ideell wesentlich geschlossener und gefestigter war. Das was in zwanzigjähriger scheinbarer Glanzzeit nicht erreicht werden konnte — der Zusammenschluß der Landschaften zu einem Ganzen durch einen einheitlichen Nationalismus des rumänischen Volkes —, das erwuchs in der Not aus dem begeisterten Einsatz der rumänischen Jugend. Das Schwergewicht dieses neuen rumänischen Nationalismus ist nicht mehr nach außen in antislawischer oder antirevisionistischer Verkrampfung gerichtet, sondern dieser Nationalismus wendet sich an die Gesamtheit der rumänischen Menschen, die Werte des nationalen Bestandes im sozialen Gewissen und in einer neuen europäischen geistigen Schau zu suchen.

Zur Judenfrage in der Slowakei

Von Max Udo Kasparek, Deutsch-Proben

Wir haben bisher in unserer Zeitschrift in Beiträgen von Dr. R. Busch-Zantner (Jahrgang 1940, Seite 199, und Jahrgang 1941, Seite 161) einen Überblick über das Judentum in der Slowakei geboten, in der Absicht, damit insbesondere die Maßnahmen des slowakischen Staates zu zeigen, die zur Befreiung aus der zu einer furchtbaren Gefahr für Volk und Staat angewachsenen Durchdringung des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens durch das Judentum ergriffen werden. Im vorliegenden Beitrag, den wir einem langjährigen, bewährten Mitstreiter der karpatendeutschen Volksgruppe verdanken, soll im Rückblick das lawinenartige Anwachsen der jüdischen Gefahr im Karpatenraum am Beispiel der heutigen Slowakei gezeigt werden.

Die Slowakei war seit jeher ein bevorzugtes Durchzugsland für die nach dem Westen wandernden Ostjuden. In der alten Monarchie war hier die erste Station der aus Galizien und Russisch-Polen, später aus der Karpaten-Ukraine einströmenden Juden. Hier wurden sie europäisiert, legten Kaftan, Pajes und Schabesdeckel, die Jüdinnen die Perücken ab, um in Wien, Budapest oder Prag besser im Brei der Großstadt unterzutauchen. Wie oft war der Vater noch ein armer „Schnorrer“, das ist jüdischer Bettler, der mit einem zweiten Weggenossen bettelnd von einem Judenhaus zum anderen nach dem Westen zog. Witterte er Geschäfte, dann ließ er sich nieder, wurde Händler, Hofjud auf einem Großgrundbesitz oder — wenn es sein mußte — auch Bäcker, Schneider, Fleischer oder Gastwirt. Seine Kinder aber studierten fast durchwegs; sie wurden Ärzte und Rechtsanwälte in einer der Kleinstädte oder wanderten, dem allgemeinen Zuge folgend, ebenfalls weiter westwärts.

So ist in einem erstaunlich kurzen Zeitraum eine Unterwanderung des reichen Karpatenvorlandes auf dem Boden der heutigen Slowakei erfolgt. Die unmittelbar Betroffenen waren in den Städten, wohin die Juden immer mehr drängten, die Deutschen, die nun durch die neuentstehende Mittelschicht aus ihrer jahrhundertelang gehaltenen Stellung gedrängt wurden. Das Madjarentum schien zunächst der Nutznießer zu sein, da damit die Assimilationsbewegung nur noch gefördert wurde und die Madjarisierung der Städte reißende Fortschritte machte. Das Slowakentum, dem die Masse des bäuerlichen Volkes angehörte, war in diesem Stadium vor allem durch die Verjudung des Handels getroffen und mußte die Ausbeutung ertragen. Auf die Dauer allerdings erwies sich das Judentum auch für das slowakische Volkstum als geradezu tödliche Gefahr.

Neben diesem großen Zuge kann man innerhalb des Landes ununterbrochen Binnenwanderungen der Juden beobachten. Rastlos ziehen diese ewig Heimatlosen herum. Verhältnismäßig klein ist in der Slowakei aber die Zahl der Städte, die alte Judengemeinden haben. Blühte eine Stadt oder Gegend auf oder wurde sie dem Verkehr erschlossen, so sind die Juden mit einem Schlage da und bleiben, solange es hier zu verdienen gibt. Aber ebenso schnell verlassen sie die ausgesaugten und wirtschaftlich ruinierten Orte. Einige Beispiele für viele: In Deutschendorf gab es 1869 1,4 v. H. Juden. 1873 wurde die Kaschau-Oderberg-Bahn gebaut und 1900 erreichten sie bereits 13,2 v. H. der Gesamtbevölkerung dieser Stadt. Sie fühlten sich hier wohl und brachten es 1930 auf 15,3 v. H.! Ähnlich sah es in Tyrnau aus. Mit der Industrialisierung wuchs ihre Zahl: 1880 waren hier 541, im Jahre 1910 1050 und 1930 1166 Juden. Hunsdorf hingegen sinkt zur Bedeutungslosigkeit herab, die Juden wandern aus. Im Jahre 1910 lebten hier unter 1265 Einwohnern 420 Juden, 1930 unter 1606 Einwohnern nur mehr 194 Juden. Im Jahre 1910 sind es 3,3 v. H., zwanzig Jahre später nur mehr 1,2 v. H. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff.

Noch deutlicher zeigt eine Zusammenstellung der größeren Orte der Zips die Zu- und Abnahme der Juden. Sie sind hier ein genauer Wertmesser des wirtschaftlichen Gedeihens dieser Orte.

Zu- und Abnahme der Juden in den Zipser Städten

Ort:	1869 bis 1900	1900 bis 1910
	v. H. der Bevölkerung	
Zipser Bela	+ 382,7	+ 25,5
Dobschau	+ 816,7	+ 32,7
Göllnitz	+ 600,8	+ 60,9
Käsmark	+ 233,4	+ 15,8
Kirchdrauf	+ 34,3	+ 32,0
Leibitz	+ 46,5	— 22,2
Leutschau	+ 75,9	+ 1,3
Zipser Neudorf	+ 293,5	+ 6,6
Deutschendorf	+ 1240,0	+ 47,9
Wallendorf	+ 15,8	+ 17,3
Gesamte Zips	+ 51,6	+ 3,3

Selten nur brachte die Bevölkerung von innen heraus einen gesunden Abwehrwillen auf, der es ihr ermöglichte, sich der Schmarotzer zu erwehren. Wo allerdings Nüchternheit und Genügsamkeit sich mit entsprechender Intelligenz paarten, kamen die Juden nicht auf. So hatte die Bergstadt Krickerhäu mit ihrer deutschen Mehrheit im Jahre 1880 bei 3137 Einwohnern 6 Juden, im Jahre 1910 bei 4248 Bewohnern erst 10 und 1930 bei 10 442 Einwohnern nur 68 Juden. Hier war also trotz des unleugbaren Wirtschaftsaufstieges kein Boden für jüdische Geschäftsmethoden und daher mieden die Juden diese für sie „unfruchtbare" Gegend.

Neben dieser mehr individuellen Wanderungsbewegung, die ausschließlich dem „Geschäftsbedürfnis" und dem Spürsinn des einzelnen Juden entspricht, zeichnet sich aber deutlich eine allgemeine Richtung dieser Binnenwanderungen ab. Man kann beobachten, daß die Juden mehr und mehr die isolierte Ansiedlung, die ihnen scheinbar infolge des stärkeren Widerstandes der Bevölkerung nicht genug Geschäftsmöglichkeiten oder auch Sicherheit bot, verlassen und sich in Städten und Handelszentren zusammenballen. Auch dies ist ein weiterer Beweis dafür, daß sie selbst nach „Einbürgerung" in einem Lande stets Fremde bleiben und auch gar keinen Zusammenhang mit der Umwelt suchen, sondern sie ausschließlich als Objekt für ihre Erwerbstätigkeit ansehen.

In der Zips gab es im Jahre 1880 nur 16 Ortschaften ohne Juden. Im Jahre 1910 waren es aber schon 41! Dafür wohnten aber in den Städten dieses Gebietes, die über 1000 Einwohner zählen, im Jahre 1880 insgesamt 3628, während sich 1910 bereits 6004 Juden dort aufhielten. Statt 61,06 v. H. befanden sich also bereits 80,32 v. H. in diesen Orten. Im Jahre 1880 hatte erst ein Ort der Zips — Käsmark — mehr als 500 Juden, im Jahre 1910 waren es bereits zwei Orte, in denen 500 bis 1000 Juden lebten (Neudorf 661, Leutschau 718), und Käsmark hatte bereits 1050 Juden!

Sehr aufschlußreich sind die folgenden Zahlen, die beweisen, daß es sich dabei nicht um Sondererscheinungen handelt, sondern daß in diesen Veränderungen eine planmäßige Bewegung liegt, die für das ganze Gebiet der Slowakei Gültigkeit besitzt. Die Abnahme im Jahre 1930 ist nur eine scheinbare, da sich nach dem Jahre 1918 viele Juden nicht mehr zur israelitischen Religion bekannten und die Zählungsergebnisse nur nach dem Glaubensbekenntnis erfolgten. Daneben mag sich wohl auch die Abwanderung nach den Ländern Böhmen und Mähren auswirken.

Zahl der Juden in einigen Städten der Slowakei

Ort:	1825 Einwohner	Juden	v. H.	1869 Einwohner	Juden	v. H.	1910 Einwohner	Juden	v. H.	1930 Einwohner	Juden	v. H.
Preßburg	37 180	3197	8,6	46 540	4552	9,8	78 223	8207	10,5	123 844	14 882	12,0
Schemnitz	18 464	—	—	14 029	93	0,6	15 185	527	3,5	13 395	389	2,9
Bösing	4 651	216	4,6	4 338	362	8,4	4 809	359	7,5	6 079	418	6,9
Neusohl	5 214	—	—	5 950	247	4,2	10 776	1260	11,7	11 347	1 092	9,6
Granbries	3 827	—	—	3 793	32	0,8	4 179	184	4,4	4 664	159	3,4
Karpfen	3 461	—	—	3 742	66	1,8	4 026	109	2,7	5 103	138	2,7
Kremnitz	4 944	—	—	3 895	105	2,7	4 515	297	6,6	5 389	293	5,5
Modern	3 859	11	—	5 066	74	1,4	5 009	131	2,6	5 685	91	1,6
Tyrnau	6 626	97	1,5	9 737	819	8,4	15 163	2126	14,0	23 948	2 728	11,4
Neutra	6 179	1390	22,2	10 683	3141	29,4	16 419	3674	22,4	21 283	3 809	17,9
Rosenberg	2 532	5	0,2	6 142	398	6,5	12 249	1063	8,7	15 663	873	5,6
Skalitz	6 092	166	2,7	5 278	260	4,9	5 018	163	3,8	5 309	104	1,9
Trentschin	3 405	419	12,3	3 949	989	25,0	7 805	1301	16,7	11 809	1 539	13,0
Königsberg	2 830	—	—	4 269	40	0,9	4 813	76	1,6	5 076	50	1,0
Altsohl	2 079	—	—	2 201	119	5,4	8 799	611	6,9	11 214	527	4,7
Sillein	2 432	12	0,5	2 870	405	14,1	9 179	1467	16,0	17 451	2 498	14,3
Bartfeld	5 097	148	2,9	5 303	1011	19,1	6 578	2000	30,4	7 730	2 264	29,4
Preschau	7 656	74	1,0	10 772	1010	9,4	16 323	2673	16,4	21 775	3 965	18,2
Göllnitz	4 632	—	—	5 205	13	0,3	3 846	212	7,5	3 975	274	7,5
Käsmark	4 192	—	—	3 938	272	6,9	6 917	1050	16,6	7 228	1 166	16,0
Leutschau	5 175	—	—	6 887	365	5,3	7 528	718	9,5	8 906	597	6,7
Deutschendorf	1 170	—	—	1 061	15	1,4	1 925	120	6,7	4 029	618	15,3

Die Verjudung hat hier also in den letzten hundert Jahren ganz gewaltige Fortschritte gemacht. Im Mittelalter haben die *deutschen Städte* Oberungarns mit ihren oft musterhaften *Blutschutzbestimmungen* sich, wie überall in deutschen Landen, gegen die Judeninvasion zu wehren verstanden. Innerhalb des Stadtbannes durfte kein Jude schlafen. Ja noch am Beginn des 19. Jahrhunderts finden wir Bestimmungen, die sich gegen die Gleichberechtigung der Juden richten. So erläßt die Stadt *Bela* am 2. Juli 1801 ein Verbot, Juden Pachtungen zu überlassen. *Erst der Liberalismus* gab ihnen Freiheiten, die es ihnen ermöglichten, Stadt und Land zu überwuchern. Die Stufen, die im damaligen Ungarn zu diesem veränderten Zustande führten, sind kurz folgende: 1846 wird die *Toleranztaxe* aufgehoben. Im Jahre 1849 werden die Juden auf Grund der *Gleichberechtigung der Religionen* den anderen Staatsbürgern gleichgestellt. 1858 erlangen die *Emanzipationsmaßnahmen* Gesetzeskraft und 1895 wird mit der Einführung der *kirchenpolitischen Gesetze* der Schlußstein gelegt. Die Zahl der jüdischen Einwohner beginnt damit sprunghaft zu steigen. Der Anreiz zum Zuzug aus dem Osten wird immer stärker, während die Niederlassungsbestimmungen immer mehr gelockert werden. Der *Weltkrieg* bringt geradezu eine Springflut des Ostjudentums in den Karpatenraum.

Auf Grund der Zählung vom Jahre 1934 waren nach dem Herkunftslande der Mutter von den in diesem Jahre gezählten 4217 jüdischen Geburten in der Tschechoslowakei Böhmen mit 3,63 v. H. oder 153 Geburten, Mähren mit 4,44 v. H. oder 187 Geburten, Slowakei mit 21,46 v. H. oder 905 Geburten, Karpaten-Ukraine mit 70,47 v. H. oder 2972 Geburten vertreten.

Ansteigen der Juden in einigen Gespanschaften vom Jahre 1787 bis 1910

Jahr	Gesamteinwohner	davon Juden	v. H.	Jahr	Gesamteinwohner	davon Juden	v. H.
	Arve				Trentschin		
1787	74 975	367	0,5		221 035	3 675	1,7
1805	82 848	828	1,0		239 438	5 420	2,3
1825	90 682	1 398	1,5		281 555	8 765	3,1
1840	91 049	2 333	2,6		275 561	10 180	3,7
1850	70 350	3 110	4,4		213 373	10 744	5,0
1869	82 364	3 004	3,7		248 626	13 465	5,4
1890	84 820	2 742	3,3		258 769	12 463	4,8
1910	78 745	2 205	2,8		310 437	10 809	3,5
	Liptau				Altsohl		
1787	57 932	324	0,6		68 576	—	—
1805	59 924	450	0,8		74 860	—	—
1825	78 186	1 101	1,4		91 499	—	—
1840	79 753	1 619	2,0		95 928	—	—
1850	71 747	2 627	3,7		94 402	—	—
1869	79 273	3 441	4,3		98 216	1 066	1,1
1890	76 850	4 137	4,1		112 413	2 422	2,1
1910	86 906	3 237	3,7		133 653	3 080	2,3
	Turtz				Zips		
1787	37 805	247	0,7		151 934	582	0,4
1805	36 024	474	1,3		157 464	870	0,6
1825	38 306	602	1,6		185 389	1 443	0,8
1840	45 715	941	2,1		185 946	1 986	1,1
1850	40 752	1 540	3,8		169 547	3 277	1,9
1869	45 346	1 819	4,0		175 061	4 772	2,7
1890	49 979	2 214	4,4		163 291	6 075	3,7
1910	55 703	1 181	3,6		172 867	7 475	4,3
			Preßburg				
1787	205 162	6 914	3,4	1850	212 744	14 828	6,6
1805	188 464	9 004	4,8	1869	247 709	14 750	5,9
1825	238 854	9 930	4,2	1890	278 959	15 908	5,7
1840	269 153	13 784	5,1	1910	311 527	14 381	4,6

Aus diesen sprunghaft anwachsenden Zahlen der Juden läßt sich im Vergleich zur früher angeführten Herkunftsstatistik der Druck des Ostjudentums ermessen.

Die Beschäftigung der slowakischen Juden weicht nicht von anderen Gegenden des Südostens ab. Auffallend ist hier aber die Zahl der *Großgrundbesitzer*, welche sich aus der stark agrarischen Struktur des Landes erklärt, anderenteils aber im Machtstreben neben der kapitalistischen Veranlagung dieser Rasse begründet ist. Die meisten *Nachweltkriegsstatistiken* sind für die Beurteilung der Judenfrage wertlos, da durch die außerordentlich wachsende Assimilation der Juden das klare Bild der früheren Zeit verwischt ist und nirgends eine rassenmäßige Erfassung erfolgte. Deshalb soll wieder an einer älteren Aufstellung aus der Slowakei die Vorliebe der Juden für gewisse *Berufszweige* aufgezeigt werden.

Die Juden der Beschäftigung nach im Jahre 1910

Von 100 beschäftigten Juden waren

in der Gespanschaft	Großgrundbesitzer	Gutsbesitzer (30 bis 60 Hektar)	Handelsangestellte	Landarbeiter	Selbständige Kaufleute u. Händler	Ärzte	Rechtsanwälte
Arve	—	—	38	—	12	80	42
Liptau	12	2	66	—	33	60	67
Neutra	30	8	65	—	53	53	54
Preßburg, Stadt	9	3	64	—	57	53	41
Preßburg, Land	23	25	49	—	30	45	36
Trentschin	40	10	46	—	42	67	62
Turtz	7	3	53	—	30	43	28
Altsohl	—	1	25	—	13	37	46
Zips	19	1	60	—	34	25	55

Wir ersehen aus dieser Tabelle, daß sie sich neben dem Handel vorwiegend Akademikerberufen zuwandten und hier vor allem Rechtsanwälte und Ärzte wurden. Weniger strebten sie anderen Berufen dieser Gruppe zu, weshalb ihr Anteil daran, als nicht wesentlich, in dieser Aufstellung nicht weiter berührt wird.

Die bisherige Machtstellung des Judentums in der Slowakei beleuchtet nichts so kraß als die Tatsache, daß im Jahre 1941 4693 Juden dem slowakischen Wirtschaftsministerium 98 223 Hektar Boden als ihren Besitz meldeten, und zwar 41 172 Hektar Ackerland, 11 168 Hektar Brachland und 45 883 Hektar Wald. Hierbei ist der große Anteil der Brachlandfläche auffallend. Wie groß aber der „stille" Anteil des Judentums am Boden darüber hinaus noch ist, läßt sich zunächst nicht feststellen.

Bis zum Jahre 1848 durften die Juden im Königreiche Ungarn — also auch auf dem Boden der heutigen Slowakei — keinen Bodenbesitz erwerben. Rund siebzig Jahre später besaßen — nach einer für den Dienstgebrauch bestimmten Schrift des Bodenamtes — im Gebiete der Slowakei 88 jüdische Gutsbesitzer insgesamt 5856 Hektar Boden als Anteil an den von der tschechischen Bodenreform erfaßten Großgütern.

Das Verwischen der Grenzen zwischen Judentum und den nichtjüdischen Volksgruppen des Karpatenraumes — im besonderen auch in der Slowakei — reicht schon sehr viel weiter zurück, als allgemein angenommen wird. Den ersten Anstoß gaben dazu die Verordnungen Josephs II., der im Rahmen seiner zentralistischen Staatsreformen, durch die alle Habsburgerländer deutsche Verwaltung erhalten sollten, den Juden Namen in deutscher Sprache geben ließ und sie zwang, die Beschneidungsbücher deutsch zu führen. Damals unterwarfen sich die Juden aus Nützlichkeitsgründen diesen Anordnungen und versuchten, nach außen hin sich „deutsch" zu geben.

Mit dem Anwachsen des madjarischen Nationalismus schwenkten sie innerhalb Ungarns aber immer mehr zum staatsführenden Madjarentum hinüber und wurden als Stadtbevölkerung bald zu den fanatischesten „Madjaren". Zur Zeit der tschechoslowakischen Republik erblickten sie darin auch ihren Staat und waren, je nachdem sie in der Slowakei oder im Sudetengebiet wohnten, bestrebt, „Slowaken" oder „Tschechen", am liebsten aber „Benesch-Tschechoslowaken" zu werden. Bei dieser Wendigkeit war es nicht zu verwundern, daß sie nach der Selbständigkeitserklärung der Slowakei sich beeilten zu versichern, daß auch sie „Slowaken" seien. Nun zeigt sich allerdings der slowakische Staat durch seine im „Judenkodex" zusammengefaßte neueste Gesetzgebung entschlossen, sich von den Parasiten zu befreien.

Drei Jahre deutsches Staatssekretariat in der Slowakei

Mitte November d. J. konnte das deutsche Staatssekretariat in der Slowakei auf seinen dreijährigen Bestand zurückblicken. Das Ereignis ist über den Rahmen des slowakischen Staates und der Deutschen Volksgruppe hinaus bedeutsam, weil mit seiner Errichtung für den ganzen Südostraum Europas ein richtungweisender Akt in bezug auf die Zusammenarbeit von Staat und Volksgruppe erfolgt ist. Das slowakische Volk, als Träger seines jungen selbständigen Staates, hat mit dem Ausbau dieser Schöpfung neue Wege beschritten und für alle Zukunft seinem Willen Ausdruck gegeben, volkliche Zugehörigkeit als Element des Aufbaues im Staatsleben zu schützen und dem Leben der Volksgruppe alle zu gedeihlicher Zusammenarbeit notwendigen Rechte zu sichern.

Aus der Gemeinsamkeit des Kampfes der Slowaken und Deutschen im Prager Parlament war mit der Erlangung der slowakischen Scheinautonomie vom Herbst 1938 ein neuer Zustand erwachsen, der zu einer Vereinbarung der neuen slowakischen Landesregierung mit dem Abgeordneten Ing. Franz Karmasin mit dem Ziele führte, eine Zentralstelle für alle Angelegenheiten der Deutschen Volksgruppe zur Verbindung mit den Behörden zu schaffen. Obwohl für diese Stelle zunächst jegliche gesetzliche Grundlage mangelte, trat das „Staatssekretariat" sofort in Wirksamkeit, und Ing. Franz Karmasin, bisher der Stellvertreter Konrad Henleins in der Slowakei, wurde als Staatssekretär Leiter des neuen Amtes.

Es galt zunächst, in den eigenen Reihen der Deutschen Volksgruppe, die erbittert gegen den tschechoslowakischen Staat gekämpft und damit eine unbedingt revolutionäre Haltung gegen die staatliche Autorität angenommen hatte, Verständnis für die neue Lage zu wecken und fruchtbare Zusammenarbeit mit dem slowakischen Staatsvolke zu sichern. Aus dem Negativismus der zwanzig Jahre im Tschechenstaate mußte rasch der Weg zur Bereitschaft für die positive Arbeit gefunden werden. Da aber auch der neue Staat nicht über Nacht bis zu den untersten Stellen mit neuen Menschen und daher mit neuem Geiste erfüllt werden konnte, bedurfte es dringend einer Ausgleichsstelle, um die Bedürfnisse aufeinander einzustellen und die Interessen der Deutschen Volksgruppe im Sinne des neuen Staates zu wahren. Dies ist den vielfachen Erklärungen des Staatssekretärs und Volksgruppenführers Ing. Franz Karmasin zufolge durchaus befriedigend gelungen. Es soll dabei keineswegs übersehen werden, daß es sich in wesentlichen Punkten, trotz intensivster Arbeit, erst um Ansätze zu einer Selbstverwaltung der Deutschen Volksgruppe handelt und wohl auf keinem einzigen Gebiete die ideale Form erreicht ist. Aber das Wesentliche ist vom Standpunkte der Volksgruppe wie des Staates aus, daß die während zwanzig Jahren durch die Verhältnisse erzwungene destruktive Tätigkeit aller Glieder der Volksgruppe nunmehr in eine rückhaltlos aufbauende, den heutigen Staat bejahende Arbeit gewandelt wurde.

Nicht zu übersehen ist ferner für die erste Zeit der Umstellung die außerordentlich schwierige Lage, in die sich das Karpatendeutschtum im Herbst 1938 versetzt sah, als der überwiegende Teil des Sudetendeutschtums ins Reich heimgeholt werden konnte und die nahe Kampfgemeinschaft der vergangenen Jahre völlig neuen und grundverschiedenen Aufgaben weichen mußte. Aber auch diese Stunden der Enttäuschung, an dem erhofften Ziele nicht teilhaben zu können und außerhalb des Reiches auf neue Aufgaben gewiesen zu sein, wurden dank der in den Kampfjahren geschaffenen Disziplin überwunden.

Der slowakische Staat hat die Entfaltung des Lebens seiner Volksgruppen durch Festlegung bestimmter Rechte gefördert. Dazu gehört das der Teilnahme an der Staatsgewalt in der Form politischer Parteien. Ihren inneren Ausbau vermögen sie durch Organisation in kultureller und wirtschaftlicher Richtung zu festigen und können zu diesem Zwecke auch mit dem Muttervolke Beziehungen knüpfen und pflegen. Das Bekenntnis zur Volkszugehörigkeit ist frei und das Recht auf Gebrauch der eigenen Sprache im öffentlichen Leben und in den Schulen gesichert. Allerdings fehlt bisher eine gesetzliche Neuregelung des Sprachenrechtes, das vorbildlich allen Wünschen gerecht würde.

Die „Deutsche Partei" ist vom Staate als die einzige politische Willensträgerin der Deutschen Volksgruppe anerkannt und registriert. Sie ist Rechtsperson und Trägerin der deutschen nationalsozialistischen Weltanschauung.

Im Rahmen des Staatssekretariates vermag der Volksgruppenführer für die deutschen Volksangehörigen verbindliche Anordnungen zu erlassen. Dieses Amt hat die Wünsche und Beschwerden der Volksgruppe zu sammeln, Planungen vorzubereiten und sie den Regierungsstellen vorzulegen, während die Zentralämter des Staates in allen grundsätzlichen, die Deutsche Volksgruppe betreffenden Angelegenheiten mit ihm zusammenzuarbeiten haben.

Wenn in diesen wichtigen Gebieten staatlichen Lebens auch bereits die unmittelbare Mitarbeit der Deutschen Volksgruppe zum Nutzen der Gesamtheit des Staates bewährt ist, so kann auf weiteren Ausbau nicht verzichtet werden. Es fehlt, wie bereits erwähnt, diesem Bau noch die festgefügte gesetzliche Form, um die durch die Praxis bewiesene vorbildliche Zusammenarbeit zu einem unumstößlichen Rechtsbesitz in gleicher Weise für Staatsvolk wie für die Volksgruppe zu machen und damit erst den vollen Beweis für die glückliche und vorbildliche Lösung des Zusammenwirkens zweier Völker zu geben. K.

Von der Deutschen Volksgruppe in Kroatien

Im Sinne des mit dem Gesetzesdekret vom 21. Juni 1941 über die vorläufige Rechtslage der Deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staate Kroatien festgelegten Grundsatzes über die vollkommene Gleichberechtigung der Volksdeutschen gegenüber dem kroatischen Volke wurden von der Staatsführung des kroatischen Staates eine Reihe von Erlässen und Gesetzen sanktioniert, die das gesamte Lebensgebiet der Volksgruppe umfassen und dieser freie Arbeitsmöglichkeiten für die nächste Zeit sichern.

Außer der Wehrmacht des kroatischen Staates war schon in den ersten Tagen des Bestehens des Unabhängigen Staates Kroatien die Schaffung einer bewaffneten Miliztruppe der Ustasche-Bewegung begonnen worden. Zur Sicherung der neuen Lage erwies sich diese Einrichtung um so notwendiger, als die Wehrmacht erst im Laufe der Zeit zu einem auch weltanschaulich geschlossenen Körper geformt werden kann. Das Offizierskorps des kroatischen Heeres besteht aus Offizieren der ehemaligen k. u. k. Armee und des jugoslawischen Heeres und bedarf daher einer gewissen Zeit zur Verschmelzung seiner einzelnen Glieder. Da sich der Kroate stets als echter Soldat erwiesen hat — man erinnere sich nur der hervorragenden Heerführer und Offiziere, die aus der k. k. Militärgrenzorganisation hervorgegangen sind —, wird diese Entwicklung zweifellos bald zum erwarteten Erfolg führen.

Im Sinne der Gleichberechtigung der Deutschen Volksgruppe wurde am 31. Juli 1941 ein Gesetzesdekret erlassen, mit welchem der Deutschen Volksgruppe das Recht der Errichtung einer Miliz im Rahmen der kroatischen Ustasche-Miliz zuerkannt wird. Ausbildung, Erziehung und Einsatz untersteht der Volksgruppenführung, während die Einsatzstaffel der Deutschen Mannschaft — wie diese Milizformation genannt wird — lediglich in waffentechnischer Hinsicht dem Kommando der Ustasche-Miliz untersteht. (Über die Eröffnung des ersten Führerlehrganges der volksdeutschen Einsatzstaffel wurde in der Novemberfolge dieser Zeitschrift berichtet.)

Am 26. September 1941 verlautbarte das Amtsblatt des Unabhängigen Staates Kroatien das Gesetzesdekret über das deutsche Schulwesen. Das Gesetz garantiert die Erziehung der deutschen Kinder im nationalsozialistischen Geiste, wenn auch aus technischen und finanziellen Gründen von einer vollkommenen Schulautonomie Abstand genommen wurde. Am wichtigsten scheint die Verlängerung der Schulzeit von sechs auf acht Jahre zu sein, da auf diese Weise die Angleichung an die Schulen des Deutschen Reiches erreicht wurde. Die kroatische Sprache wird als zusätzlicher Lehrgegenstand erst vom dritten Schuljahr an unterrichtet, ebenso kroatische Literatur und Geschichte sowie Heimatkunde. Im Schulministerium wird eine eigene deutsche Abteilung errichtet, der die Durchführung des Gesetzes anvertraut wird. Die Abteilungsleiter, Professoren und Lehrer werden auf Vorschlag des Volksgruppenführers von der deutschen Abteilung des Schulministeriums im Auftrag des Unterrichtsministers ernannt.

Weitere entscheidende Rechtseinrichtungen, mit denen ein vorläufiger Abschluß der auf die Volksgruppe bezüglichen Gesetzgebung erreicht ist, betreffen die Rechtsstellung des Volksgruppenführers, den Gebrauch der deutschen Sprache, Fahnen und Symbole und schließlich die Beamten und Angestellten deutscher Volksgruppenzugehörigkeit im öffentlichen Dienst des Unabhängigen Staates Kroatien. (Siehe auch Novemberfolge der Zeitschrift, S. 211.)

Weitere Verordnungen binden die Genehmigung von Auslandsreisen Volksdeutscher an die politische Beurteilung und Bewilligung des Volksgruppenführers und nehmen alle Eingaben der Volksgruppenorganisation von der Verordnung über Taxen und Gebühren aus.

Mit allen diesen Gesetzen und Verordnungen beweist die kroatische Staatsführung ihre feste und unverbrüchliche Absicht, mit dem Zeitgeschehen in Europa gleichen Schritt zu halten und Kroatien zu einem festen Pfeiler der europäischen Völkergemeinschaft unter deutscher Führung zu machen. Örtliche Schwierigkeiten, die da und dort in der Praxis auftreten, werden sich um so eher überwinden lassen, je weiter Kroatien auf dem Wege der Erziehung zu politischem Denken und der Erkenntnis, das Zusammenleben zweier Völker sei nur auf der Grundlage echter Toleranz möglich, in die untersten Beamtenkreise fortschreitet.

Für die Volksgruppe bedeuten diese Gesetze eine Arbeitsbasis, deren volle Auswertung in der heutigen wirtschaftlich wie politisch schwierigen Lage allerdings kaum schon zur Gänze möglich sein wird. Der innere Aufbau erfordert Zeit. Hier gilt es, in erster Linie die dringendsten Erziehungs- und Schulungsmaßnahmen zu treffen, um das Leben der Volksgruppe mehr und mehr den Bahnen des Lebens im deutschen Binnenraum gleichzuordnen. Auch die volksdeutsche Wirtschaft steht vor schwierigen Aufgaben, die durch die Härten des Kriegswinters zeitweilig noch verschärft werden. Zunächst sind für den Staat und alle seine Glieder noch die Nachwirkungen der Ereignisse zu überwinden, die mit dem Zerfall des jugoslawischen Staates zusammenhängen und somit auch die Grundzüge der bisherigen volksdeutschen Planwirtschaft betreffen. Der Ernteausfall dieses Sommers, Schwierigkeiten der Verkehrsverhältnisse, Umstellungen verschiedener Industrien, alle diese Tatsachen gebieten großzügige Planung des Sozialhilfswerks besonders für die Notstandsgebiete Bosniens und des westlichen Slawoniens. Diese Aufgaben werden im Winter eine schwere Belastungsprobe des Apparates der allgemeinen Volkstumsorganisation darstellen, die im Laufe der vergangenen Monate aufgebaut wurde und heute über 180 000 Volksdeutsche, das heißt 90 v. H. aller Deutschen in Kroatien, umfaßt.

Im Zeichen dieser Organisationsaufgabe stand die Arbeit der Volksgruppenführung im Laufe der vergangenen Monate. Die Aufstellung der Gliederungen – Deutsche Mannschaft, Deutsche Jugend, Deutsche Frauenschaft –, der angeschlossenen Verbände sowie deren Schulung zur Einsatzbereitschaft wurden in verschiedenen Schulungslagern durchgeführt. Führer- und Unterführerschulungen der Deutschen Mannschaft und der Einsatzstaffel in der Deutschen Mannschaft, Tagungen der Wirtschaftsorganisationen, die Aufstellung des Apparates der „Volkshilfe" stellten an die durch Einberufungen zum Wehrdienst stark gelichteten Reihen der Amtswalter der Ausleseorganisation (Deutsche Nationalsozialistische Gefolgschaft – DNSG.) große Anforderungen. Die Deutsche Volksgruppe in Kroatien, unter der Führung von Branimir Altgayer, wird, wenn sie die Aufgaben dieses Winters erfüllt hat, mit berechtigtem Stolz auf die Arbeit des verflossenen Jahres blicken.

Hans Karl Andras

Kulturaufgaben der Deutschen Volksgruppe in Rumänien

Die Deutsche Volksgruppe in Rumänien ist als Körperschaft des öffentlichen Rechtes auf Grund der gesetzlichen Regelung durch den rumänischen Staat auch die Trägerin des eigenständigen Schulwesens geworden, dem damit die gleichen Rechte und Pflichten wie dem des rumänischen Staates zufallen. Entsprechend dem Anteil der deutschen Bevölkerung stellt der rumänische Staat Mittel zur Verfügung, ebenso wie für Schüler- und Studentenheime. Die Schulabteilung der Deutschen Volksgruppe hat das Recht, Schulen und Erziehungsanstalten jeder Art zu gründen, das rumänische Kultusministerium, bei dem eine eigene Abteilung für alle deutschen Schulfragen gebildet ist, bestätigt diese Maßnahmen und übt die oberste Kontrolle aus. Die Ausbildung des Lehrernachwuchses obliegt ebenfalls der Volksgruppe, die bei Bedarf auch Lehrkräfte aus dem Reich heranziehen kann.

Mit diesen gesetzlichen Bestimmungen sind die ersten Voraussetzungen für den Aufbau eines der Volksgruppe unmittelbar eingegliederten Schulwesens gegeben. In der weiteren Folge hat nun das evangelische Landeskonsistorium unter der Leitung des Bischofs Wilhelm Staedel am 20. November 1941 beschlossen, einer sofort einzuberufenden Landeskirchenversammlung die Fassung eines Beschlusses zu empfehlen, das gesamte von ihr erhaltene und geleitete Schul- und Erziehungswesen mit den dazugehörenden beweglichen und unbeweglichen Vermögenswerten der Deutschen Volksgruppe in Rumänien zu übergeben. Bis zur endgültigen vermögensrechtlichen Übertragung sollen alle diese Vermögenswerte der Volksgruppe unentgeltlich und uneingeschränkt zur Verfügung gestellt werden.

Bereits jetzt hat das Landeskonsistorium die gesamte pädagogische, disziplinare und verwaltungsmäßige Leitung der gesamten bisher von ihr oder den Einzelgemeinden erhaltenen und geleiteten Schul- und Erziehungsanstalten dem Schul-

amt der Deutschen Volksgruppe übergeben. Die aktiven und im Ruhestand lebenden deutschen Lehrkräfte und Verwaltungsbeamten des Schuldienstes werden mit sofortiger Wirkung ebenfalls vom Schulamt der Deutschen Volksgruppe übernommen.

Mit diesen Beschlüssen ist der entscheidende Schritt für den Aufbau des einheitlichen deutschen Schulwesens der Volksgruppe getan. Die große und in ihrer Art einzig dastehende kulturelle Aufgabe des Schulwesens der evangelischen Kirche in Siebenbürgen, die auf eine jahrhundertealte reiche Entwicklung zurückblicken kann, ist zwar in der alten Form erfüllt und beendet. Die nationale Leistung lebt aber in der echten Gemeinschaftsform der nun entstehenden „Nationalschule" nur um so intensiver fort.

Eine weitere sehr bedeutsame Entwicklung des deutschen Kulturlebens in Rumänien ist mit der Gründung der Kulturkammer in Erscheinung getreten. Im festlich geschmückten Stadttheater von Hermannstadt — in einem Rahmen, der die Erinnerungen an glanzvolle deutsche Kulturleistungen weckte — fand der feierliche Gründungsakt statt. Die Kulturkammer ist fortan die allein zuständige Organisation für alle Fragen der Kulturpolitik, auf dem Gebiete der Musik, der bildenden Künste, des Theaters und des Schrifttums. Damit ist ein neuer Mittelpunkt für das gesamte schöpferisch-kulturelle Leben der Deutschen Volksgruppe in Rumänien geschaffen.

Der Volksgruppenführer Andreas Schmidt hat zum Leiter der neuen Kulturkammer den Leiter des Amtes für Presse und Propaganda Walter May bestimmt, der beide Ämter künftig in Personalunion führen wird und damit in der Lage ist, die engste Verbindung zwischen den von ihnen vertretenen Aufgabengebieten herzustellen. Gleichzeitig wurden die Leiter der Kammern für die verschiedenen Fachgebiete und eine Reihe von Kulturräten vom Volksgruppenführer berufen, darunter die Dichter und Schriftsteller Adolf Meschendörfer, Karl v. Möller, Otto Alscher, der Komponist Paul Richter und die Maler Franz Ferch und Hans Eder. K.

BLICK ÜBER DIE GRENZEN

Schrifttum zur rumänischen Volkstumsfrage

Rumäniens außenpolitische Katastrophe im vergangenen Jahre, begründet durch die falsche ideologische Ausrichtung seiner Staatsmänner seit dem Weltkriege, führte die rumänische Wissenschaft von selbst darauf hin, sich nach dem Verluste der Süddobrudscha, Bukowina, Bessarabiens und Nordsiebenbürgens mit dem Problem der „blutenden Grenzen", das heißt mit den Brüdern jenseits der neuen Staatsgrenze zu beschäftigen. Als Ergebnis dieses seit dem Herbste 1940 verstärkt einsetzenden Studiums rumänischer Volkstumsfragen liegt eine Reihe von wissenschaftlichen Abhandlungen vor, die um ihrer propagandistischen Werte willen auch in deutscher Sprache erschienen sind. Wir bringen darüber einen kurzen rückschauenden Überblick.

Die Ereignisse des Jahres 1940 in ihrer Auswirkung auf die Umgestaltung der rumänischen Staatsgrenzen und über das Siedlungsgebiet rumänischen Volkstums spiegeln sich in einer kleinen Schrift von Universitätsprofessor G. Brătianu, dem Leiter des Instituts für Weltgeschichte in Bukarest, betitelt: „Die rumänische Frage 1940" (12 Seiten und zwei Karten).

Zur Frage der Abtretung der Süddobrudscha an Bulgarien wird in drei Abhandlungen Stellung genommen. Zunächst übergab das königlich rumänische Ministerium für auswärtige Angelegenheiten die Arbeit „Die Dobrudscha" der Öffentlichkeit. Diese amtliche Veröffentlichung, die 59 Seiten und eine Karte umfaßt, will nach Wiedergabe statistischen Materials mit der Herausstellung einer „physischen Einheit des Dobrudscha-Blocks, der klimatischen und phytogeographischen Verbindungen der Dobrudscha mit dem karpatischen Hinterland" und vor allem der wissenschaftlichen Fundierung der Ansicht von dem Vorhandensein rumänischen Volkstums in der Dobrudscha seit dem frühen Mittelalter auf die Einheit und Unteilbarkeit der Dobrudscha als rumänisches Volksgebiet hinweisen. Die historische Seite dieser Frage unterstrich dann Universitätsprofessor P. P. Panaitescu mit der Arbeit: „Herkunft der Bevölkerung der Neuen Dobrogea" (68 Seiten und eine Karte), indem er die Einverleibung der zwei südlichen Bezirke der Dobrudscha nach dem Frieden von Bukarest

im Jahre 1913 als eine „strategische Notwendigkeit, gleichzeitig aber auch als eine geschichtlich zu begründende“ Forderung Rumäniens aufzeigen wollte. Als dritte Abhandlung erschien „Die rumänische Dobrogea, Wirtschaftliche und kulturelle Fortschritte“, verfaßt von Universitätsprofessor Vintila Mihailescu. Sie zählt 62 Seiten sowie mehrere Karten und statistische Übersichten.

Gegen die gewaltsame Besitzergreifung des Buchenlandes und Bessarabiens durch die Sowjetunion wandte sich G. Brătianu in einer Veröffentlichung „Die Moldau und ihre historischen Grenzen“ (46 Seiten und eine Karte). Universitätsprofessor G. Brătianu verstand mit dieser Abhandlung, die Prägung des Begriffes „Moldauer“ als eine „slawische Bevölkerung von derselben Abkunft wie die Russen und Ukrainer“ als politische Tendenz sowjetrussischer Propaganda zu entlarven, die Aufteilung der „Großen Moldau“ in die Provinzen Moldau, Bukowina und Bessarabien als politischen Willkürakt aufzuzeigen und durch Darlegung der geographischen Tatsachen und der geschichtlichen Entwicklung und Leistung der Moldau deren Charakter als „Ostmark des Karpaten- und Donaugebietes“ und damit als „notwendigen Bestandteil der rumänischen Einheit“ festzustellen. Gegen die Behauptung des sowjetischen Ultimatums vom 26. Juni 1940, wonach „die Transmission der Nordbukowina an Rußland durch die Gemeinschaft der geschichtlichen Schicksale und durch die Gemeinsamkeit der Sprache und der nationalen Zusammensetzung“ zu begründen sei, protestierte Universitätsprofessor J. Nistor mit der Schrift: „Die Vereinigung der Bukowina mit Rumänien“ (67 Seiten und drei Karten). Diese Arbeit sollte die freie und einmütige Zustimmung der deutschen, polnischen und ukrainischen Minderheitsvertreter zum Anschlusse der Bukowina an Rumänien im Jahre 1918 bestätigen, wobei abschließend noch die seit jener Zeit entstandenen Fortschritte genannt werden. Die bessarabische Frage schließlich wird von Dr. J. Frunza in der Abhandlung: „Bessarabien, Rumänische Rechte und Leistungen“ behandelt (88 Seiten).

Zu diesen bisher genannten Arbeiten gesellt sich nun eine größere Reihe von Publikationen zur rumänisch-ungarischen Frage, da man in der rumänischen Öffentlichkeit dieses Problem als das am hartnäckigsten umstrittene betrachtet. G. Brătianu nimmt in den Abhandlungen „Theorie und Wirklichkeit der ungarischen Geschichte, Bemerkungen zu einigen neueren Arbeiten“ (55 Seiten), und „Rumänien und Ungarn, Demographische und wirtschaftliche Betrachtungen“ (14 Seiten) zu den wesentlichsten Streitfragen zwischen den beiden Staaten Stellung. In ersterer Arbeit will der bekannte rumänische Historiker mit Behandlung der Fragen „Der ungarische Nationalstaat im Mittelalter“, „Der ungarische Nationalgedanke“ und „Das virtuelle und wirkliche Ungarn“ unter kritischer Betrachtung und Wertung neuerer Arbeiten ungarischer Wissenschaftler das im Titel genannte Problem beleuchten. Um weiterhin gegenwartspolitischen Forderungen des ungarischen Staates, die sich zumeist nur auf „Argumenten der Überlieferung und der Geschichte“ gründen, entgegenzutreten, erschien aus seiner Feder letztgenannte kleine Schrift, die, wie der Titel deutlich erkennen läßt, völkische und wirtschaftliche Gesichtspunkte unter Nennung zahlreichen statistischen Materials aus deutschen Arbeiten, wie Dr. A. Streitinger: „Das wirtschaftliche Gesicht Europas“ (1937) und Prof. Wagemann: „Der neue Balkan“ (1939), zur Klärung der bestehenden Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden Staaten nennt.

Weitaus polemischer sind die vier folgenden Veröffentlichungen. Dr. C. Sassu, Leiter des Staatsarchivs in Kronstadt, zielt mit der Arbeit: „Rumänen und Ungarn, Geschichtliche Voraussetzungen und Beziehungen“ (193 Seiten und drei Karten) darauf hin, die von der ungarischen Propaganda aufgestellten Behauptungen in bezug auf die rumänisch-ungarischen Beziehungen kritisch zu werten, indem er eine „Aufklärung über die tatsächlichen Unterlagen dieser Streitfrage“ geben will. Die Frage der Minderheitenbehandlung im ungarischen Staate wird in einer umfangreichen, auf eine Menge von kaum bekanntem Beweismaterial gestützten Schrift: „Der Ausrottungskampf Ungarns gegen seine nationalen Minderheiten“ (203 Seiten), aus der Feder von Zenobius Păclişanu, Korrespondierendes Mitglied der rumänischen Akademie, der rumänischen Öffentlichkeit nähergebracht. Diesem hart umstrittenen Problem widmete dann noch Viktor Orendi-Homenau die beiden kleinen Arbeiten: „Madjarisches, Allzumadjarisches“ (18 Seiten) und „Ihr wahres Gesicht“ (62 Seiten).

Mit der seit dem Vertrag von Trianon bestehenden ungarischen Propagandatätigkeit zur Rückgewinnung Siebenbürgens und der durch den Wiener Schiedsspruch aufgeworfenen Frage über die Einheit dieses Landes beschäftigen sich mehrere Publikationen des königlich rumänischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten. Mit der Arbeit: „Das siebenbürgische Problem, ein kurzer historischer Rückblick“ (29 Seiten) wird von rumänischer Seite

versucht, die ungarische These, wonach „das siebenbürgische Problem nur eine Schöpfung des Trianoner Vertrages“ sei, als historische Verfälschung hinzustellen. Als zweite Arbeit dieser amtlichen Stelle erschien die Schrift: „Nordwestrumänien, die Grenzbezirke Satu-Mare, Sălaj und Bihor“ (51 Seiten und eine Karte), welche durch Aufzeigen der Änderung der völkischen Struktur dieser Gebiete im Zeitraum von 1850 bis 1900, des statistischen Materials über die ethnische Zusammensetzung von 1900 bis 1918 und der Darstellung der Ergebnisse der rumänischen Volkszählung von 1930 den überwiegend rumänischen Charakter dieser Grenzgebiete wissenschaftlich zu unterbauen versucht. Auch der Frage des Rumänentums jenseits der alten ungarisch-rumänischen Staatsgrenze von 1918 bis 1940 wird von amtlicher Seite mit der Abhandlung: „Die Rumänen in Ungarn, 1918 bis 1940“ (43 Seiten und eine Karte) Aufmerksamkeit entgegengebracht, wobei man sich im wesentlichen auf die Wiedergabe amtlicher ungarischer Äußerungen in Presse und Behörden sowie amtlicher ungarischer statistischer Angaben beschränkt, um ein „Bild von dem Leben der Rumänen in Ungarn“ zu zeichnen. Zur Schilderung der innerpolitischen Verhältnisse in Siebenbürgen traten zwei Arbeiten der genannten amtlichen Stelle hervor: „Das Schulwesen der Volksgruppen in Siebenbürgen unter Madjaren und Rumänen“ (43 Seiten und mehrere statistische Übersichten) und „Die Minderheitenpresse in Rumänien“ (19 Seiten).

Von privater Seite wären als weitere Arbeiten zur siebenbürgischen Frage einmal die Abhandlung von Dr. Laurian Someşan: „Alter und Entwicklung der rumänischen Landwirtschaft in Siebenbürgen“ (106 Seiten und eine Karte) und von J. Moga: „Siebenbürgen in dem Wirtschaftsorganismus des rumänischen Bodens, ein geschichtlicher Rückblick“ (69 Seiten) zu nennen. Beide Verfasser beschäftigte die wissenschaftliche Beweisführung der Frage einer Kontinuität bodenständigen rumänischen Bauerntums in Siebenbürgen. Diesen genannten Veröffentlichungen schließt sich die Arbeit von Prof. S. Opreanu: „Siebenbürgen, eine naturgegebene Ergänzung des rumänischen Lebensraumes“ (24 Seiten und eine Karte) und diejenige von Tiberiu Morariu: „Entwicklung der Bevölkerungsdichtigkeit Siebenbürgens während der Jahre 1840 bis 1930“ (102 Seiten und eine Karte) an.

Dieser Überblick zeigt, daß nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die rumänische Öffentlichkeit reges Interesse für die Probleme ihres Volkstums gewinnt.

Dr. F. Ruland

Ausstellung rumänischer Volkskunst in Wien

In einer kleinen, aber sehr eindrucksvollen Schau gibt die rumänische Regierung derzeit im Staatlichen Kunstgewerbemuseum in Wien ein Bild von der Kunst des rumänischen Volkes. Teppiche und Trachten, Tongeschirr und Holzgegenstände, Glasbilder und Kreuze, Modelle von Bauernhäusern und Bilder der rumänischen Landschaft, kurz alles, was den rumänischen Bauern und Hirten in seinem täglichen Leben umgibt, ist hier zusammengetragen.

Es ist begrüßenswert, daß als Ausgangspunkt für die Auswahl der Gegenstände nicht das Staatsgebiet genommen wurde — wie wir es leider von vielen Ausstellungen und Museumssammlungen des Südostens gewöhnt sind —, sondern ausschließlich das rumänische Volkstum. Der Beschauer bekommt so tatsächlich einen Eindruck von der Schaffenskraft des rumänischen Volkstums, und dieser Eindruck ist ein recht tiefer und eigenartiger.

Ihren echtesten Ausdruck scheint die rumänische Volkskunst in den Teppichen und den Holzgegenständen gefunden zu haben. Holz ist das Material, das dem rumänischen Bauern am vertrautesten ist, er baut daraus sein Haus, macht seine Gerätschaften, seine Kreuze und Heiligenbilder. Zudem wird die beschauliche Kunst des Schnitzens mit Vorliebe von Hirten geübt. Die Hirtenzeit aber ist es, die die tiefsten Spuren hinterlassen hat in der Seele des rumänischen Volkes. Die Holzgegenstände zeigen daher am klarsten die Wesensmerkmale der rumänischen Volkskunst: die überquellende Schmuckfreude, die aufgefangen wird in merkwürdig strengen, ornamentalen Mustern und gebändigt wird durch den auffallenden Sinn für die Harmonie des Ganzen. Ob es nun ein Torbogen ist, ein Holzkreuz oder ein Löffelstiel: überall ist die drängende Fülle des Einfalles, die blühende, spielende Phantasie, gebunden durch die Strenge der Formen und die Harmonie des Ganzen. Dieser Wesenszug trennt die rumänische Volkskunst von der der umwohnenden slawischen Völker, bei denen Phantasie und Schmuckfreude leicht zu Weitschweifigkeit und Formlosigkeit führen, es verbindet sie mit der Kunst der Siebenbürger Sachsen, bei denen die Klarheit einer von innen heraus begriffenen Gliederung allerdings noch stärker, die Gesetzmäßigkeit noch strenger ist.

Lassen die Holzgegenstände die formalen Elemente der rumänischen Kunst am klarsten erkennen, so finden in den Teppichen die seelischen

Werte ihre schönste Verdeutlichung. Die einzelnen Motive sind aus der Natur genommen, doch sind sie nicht realistisch dargestellt, sondern es ist in dem Bemühen, das Wesen der Dinge zu erfassen, eine fast absolute Abstraktheit erreicht. Und doch – oder gerade deshalb – vermeint man beim Anblick eines solchen Teppichs mit seinen landschaftlich gebundenen Grundfarben, Braun, Schwarz oder Grün, das Wehen der Winde über die Steppe, das Wiegen der Gräser und das Rauschen der Blätter zu spüren. Dieses offenbart den Grund, aus dem die rumänische Volkskunst steigt: die mystische Verbundenheit mit allem Naturgeschehen, die den Menschen das Wesen der Dinge erfühlen läßt. Es ist dies ein Erbe der langen Hirtenperiode des rumänischen Volkes, da der Mensch eins war mit dem Werden und Vergehen, dem Steigen und Fallen des Jahres.

So zeigt die Schau in eindrucksvoller Weise, daß jenseits der französischen Tünche, die den Kenner des rumänischen Städtertums anspringt, ein Bauernvolk voller Schöpferkraft lebt, das es verstanden hat und noch versteht, den Dingen seiner Umwelt seinen Sinn und seine Seele aufzuprägen. Moering.

Neue madjarische Zeitschrift in Ödenburg

Die madjarische Hochschülervereinigung in Ödenburg verwirklichte im November d. J. einen seit längerem bestehenden Plan, eine Zeitschrift herauszugeben, der sie den ihre Absichten kennzeichnenden Titel „Bástya" (Bastei) gab. (Zeitschrift für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Soziologie, herausgegeben und verlegt vom Jugendverband der Ödenburger Fakultät für Bergbau, Hüttenwesen und Forstwirtschaft.) Sie zeigt sich damit „treu zu jener Wahrheit, die verkündet und bekennt, daß die Civitas fidelissima für jeden Madjaren an der Westgrenze eine feste und starke Bastei bildet, die Gott als Wächter der tausendjährigen Erde hergestellt hat". Die madjarische Presse Ödenburgs begrüßt diese Neugründung mit den Worten: „Der Blick von dieser Bastei kann und will alle Himmelsrichtungen beobachten, die ins Unendliche zerrinnen und die zu bewachen Pflicht ist. Die Aufgabe der Bastei ist im Leben der madjarischen Grenzfestungen unübersehbar wichtig."

Der neuen Zeitschrift haben sich nicht nur der Obergespan P. v. Högyéssy und der Bürgermeister von Ödenburg D. A. Kamensky, sondern auch der Abgeordnete und päpstliche Kämmerer Domherr Johann Gacs u. a. als Mitarbeiter zur Verfügung gestellt und damit die Aufgabe dieses Organs, das madjarische Leben der Stadt zu stärken, unterstrichen.

Von besonderem Interesse ist ein Beitrag des im politischen und geistigen Leben Ödenburgs sehr einflußreichen Abgeordneten Domherrn Johann Gacs in der ersten Folge der Zeitschrift. Er spricht darin vom „madjarischen Selbstzweck" und stellt die Frage, was darunter zu verstehen sei. Seine Antwort lautet, es handle sich dabei in erster Linie um die völlige Wiederherstellung der Integrität des ungarischen Staates. Zum zweiten sei darunter die ungeteilte Führung des wiederhergestellten St.-Stephans-Reiches auf allen Linien zu verstehen. In der Judenfrage habe man sich das Ziel zu setzen, die Lenkung des geistigen, wirtschaftlichen und ethischen Lebens der Nation in die Hand der christlichen Madjaren gelangen zu lassen. Zur Nationalitätenfrage äußert sich der Ödenburger Domherr und Politiker, man müsse „mit offenem und reinem madjarischem Gewissen" heraussagen, daß bei „voller Achtung der Nationalitäten diese Fragen nicht über den Rahmen der Staatlichkeit und über die gemeinsamen großen Probleme der Nation hinauswachsen" dürfen.

In außenpolitischer Hinsicht fassen die programmatischen Feststellungen alle Wünsche des Madjarentums in dem Satz zusammen, daß die „madjarische Nation" nur so die Aufgabe, die ihrer wartet, erfüllen könne, wenn sie der führende und Ordnung haltende Staat in Südosteuropa wird. Das sei die geschichtliche Berufung und der richtig verstandene „madjarische Selbstzweck", der die gesamte Innen- und Außenpolitik lenken müsse. Und dieser „Selbstzweck" wünsche mit den befreundeten Mächten aktive Zusammenarbeit.

Schließlich weist Abgeordneter Gacs die Jugend noch auf zwei Tatsachen hin, die sie sich vor Augen halten müsse: Ungarn sei heute eine Mittelmacht von 14 Millionen. Die zweite Tatsache sei, daß Ungarn eine 1½ Millionen Mann starke, vorzüglich ausgerüstete Armee besitze. In Mitteleuropa stehe daher Ungarn nach Deutschland und Italien an dritter Stelle als mächtigste Militärmacht, auf dem Balkan die befreundete und verwandte bulgarische Nation. Auf das Madjarentum warte daher in Mittel- und Südosteuropa eine ernste Entwicklungsmöglichkeit und eine geschichtliche Führerrolle. Mit dieser Mahnung sucht der Verfasser die madjarische Jugend Ödenburgs auf neue Aufgaben hinzuweisen. K.

Fehlgeleitete „Wissenschaft"

Die deutsche Forschung hat seit Jahren reiches Material über die deutschen mittelalterlichen Städtegründungen und Siedlungen des Ostens und Südostens erarbeitet. Das Bild dieser Vorgänge ist durch übereinstimmende Ergebnisse auf den verschiedenen Forschungsgebieten längst eindeutig klargelegt. Dies gilt in nicht geringerem Maße als für den Osten Europas auch für den pannonischen Raum. Forscher wie Konrad Schünemann, W. Hildebrandt oder Fritz Valjavec, die über ein außerordentliches Material zu verfügen in der Lage waren, haben über das Werden und die Entwicklung des deutschen Kultureinflusses und damit Hand in Hand gehend auch über die Städteentwicklung berichtet und damit auch die Zustimmung namhafter madjarischer Forscher gefunden. Sie alle haben nachgewiesen und durch ihre Forschungen belegt, daß insbesondere die Städte Transdanubiens durchwegs deutscher Entstehung, zum Teil in Anknüpfung an römische Überreste sind, und daß sie ihren deutschen Charakter zumeist bis zum Einsetzen der systematischen Madjarisierung im 19. Jahrhundert erhalten haben, sofern es ihnen nicht überhaupt gelungen ist, ihn in entscheidenden Zügen ihres Stadtbürgertums bis heute zu wahren. Für die Frühzeit fanden diese Ergebnisse eine weitere Bestätigung darin, daß den Madjaren bekanntlich im Mittelalter Kräfte zur Städtegründung im mittel- und westeuropäischen Sinne nicht innewohnten, während ihre Leistung damals in der Herausbildung einer feudalen Herrschaftsschichte lag, die sich im Laufe der Zeit immer mehr auch auf die kleinen Landbesitzer erweiterte und den Begriff der „politischen Nation" bestimmte.

Wir hatten bereits einmal in unserer Zeitschrift (Jahrgang 1940, Seite 192 ff.) auf die sonderbare Erscheinung hingewiesen, daß in jüngster Zeit ungarische Historiker sich über diese auch von madjarischen Fachgenossen anerkannten Tatsachen hinwegzusetzen suchen und Thesen vertreten, in denen von „madjarischen Gründungen" der transdanubischen Städte gesprochen wird. Damals handelte es sich um eine Abhandlung „Ungarisches Bürgertum im Mittelalter" von Elemér Malyusz in der Zeitschrift für deutsch-ungarische Zusammenarbeit „Ungarn" (September 1940). Wir haben damals darauf hingewiesen, daß es angesichts der dieser Zeitschrift gestellten Aufgabe kaum zweckdienlich sei, sie zu solchen Veröffentlichungen zu benützen, die von deutscher Seite nicht unwidersprochen bleiben könnten. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß die Madjaren, die im 9. Jahrhundert als Nomaden nach dem heutigen Ungarn einströmten, erst durch die Tat Stephans des Heiligen zum seßhaften Volk wurden, während die transdanubischen Städte in Fortsetzung der römischen Siedlungen damals schon von deutschen und zum Teil slawischen Siedlern bewohnt waren. Selbst Malyusz mußte zugeben, daß zum Beispiel die Rechtsbücher der mittelalterlichen Städte Transdanubiens überwiegend deutsch abgefaßt waren und daß die Richter und Geschworenen Deutsche zu sein hatten.

Nun hat ein Budapester Geograph, Michael Haltenberger — der früher Ordinarius für Geographie in Dorpat war —, sich diese Thesen Malyusz' zu eigen gemacht und in der Zeitschrift „Geographischer Anzeiger" (Justus Perthes, Gotha, Heft 19/20 des Jahrganges 1941) deutsches Gastrecht dafür in Anspruch genommen, in einem Aufsatz „Der geomorphologische Charakter der Städte Transdanubiens" die geographischen und geschichtlichen Tatsachen zu verwischen und ins Gegenteil zu verkehren. So schreibt Haltenberger u. a. in dieser deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift:

„Dem ethnographischen Charakter nach sind die Städte Transdanubiens ungarische Städte, sie waren nur vom Beginn des 16. Jahrhunderts an vorübergehend deutsche Städte. Heute findet man nur in Sopron (Ödenburg) und Kőszeg (Güns) weniger als 80 v. H. Ungarn, sonst steigt die Zahl überall über 97 v. H. Nur die kleine Stadt Szentgotthard (St. Gotthard) ausgenommen, wo das Ungartum 86 v. H. beträgt."

Der Verfasser weiß also nichts davon, daß Oedenburg bereits im Jahre 859 deutsch war und der madjarische Germanist Mór nachgewiesen hat, daß jene deutsche Bevölkerungsschichte, deren Sprechweise für die heutige Mundart in Ödenburg entscheidend war, schon im 12. Jahrhundert hier siedelte. Er weiß ferner nichts davon, daß auch Güns eine deutsche Gründung ist, daß Matthias Corvinus dieser Stadt die Bestätigung ihrer Privilegien in deutscher Sprache erteilte und im Jahre 1532 deutsche Bürger und Bauern es waren, die hier den türkischen Ansturm aufhielten. Er weiß schließlich auch nichts davon, daß St. Gotthard bereits im Jahre 1343 mit deutschem Recht begabt worden ist. Haltenberger verleugnet sogar, im Gegensatz zu Malyusz, daß diese und die übrigen Städte Transdanubiens im Mittelalter rein deutsche Stadtverfassungen nach süddeutschen

Vorbildern hatten, die Rechtsbücher deutsch geführt wurden und ihre Richter und Geschworenen Deutsche waren. Er verschweigt ferner, daß selbst nach den sehr umstrittenen ungarischen Statistiken Ödenburg im Jahre 1920 noch zur Hälfte deutsch war und in Güns sich noch im Jahre 1900, in St. Gotthard noch im Jahre 1880 die Hälfte der Bewohnerschaft als Deutsche bekannten.

Nicht genug damit. Um den madjarischen Charakter der Landschaft und der in ihr liegenden Städte auch morphologisch zu erweisen, werden — in einer im Deutschen Reiche erscheinenden Zeitschrift — für das nördliche Burgenland und das angrenzende Deutsch-Westungarn vom Geographen Haltenberger die „Ungarischen Alpen" als besondere Landschaftseinheit konstruiert, ohne zu sagen, daß es sich dabei um nichts anderes handelt als um die östlichsten Ausläufer der Ostalpen, also um einen rein deutschen Landschaftstypus. Der zu vier Fünfteln zum Reich gehörige Neusiedler See wird nur als „Fertö" angegeben und die Güns (Zöbernbach) wird zu einem Gyöngyös-Bach. Bezeichnend ist es auch, daß es für den Verfasser noch im Jahre 1941 eine „österreichische Grenze" gibt. Es scheint ihm aus seinem neuen Blickfeld heraus nicht einmal mehr notwendig, in einer deutschen Zeitschrift die alten deutschen Orts- und Landschaftsnamen anzugeben oder er bringt sie höchstens da und dort in Klammern.

Am merkwürdigsten berührt es aber, daß Haltenberger auf der (auf Tafel 28) beigegebenen Karte der „Städte Transdanubiens" (1:1,900.000) die ehemalige Westgrenze Ungarns innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie nun — im Jahre 1941 — mit stärkster Signatur hervorhebt und die heutige Grenze des Deutschen Reiches, die immerhin bereits durch mehr als siebzehn Jahre die Staatsgrenze Ungarns gegen Österreich war, wesentlich schwächer gezeichnet ist, so daß infolge der primitiveren Darstellungsart für den flüchtigen Betrachter der Eindruck entsteht, die ehemaligen burgenländischen Gebiete lägen innerhalb der politischen Grenzen Ungarns. Dieser Eindruck wird noch durch die erwähnte Bezeichnung „Ungarische Alpen", der für das burgenländische Bergland gewählt ist, verschärft. Wenn schon die auf dem Gebiete des ungarischen Staates gelegenen Gewässer in dieser für eine deutsche Zeitschrift geschaffenen Karte, trotz der im Deutschen ausschließlich gebräuchlichen alten deutschen Namen, nur in der madjarischen Form erscheinen, so muß man sich fragen, warum die im deutschen Staatsgebiete fließende Leitha und der zu vier Fünfteln im Reichsgebiet liegende Neusiedler See die gleiche Behandlung erfahren.

Es muß mit allem Nachdrucke darauf hingewiesen werden, daß durch diese Art von Publizistik in deutschen oder der ungarisch-deutschen Zusammenarbeit dienenden Organen auch dem wissenschaftlichen Ansehen nicht genützt wird, denn derartige Versuche fordern notwendige Richtigstellungen heraus und stören das Zusammenwirken in einem Zeitpunkte, in dem die Besten beider Völker mit ihrem Blute im Kampfe um die Neuordnung Europas den unverbrüchlichen Willen zur Erreichung gemeinsamer Ziele besiegeln.

BÜCHER ZUR VOLKSTUMSFRAGE

Deutsche Gestalter und Ordner im Osten, in Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern, herausgegeben von Kurt Lück. Posen 1940.

In der Reihe: Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im mitteleuropäischen Raum (Ostdeutsche Forschungen, Band 12) ist der dritte Band erschienen, der erste im Großdeutschen Reiche: „Deutsche Gestalter und Ordner im Osten", von einem Kreise vorwiegend junger Wissenschaftler unter der Führung Kurt Lücks herausgegeben.

In 35 Lebensbildern wird das Wirken und Schaffen deutscher Menschen in Polen geschildert, vom ersten deutschen Missionar Bruno v. Querfurt an, der ums Jahr 1000 nach Polen zog, bis zu dem Schöpfer des Industriereviers Sosnowitz-Sielce, Ludwig Mauve, dessen Lebenswerk nun dem Deutschen Reich zugute kommen kann.

Das Auf und Ab der deutschen Geschichte und, wie wir aus dem Buche sehen, damit der polnischen Geschichte, spiegelt sich in dem Leben dieser 35 deutschen Menschen wieder. Die Hochzeiten deutschen Lebens sind es, in denen begabte und lebenstüchtige deutsche Menschen in den gestalt-

losen Osten ziehen, um hier ein größeres und weiteres Wirkungsfeld zu finden, als es die deutsche Heimat zu bieten vermag. Hier, im fast unberührten Neuland, entfalten sie eine Wirksamkeit, nicht anders, als lebten sie in ihrer Heimatstadt und würden getragen von der Schaffensfreude ihrer Mitmenschen. Zunächst ist es der Königshof, der mit seinem Bestreben, es den westeuropäischen Höfen gleichzutun, deutschen Menschen eine Wirkungsstätte bietet. Welch wunderschöne, bisher ganz unbekannt gebliebene deutsche Frauengestalt ist allein die Hofmeisterin Ursula Meierin, „der Minister im Weiberrock". Ihr selbstloses Leben ist wie kaum ein zweites Sinnbild dafür, wie deutsche Menschen sich an den Osten geben können, ohne von ihrer deutschen Art zu lassen, sondern gerade aus ihr heraus versuchen müssen, der Weite Grenzen zu setzen, der Gestaltlosigkeit Form zu geben.

Die Blütezeit des deutschen Bürgertums ruft auch in Polen eine Blüte der Städte hervor, wie sie nachmals nicht wieder erreicht worden ist. Da sind deutsche Kaufleute in Krakau, die den König zu Gaste laden, die ihm seine Kriege finanzieren und seine Hochzeiten ausrichten. Da entwickeln sich Handelshäuser, die es mit ihren weltweiten Verbindungen den Fuggern und Welsern gleichtun. Die Buchdruckerkunst wird durch einen Deutschen eingeführt, Schulen und Universitäten blühen auf. Gerade in dieser Zeit der Renaissance und des Humanismus entfalten sich in Polen ganz prachtvolle deutsche Gestalten, wie etwa Johann Thurzo, der Bergwerkspionier, Johann Heydecke, der Stadtschreiber von Krakau, oder das Urbild eines deutschen Bürgermeisters Heinrich Stroband.

Als das von den Religionskämpfen erschöpfte Deutsche Reich dem Osten keine Menschen mehr abgeben kann, beginnt Polen unter der Führung seines eigenen Adels immer stärker zu verfallen. Eine kurze Blüte, besonders in der Baukunst, bringt noch einmal die Zeit der sächsischen Könige, bis dann erst mit dem neuen Aufschwung der Aufklärung wieder deutsche Wissenschaftler nach Polen kommen und in oft rührend anmutenden Bemühungen die kärgliche polnische Wissenschaft entwickeln. Seitdem fließt ein ununterbrochener Strom von deutschen Menschen nach Polen, die die vielen unerschlossenen Möglichkeiten locken und die nun auf allen Gebieten, sei es Wissenschaft, Handel oder Industrie, den Grund für eine blühende Entwicklung legen. Nur einige dieser 35 Menschen gehören zu den „großen Deutschen", alle aber waren gute Deutsche, die ihre deutschen Tugenden an die Gestaltung und Ordnung des Ostens verschwendeten: der Osten hat es ihnen schlecht gedankt. Im Leben der meisten finden wir einen Bruch. Solange ihre eigene Kraft ausreicht, entfaltet sich ihre Tätigkeit in vollem, schönem Schwung. Dann aber, wenn durch die Anerkennung der Mitmenschen der Mut zur Weiterführung und Vollendung des Lebenswerkes gegeben werden sollte, bricht der Schwung jäh ab. Denn diese Anerkennung versagt die polnische Umwelt dem Fremdvölkischen. Für uns liegt die Tragik dieser Menschen darin, daß ihr Lebenswerk einem anderen Volke zugute kam und sich oft sogar gegen das eigene kehrte, sie selber erfuhren den Schmerz, daß das fremde Volk, dem sie ihre Arbeit widmeten, sie ablehnte und so ihr Lebenswerk nicht zur Vollendung gedeihen konnte.

Wir sind gewohnt, die Kolonisation Polens als eine Angelegenheit des deutschen Nordostens zu betrachten. In den Darstellungen dieses Buches nun zeichnen sich Fäden ab, die zeigen, welch großen Anteil auch der deutsche Südosten an der kulturellen Erschließung Polens gehabt hat. Es ergibt sich hier eine Parallele zu der schlesisch-donaubairischen Zusammenarbeit bei der Besiedlung der Karpaten.

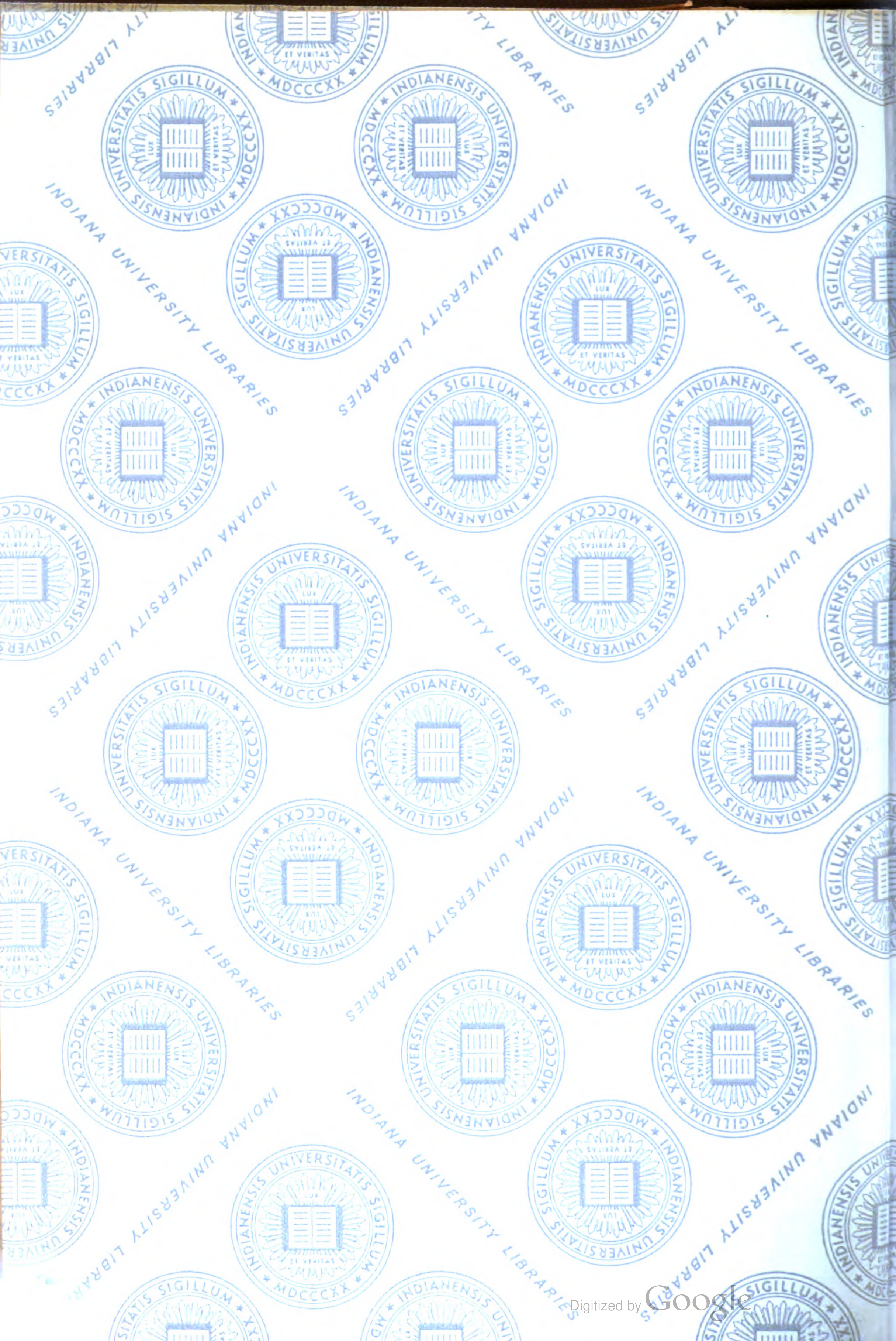
Das Buch ist eine Gemeinschaftsarbeit — und es ist Kurt Lück zu danken, daß er nicht nur wieder, wie in den vorhergehenden Bänden, ein neues Thema aufgeworfen hat, sondern auch einen neuen Weg der Bearbeitung gewiesen hat. Erregten schon die ersten beiden Bücher dieser Reihe den sehnlichen Wunsch, daß diese Fragen auch für die Staaten des Südostens — insbesondere für Ungarn — bearbeitet werden möchten, so ist dieser Wunsch bei diesem dritten noch dringlicher und seine Erfüllung anscheinend leichter. Denn wie Kurt Lück und seine Mitarbeiter bewiesen haben, kann es von Wissenschaftlern, die mitten in der praktischen volkspolitischen Arbeit stehen und außerdem von ganz jungen Kräften bearbeitet werden, die damit eine gute Gelegenheit finden, sich zum erstenmal zu versuchen.

Die einzelnen Kapitel des Buches sind durchwegs von überzeugender Wissenschaftlichkeit, die Darstellung ist bei den meisten darüber hinaus so lebendig und packend, daß das Buch auch eine Bereicherung jeder Schulungs- und Volksbücherei bilden wird. Denn es bildet im besten Sinne des Wortes zugleich Wegweiser und Warner.

Philippi

•

In der Besprechung von Zotz-Richthofen: „Ist Böhmen-Mähren die Urheimat der Tschechen?" (Novemberfolge, S. 212) heißt der dort genannte tschechische Prähistoriker richtig Sranil (irrtümlich Svanil).


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX
LUX ET VERITAS


DD68
.A2V8
1941
3 0000 108 688 221
INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX ET VERITAS
MDCCCXX
DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET
MAR 71
N. MANCHESTER, INDIANA
DEMCO

